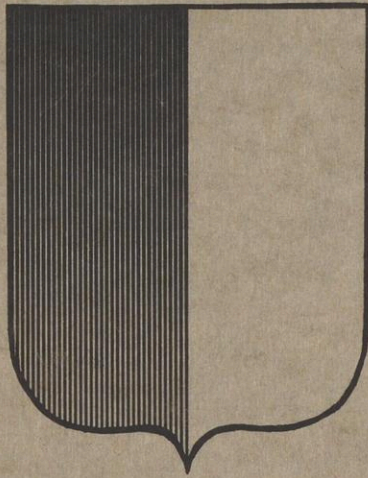


17

Jahrbuch des Vereins
für Augsburger
Bistumsgeschichte e. V.

17. Jahrgang

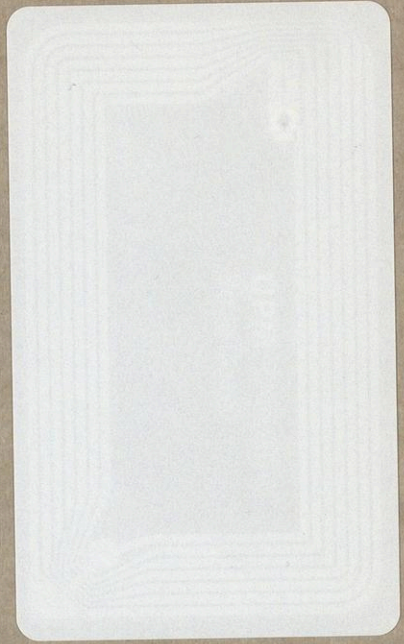


WZ

Z A

5638

MCMLXXXIII



N12<518936598 021



ubTÜBINGEN



Jahrbuch
des Vereins für Augsburger
Bistumsgeschichte e. V.

Jahrbuch des Vereins
für Augsburger Bistumsgeschichte

17. Jahrgang

17. Jahrgang

MCMLXXXIII

Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte e.V.

17. Jahrgang

MCMLXXXIII

Verlag des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte e.V.,
Fronhof 4, 8900 Augsburg.

Herstellung: Augsburger Druck- und Verlagshaus GmbH,
Aindlinger Straße 17-19, 8900 Augsburg

Jahrbuch
des Vereins für Augsburger
Bistumsgeschichte e.V.

IX. Jahrgang
MCMLXXXIII



ISSN 0341-9916

2
ZA 5638 - 17

Schriftleitung:

Professor Dr. Peter Rummel, Dillingen

Für den Inhalt der Aufsätze zeichnen die Verfasser verantwortlich.

Inhaltsverzeichnis

Alexander Huber Ungedruckte Papsturkunden Innozenz III. und Honorius III. (1198–1227) für Empfänger im Bistum Augsburg	7
Peter Rummel Zur Geschichte der Augsburger Dompfarrei im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts	18
Konrad Hecht † Zur Baugeschichte der Stiftskirche St. Lorenz in Kempten	43
Klaus Lingel Aus der Geschichte der Pfarrei St. Gallus in Fremdingen	92
P. Paulus Albert Weißenberger OSB Johannes von Nepomuk und seine Verehrung auf dem Härtsfeld im 18. Jahrhundert	117
Ludwig Dorn Die Augenwende am Gnadenbild in Maria Steinbach Ein Beitrag zum 250jährigen Jubiläum der Wallfahrt 1733–1983	137
Adolf Layer Musikpflege am Hofe des letzten Augsburger Fürstbischofs, des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus (1768–1812)	155
Hermann Fischer und Theodor Wohnhaas Liegende Positive im schwäbischen Orgelbau	170

Franz Wagner Matthäus Murmann und die künstlerischen Beziehungen zwischen Augsburg und Salzburg in der Zeit um 1600	182
P. Paulus Albert Weißenberger OSB Ein seltener Johannes-Duns-Skotus-Druck und seine Bildbeigaben aus dem 18. Jahrhundert in Neresheim	197
Karl Kosel Barockmalerei aus der Kunstsammlung des Priesterseminars	211
Miszelle Viktor Sprandel und Peter Sprandel Ein Spätwerk von Jakob Fröschle entdeckt	227
Hinweise auf bistumsgeschichtliche Literatur	229
Abbildungsverzeichnis	249
Mitarbeiter	252
Vorstandschaft, Mitgliederstand.	253
Verstorbene Mitglieder	253
Vermögensausweis	254

Ludwig Dorn
Die Augenwende am Gedenktag in Maria Steinbach
Ein Beitrag zum 250-jährigen Jubiläum
der Wallfahrt 1733-1983 197

Adolf Lajer
Mausfänger am Hofe des letzten
Augsburger Fürbischofs, des Kurfürsten
Clemens Wenzels (1768-1812) 152

Hermann Fischer und Theodor Wolpert
Liegende Postive im schwäbischen Örtchen
Schrittlings 170

Professor Dr. Peter Rummel, Dilligau
Für den Inhalt der Aufsätze zeichnet die Verfasser verantwortlich.

Ungedruckte Papsturkunden Innozenz III. und Honorius III. (1198–1227) für Empfänger im Bistum Augsburg

Von Alexander Huber

Vorbemerkung

Das Censimento-Unternehmen, in den fünfziger Jahren von Prof. Bartoloni ins Leben gerufen, ediert die original überlieferten Papsturkunden von Innozenz III. bis Martin V. (1198–1417) in Regestenform¹. Die Urkunden werden nach dem topographischen Prinzip, d. h. dem heutigen Aufbewahrungsort, aufgenommen. Stücke aus außerbayerischen Archiven, auch wenn für bayerische Empfänger ausgestellt, bleiben außer Betracht. Umgekehrt ist es Aufgabe des ‚Censimentum Bavaricum‘, alle im BHSTA München befindlichen Papsturkunden zu bearbeiten, also auch solche, die nicht für bayerische Adressaten

Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur

- Chronicon Benedictoburanum, T. 1, ed. Karl Meichelbeck (München 1751) zit.: Meichelbeck I)
 Regesta Honorii Papae III, Bd. 1 (1216–1227), Bd. 2 (1221–1227), ed. P. Pressuti (Rom 1887/95) (zit.: Pressuti nr. . . .)
 Regesta Pontificum Romanorum, Bde. 1–2 (1198–1304), ed. August Potthast (Berlin 1874/75) (zit.: P nr. . . .)
 Regesta sive Rerum Boicarum Autographa..., Bde. 2/4, ed. Heinrich von Lang (München 1823/28) (zit.: RB 2/4)

¹ Franco Bartolini, Per un censimento dei documenti pontifici da Innocenzo III a Martino V (escluso) (Rom 1955), in: Atti del Convegno di studi delle fonti del medio evo europeo in occasione del settantesimo della fondazione dell'Istituto storico italiano (Rom 1957), S. 3–24. Zum Beginn der Arbeit in München vgl. Peter Acht, Der Recipe-Vermerk auf den Urkunden Papst Bonifaz VIII., in: ZBLG 18 (München 1955), S. 243–255, hier S. 243 mit Anm. 1; ders., Drei Fälschungen von Papsturkunden des 13. Jahrhunderts, in: Bulletino dell' Archivio paleografico italiano n. s. Bde. 2–3/T. 1, Festschrift Franco Bartoloni (Rom 1957), S. 33–58, hier S. 33 Anm. 1–2.

bestimmt sind. Dieses Arbeitsprinzip gilt im übrigen für alle am Censimento beteiligten Institutionen².

Im Zuge der Arbeit an den Pontifikaten Innozenz III. und Honorius III. (1198–1227) wurden insgesamt zwanzig für Empfänger im Bistum Augsburg bestimmte Urkunden registriert; eine Editionsweise, auf die sich das Censimento-Unternehmen angesichts der Masse der zu bearbeitenden Stücke aus arbeits- und publikationstechnischen Gründen festgelegt hat³. Urkunden, die rechtlich oder territorialgeschichtlich von besonderem Interesse sind, können – wie im vorliegenden Aufsatz – zur Gänze veröffentlicht werden⁴.

Zehn der oben genannten zwanzig Stücke liegen in älteren Vollabdrucken vor. Von den übrigen zehn ist eines der Wissenschaft bisher unbekannt gewesen⁵, die anderen neun sind nur in knappen und z. T. ungenauen Regesten aus dem vorigen Jahrhundert greifbar⁶. Eine moderne Edition fehlte bis heute. Diese Lücke soll durch die vorliegende Veröffentlichung geschlossen werden⁷. Die Urkunden, nicht nur für den Landeshistoriker von Bedeutung, ergänzen auch die Arbeit von Vock über die Urkunden des Hochstifts Augsburg⁸ und die bisher veröffentlichten drei Lieferungen von Zoepfl/Volkert über die Regesten der Bischöfe und des Domkapitels von Augsburg⁹.

² S. hierzu die fertiggestellten Arbeiten von Anton Largiadèr, *Die Papsturkunden des Staatsarchivs Zürich von Innozenz III. bis Martin V.* (Zürich 1963); ders., *Die Papsturkunden der Schweiz von Innozenz III. bis Martin V.* (T. 1 1198–1304, T. 2 1305–1418) (Zürich 1968/70); Bernard Barbiche, *Les actes pontificaux des Archives nationales de Paris* (T. 1 1198–1260, T. 2 1261–1304) (Paris 1975/78).

³ Bartoloni, S. 3ff.

⁴ S. a. die in Anm. 1 genannten Arbeiten von P. Acht.

⁵ Urk. Honorius III. von 1225 Juni 26, Rieti für Stift St. Stephan in Augsburg (nr. 10).

⁶ Vgl. hierzu die Vorbemerkungen zu den einzelnen Urkunden.

⁷ Die unter nr. 9 aufgeführte Urk. Honorius III. von 1224 April 8, Lateran für Kloster Benediktbeuern liegt zwar gedruckt vor (*Chronicon Benedictoburanum* T. 1, ed. Karl Meichelbeck, München 1751, S. 110), doch ist die Abschrift fehlerhaft, so daß eine Neuedition gerechtfertigt erscheint.

⁸ Die Urkunden des Hochstifts Augsburg 769–1420, ed. Walter E. Vock (Augsburg 1959) = (Veröffentlichungen der Schwäb. Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayer. Landesgeschichte, Reihe 2a/Bd. 7).

⁹ Die Regesten der Bischöfe und des Domkapitels von Augsburg 772–1517, edd. Friedrich Zoepfl/Wilhelm Volkert (Augsburg 1955ff.) (= Veröffentlichungen der Schwäb. Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayer. Landesgeschichte, Reihe 2b/Bd. 1ff.)

1208 Februar 27, Lateran¹⁰

nr. 1

Papst Innozenz III. bestätigt der Praemonstratenserabtei Steingaden die Schenkung der Kirche vom Prem (Gem. LK Weilheim-Schongau) durch den Bischof von Augsburg und die Augustinerkanoniker

Or. BHSTA München (KU Steingaden 21)

– Littera cum filo serico¹¹ – Bleibulle an gelb-roten Seidenschnüren – 21 cm b + 19,5 cm h, Plica 2–2,5 cm.

– Kanzleivermerke¹²:

Recto, auf Plica rechts: W. de Venafro (SchrV)

Verso, links oben: M (von Schreiberhand?)

– Regest: RB 2, S. 30; P nr. 3308

– Druck: ———

§ Honorius § episcopus servus servorum dei dilectis filiis . . . abbati et conventui Stanganden. Pre/-monstratensis ordinis salutem et apostolicam benedictionem. Iustis petentium desideriis facilem nos convenit prebere consensum et vota, que a rationis tramite non discordant, effectu prosequente complere. Eapropter, dilecti in domino filii, vestris iustis postulationibus grato concurrentes assensu ecclesiam in Gebreme^a, quam per donationem venerabilis fratris nostri . . . episcopi et dilectorum filiorum canonicorum Augusten. canonicè vos proponitis assuetos, sicut eam iuste ac pacifice possidetis, vobis et per vos monasterio vestro auctoritate apostolica confirmamus et presentis scripti patrocinio communimus. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre confirmationis infringere aut ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum. Dat. Laterani IIII kl. martii, pontificatus nostri anno undecimo.

¹⁰ Zur Datierung vgl. H. Grotefend, *Zeitrechnung des Deutschen Mittelalters und der Neuzeit* Bd. 1 (Hannover 1891) Taf. 28.

¹¹ Ausführliche Beschreibung der einzelnen Urkundenarten bei Largiadèr, *Papsturkunden Zürich* S. 60–62 und Peter Herde, *Beiträge zum päpstlichen Kanzlei- und Urkundenwesen im 13. Jh.* (Kallmünz/Opf. 1967²) (= Münchener Hist. Studien, Abtlg. Geschichtliche Hilfswissenschaften 1) S. 57–71.

¹² Zur Bedeutung der Kanzleivermerke s. Largiadèr, *Papsturkunden Zürich* S. 66–82.

^a Gebreme auf Rasur (Empfängerhand, rötliche Tinte)

1208 Februar 28, Lateran

nr. 2

Papst Innozenz III. bestätigt der Praemonstratenserabtei Steingaden die von Welf (VI.), dem Gründer der Abtei, festgesetzten Statuten und billigt die bis heute beachteten Gewohnheiten

Or. BHSTA München (KU Steingaden 22)

– L. c. f. s. – Bleibulle an gelb-roten Seidenschnüren – 20,5 b + 18 h, Pl. 2,5

– Kanzleivermerke:

Recto, auf Plica rechts: W. de Venafro (SchrV)

Verso, links oben: M (von Schreiberhand?)

– Regest: RB 2, S. 30; P nr. 3309

– Druck: ———

§§ Honorius § episcopus servus servorum dei dilecto filio . . . abbati Stangandensi Premonstratensis ordinis/salutem et apostolicam benedictionem. Cum a nobis petitur, quod iustum est et honestum, tam vigor equitatis quam ordo exigit rationis, ut id per sollicitudinem officii nostri ad debitum perducatur effectum. Eapropter, dilecte in domino fili, tuis iustis postulationibus inclinati utiles constitutiones a bone memorie Welfone tui monasterii fundatore provide factas et rationabiles consuetudines ibidem conservatas hactenus approbantes illas auctoritate apostolica confirmamus et presentis scripti patrocinio communitimus. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre confirmationis infringere aut ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursum. Dat. Laterani III. kl. martii, pontificatus nostri anno undecimo.

1220 März 9, Viterbo

nr. 3

Papst Honorius III. nimmt Stift Wettenhausen mit seinem gesamten gegenwärtigen wie zukünftigen Besitz in apostolischen Schutz und bestätigt insbesondere die Kirche von Ebersbach (Gem. Kötz/LK Günzburg), die dem Stift vom Bischof von Augsburg übereignet worden ist, sowie das Predium mit dem Patronatsrecht dieser Kirche, das Ritter Gebhard zu seinem und seiner Eltern Seelenheil Wettenhausen vermacht hat

Or. BHSTA München (KU Wettenhausen 2)

– L. c. f. s. – Bleibulle an gelb-roten Seidenschnüren – 28,7–29,5 b + 25,2–25,4 h, Pl. 2,1–2,6

– Kanzleivermerke:

Recto, auf Plica rechts: P. PO (SchrV)

Verso, oben links: Wetdinhusin (EmpfV), oben Mitte: Teo (ProcV)

– Regest: RB 2, S. 104; P nr. 6205, Pressuti nr. 2354

– Druck: —

✠Honorius✠ episcopus servus servorum dei dilectis filiis... preposito et capitulo ecclesie de Wettenhusen salutem et/ apostolicam benedictionem. Cum a nobis petitur, quod iustum est et honestum, tam vigor equitatis quam ordo exigit rationis, ut id per sollicitudinem officii nostri ad debitum perducatur effectum. Eapropter, dilecti in domino filii, vestris iustis postulationibus grato concurrentes assensu personas vestras et ecclesiam de Wettenhusen, in qua divino estis obsequio mancipati, cum omnibus bonis, que impresentiarum rationabiliter possidet aut in futurum iustis modis prestante domino poterit adipisci, sub beati Petri et nostra protectione suscipimus. Specialiter autem ecclesiam de Eberspach, quam venerabilis frater noster... Augustensis episcopus de capitulo sui assensu necnon predium cum iure patronatus ipsius ecclesie vestre pia liberalitate donarunt, sicut ea omnia iuste ac pacifice possidetis et in autenticis exinde confectis plenius dicitur contineri, vobis et per vos ecclesie vestre auctoritate apostolica confirmamus et presentis scripti patrocinio communimus. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre protectionis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursum. Dat. Viterbii VII idus martii, pontificatus nostri anno quarto.

1220 Mai 23, Viterbo

nr. 4

Papst Honorius III. weist den Propst von St. Georg, den Archidiakon H. und den Domkustos von Augsburg an, die Klage des Klosters Wessobrunn, derzufolge Ritter G. von Dillingen, Diöz. Augsburg, in feindlicher Absicht in dessen Besitzungen eingedrungen sei und erheblichen Schaden angerichtet habe, nach Vorladung beider Parteien zu untersuchen und zu entscheiden

Or. BHSTA München (KU Wessobrunn 11)

– Littera cum filo canapis – Bleibulle an Hanfschnur – 18,2–18,5 b + 14,7 h, Pl. 1,8–2

– Kanzleivermerke:

Recto, auf Plica rechts: .P. (SchrV)

Verso, oben Mitte: herzförmiges Zeichen (gleichzeitig?)

– Regest: RB 2, S. 104; P nr. 6257; Pressuti nr. 2449

– Druck: —

Honorius episcopus servus servorum dei dilectis filiis . . . preposito sancti Georgii et H. archidiacono et . . ./custodi Augusten. salutem et apostolicam benedictionem. Dilecti gili . . . abbas et conventus Wezebrunensis nobis conquerendo monstravit, quod G. miles de Dilingen, Augustensis diocesis, in quasdam possessiones eorum hostiliter irruens eis dampna gravia et iniurias irrogavit. Ideoque discretioni vestre per apostolica scripta mandamus, quatinus partibus convocatis audiatis tamen et appellatione remota fine debito terminetis facientes, quod decreveritis per censuram ecclesiasticam, firmiter observari. Testes autem, qui fuerint nominati, si se gratia, odio vel timore subtraxerint, per censuram eandem appellatione cessante cogatis veritati testimonium perhibere. Quod si non omnes hiis exequendis potueritis interesse, duo vestrum ea nichilominus exequantur. Dat. Viterbii X. kl. iunii, pontificatus nostri anno quarto.

1220 Juli 8, Orvieto

nr. 5

Papst Honorius III. nimmt das Benediktinerkloster Ottobeuren mit seinem gegenwärtigen wie zukünftigen Besitz in apostolischen Schutz, bestätigt insbesondere die Kirchen in Ottobeuren (Gem. LK Unterallgäu) und Böhen (Gem. LK Unterallgäu) sowie das Patronatsrecht der Kirche von Sontheim (Gem. LK Unterallgäu) und verbietet ferner, daß der Abt ohne Zustimmung aller oder der Mehrheit der Mönche Besitz des Klosters veräußert

Or. BHSTA München (KU Ottobeuren 8)

– L. c. f. s. – Bleibulle an gelb-roten Seidenschnüren – 27,7–28,1b + 24,7h, Pl. 2,2–2,5
– Kanzleivermerke:

Recto, auf Plica rechts: B.p. (SchrV), oben Mitte: l

Verso, oben Mitte: +Ni []f (ProcV), lesbar

– Regest: RB 2, S. 106; P nr. 6296; Pressuti nr. 2540

– Druck: ———

§§ Honorius §§ episcopus servus servorum dei dilectis filiis . . . abbati et conventui monasterii de Uttemburron ordinis/sancti Benedicti salutem et apostolicam benedictionem. Sacrosancta Romana ecclesia devotos et humiles filios ex assuete pietatis officio propensius diligere consuevit et, ne pravorum hominum molestiis agitentur, eos tamquam pia mater sue protectionis munimine confovere. Eapropter, dilecti in domino filii, vestris iustis postulationibus grato concurrentes assensu personas vestras et monasterium, in quo divino estis obsequio mancipati, cum omnibus bonis, que impresentiarum rationabiliter possidet aut in futurum iustis modis prestante domino poterit adipisci, sub beati Petri et nostra protectione suscipimus. Specialiter autem in Uttemburron et Behain

ecclesias et ius patronatus, quod in ecclesia de Sutham proponitis vos habere, sicut ea omnia iuste ac pacifice obtinetis, vobis et per vos eidem monasterio vestro auctoritate apostolica confirmamus et presentis scripti patrocinio communimus. Districtius insuper inhibemus, ne tu fili abbas sine omnium vel maioris et sanioris partis fratrum tuorum assensu eiusdem monasterii possessiones alienare presumas. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre protectionis, confirmationis et inhibitionis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum. Dat. apud Urbem Veterem VIII idus iulii, pontificatus nostri anno quarto.

1220 Juli 17, Orvieto

nr. 6

Papst Honorius III. bestätigt Kloster Ottobeuren die im gleichen Ort gelegene Pfarrkirche St. Peter, die der Bischof von Augsburg, der Diözesan Ottobeurens, dem Kloster mit Zustimmung seines Kapitels übereignet hat

Or. BHSTA München (KU Ottobeuren 9)

- L. c. f. s. – Bleibulle an gelb-roten Seidenschnüren – 31–32b + 28,8h, Pl. 2,7–3,1
- Kanzleivermerke:
- Recto, auf Plica links: P (SchrV)
- Verso, oben halblinks: Kreuz (ProcV), Ecke oben links: o
- Regest: RB 2, S. 106; P nr. 6306; Pressuti nr. 2559
- Druck: —

✠ Honorius ✠ episcopus servorum dei dilectis filiis . . . abbati et conventui monasterii beatorum martirum/Alexandri et Theodori de Utimburron salutem et apostolicam benedictionem. Cum a nobis petitur, quod iustum est et honestum, tam vigor equitatis quam ordo exigit rationis, ut id per sollicitudinem officii nostri ad debitum perducatur effectum. Eapropter, dilecti in domino filii, vestris iustis precibus inclinati ecclesiam sancti Petri de Utimburron. , quam venerabilis frater noster . . . Augustensis episcopus diocesanus vester de capituli sui assensu monasterio vestro contulit intuitu pietatis, sicut eam iuste ac pacifice possidetis et in eiusdem episcopi litteris exinde confectis plenius continetur, vobis et per vos ipsi monasterio auctoritate apostolica confirmamus et presentis scripti patrocinio communimus. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre confirmationis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum. Dat. apud Urbem Veterem XVI kl. augusti, pontificatus nostri anno quarto.

1220 Juli 17, Orvieto

nr. 7

Papst Honorius III. bestätigt dem Domkapitel von Augsburg die Kirchen von Ettenbeuren (Gem. Kammeltal/LK Günzburg), Anhausen (Gem. Diedorf/LK Augsburg) Holzheim (Gem. LK Dillingen a. d. Donau) und Löpsingen (Gem. Nördlingen/LK Donau-Ries), die dem Kapitel einst von Dompropst Eberhard, dem jetzigen Erzbischof von Salzburg, mit Zustimmung Bischof Udalschalks von Augsburg übereignet worden sind

Or. BHSTA München (KU Augsburg Domkapitel 16)

– L. c. f. s. – Bleibulle an gelb-roten Seidenschnüren – 29,5b + 28,2h, Pl. 3, 3–3,5

– Kanzleivermerke:

Recto, auf Plica rechts: .p.b. (SchrV)

Verso, Rand oben Mitte: Eg (ProcV)

– Regest: RB 2, S. 106; P nr. 6307; Pressuti nr. 2560

– Druck: ———

✠ Honorius ✠ episcopus servus servorum dei dilectis filiis capitulo Augustensi salutem et apostolicam/benedictionem. Iustis petentium desideriis dignum est nos facilem prebere consensum et vota, que a rationis tramite non discordant, effectu prosequente complere. Eapropter, dilecti in domino filii, vestris iustis precibus inclinati de Attenburen, de Annenhusen, de Holzheim et de Lebzingen ecclesias, quas venerabilis frater noster Eberhardus nunc Salzbergensis archiepiscopus tunc vero prepositus vester, ad quem ipsarum ecclesiarum donatio pertinebat, de assensu bone memorie Udelskali episcopi Augustensis pia vobis liberalitate concessit, sicut eas iuste ac pacifice possidetis, auctoritate vobis apostolica confirmamus et presentis scripti patrocinio communimus. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre confirmationis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum. Dat. apud Urbem Veterem XVI kl. augusti, pontificatus nostri anno quarto.

1222 Mai 10, Alatri

nr. 8

Papst Honorius III. nimmt das Kollegiatstift St. Moritz zu Augsburg mit seinem gegenwärtigen wie zukünftigen Besitz in apostolischen Schutz und bestätigt insbesondere die Kirche von Memmenhausen (Gem. Aichen/LK Günzburg), die dem Stift vom Bischof von Augsburg auf Wunsch und mit Zustimmung seines Kapitels übereignet worden sind

Or. BHSTA München (KU Augsburg St. Moritz 9)

- L. c. f. s. – Bleibulle an gelb-roten Seidenschnüren – 31,8b + 23,3h, Pl. 2,6–2,9
- Kanzleivermerke:
- Recto, auf Plica links: 2 Buchstaben nicht lesbar (SchrV?)
- Verso, oben Mitte: Rechteckiges Zeichen (ProcV)
- Regest: RB 4, S. 742; P nr. 6825b–26086 (Mai 9); Pressuti nr. 3945 (Mai 9)
- Druck: ———

✠ Honorius ✠ episcopus servus servorum dei dilectis filiis . . . preposito et capitulo ecclesie sancti Mauritii Augustensis/salutem et apostolicam benedictionem. Sacrosancta Romana ecclesia devotos et humiles filios ex assuete pietatis officio propensius diligere consuevit et, ne pravorum hominum molestiis agitentur, eos tamquam pia mater sue protectionis munimine confovere. Eapropter, dilecti in domini filii, vestris iustis postulationibus grato concurrentes assensu personas vestras et locum, in quo divino estis obsequio mancipati, cum omnibus bonis tam ecclesiasticis quam mundanis, que impresentiarum rationabiliter possidetis aut in futurum iustis modis prestante domino poteritis adipisci, sub beati Petri et nostra protectione suscipimus. Specialiter autem ecclesiam de Mimminusin, quam venerabilis frater noster . . . Augustensis episcopus de voluntate sui capituli et assensu ad communem usum mense vestre pia nobis liberalitate donavit, quoniam eam iuste canonice ac pacifice possidetis et in nullius dinoscitur preiudicium redundare, vobis auctoritate apostolica confirmamus et presentis scripti patrocinio communimus. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre protectionis et confirmationis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum. Dat. Alatri VI idus maii, pontificatus nostri anno sexto.

1224 April 8, Lateran

nr. 9

Papst Honorius III. bestätigt Kloster Benediktbeuern die Kirche von Beuerbach (Gem. Weil/LK Landsberg a. Lech), die der Bischof von Augsburg dem Kloster mit Zustimmung seines Kapitels übereignet hat

Or. BHSTA München (KU Benediktbeuern 29)

- L. c. f. s. – Bleibulle an gelb-roten Seidenschnüren – 22b + 17,2–18h, Pl. 1,8
- Kanzleivermerke:
- Recto, auf Plica rechts: S (SchrV)
- Verso, oben Mitte: B (ProcV od. EmpfV), Ecke oben links: G
- Regest: RB 2, S. 144; P nr. 7221; Pressuti nr. 4930
- Druck: Meichelbeck I, S. 110

¶ Honorius ¶ episcopus servus servorum dei dilectis filiis . . . abbati et conventui monasterii de Burrun/salutem et apostolicam benedictionem. Iustis petentium desideriis dignum est nos facilem prebere consensum et vota, que a rationis tramite non discordant, effectu prosequente complere. Eapropter, dilecti in domino filii, vestris iustis postulationibus grato concurrentes assensu ecclesiam in Burbach vobis a venerabili fratre nostro Augustensi episcopo de capituli sui assensu pia et provida liberalitate concessam, prout in eorum litteris dicitur plenius contineri, sicut eam iuste canonice ac pacifice possidetis, vobis et per vos monasterio vestro auctoritate apostolica confirmamus et presentis scripti patrocinio communimus. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre confirmationis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum. Dat. Laterani VI idus aprilis, pontificatus nostri anno octavo.

1225 Juni 26, Rieti

nr. 10

Papst Honorius III. bestätigt Stift St. Stephan zu Augsburg die Kirche von Bergheim (Gem. Augsburg) mitsamt ihrem Zubehör, die der Bischof von Augsburg dem Stift mit Zustimmung seines Kapitels übereignet hat

Or. BHSTA München (KU Augsburg St. Stephan 4)

– L. c. f. s. – Bleibulle an gelb-roten Seidenschnüren – 20–20,5b + 17,3–17,8h, Pl. 1, 8

– Kanzleivermerke:

Recto, auf Plica rechts: er (SchrV)

Verso, Rand oben Mitte: dreieckiges Zeichen, durch eingeschriebenes Kreuz in 4 Flächen aufgeteilt (ProcV)

– Regest: ———

– Druck: ———

¶ Honorius ¶ episcopus servus servorum dei dilectis in Christo filiabus . . . abbatisse ac conventui monasterii sancti Stephani Augustensis salutem et apostolicam benedictionem. Iustis petentium desideriis dignum est nos facilem prebere assensum et vota, que a ratione tramite non discordant, effectu prosequente complere. Eapropter, dilecte in domino filie, vestris iustis precibus inclinati ecclesiam de Perkaim cum pertinentiis suis a venerabili fratre nostro . . . Augustensi episcopo diocesano loci capituli sui accedente consensu vobis ad communem usum mense vestre pia et provida liberalitate concessam, sicut eam iuste canonice ac pacifice possidetis ac in ipsius episcopi litteris plenius dicitur contineri, vobis et per vos monasterio vestro auctoritate apostolica confirmamus et presentis scripti patrocinio comunimus. Nulli ergo hominum liceat hanc

paginam nostre confirmationis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum. Dat. Reate VI kl. iulii, pontificatus nostri anno nono.

1225 Juli 14, Rieti

nr. 11

Papst Honorius III. bestätigt den zwischen dem Augustinerchorherrenstift Hl. Kreuz zu Augsburg auf der einen, Bischof und Domkapitel von Augsburg auf der anderen Seite friedlich vollzogenen Gütertausch in Hammel (Gem. Neusäß/LK Augsburg) wegen der Kirche zu Bobingen (Gem. LK Augsburg) und deren Zubehörs

Or. BHSTA München (KU Augsburg Hl. Kreuz 5)

- L. c. f. s. – Bleibulle an gelb-roten Seidenschnüren – 20–20,5b + 17–17,5h, Pl. 1,9
- Kanzleivermerke:
- Verso, oben Mitte: Theotonicus (ProvV), Ecke oben links: W
- Regest: RB 4, S. 742; P nr. 7441b–26143; Pressuti nr. 5558
- Druck: ———

§§ Honorius §§ episcopus servus servorum dei dilectis filiis capitulo sancto Crucis Augustensis ordinis/sancti Augustini salutem et apostolicam benedictionem. Iustis petentium desideriis dignum est nos facilem prebere consensum et vota, que a rationis tramite non discordant, effectu prosequente complere. Eapropter, dilecti in domino filii, vestris iustis postulationibus grato concurrentes assensu concambium bonorum in Hameln, quod inter vos^a ex parte una et venerabilem fratrem nostrum... episcopum et capitulum Augustensem ex altera super ecclesiam de Bobingen cum pertinentiis suis et rebus aliis amicabiliter intercessit, sicut sine pravitate provide factum est et ab utraque parte sponte recepta et hactenus pacifice observata, auctoritate apostolica confirmamus et presentis scripti patrocinio communimus. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre confirmationis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum. Dat. Reate II idus iulii, pontificatus nostri anno nono.

^a concambium bonorum in Hameln, quod inter vos auf Rasur von anderer Hand und Tinte, Empfängerhandschrift?

Zur Geschichte der Augsburger Dompfarrei im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts

Von Peter Rummel

Die Augsburger Dompfarrei „Unserer Lieben Frau“, die bedeutendste und größte der sechs Pfarreien der Reichsstadt¹, zählte laut Angabe des Seelenbeschreibs von 1789 insgesamt 6958 Gläubige, davon waren 6006 Kommunizierende, 153 nur Beichtende, 799 Kleinkinder und 1144 Ehepaare². Diese statistischen Angaben aber sagen noch nichts über das religiöse Leben, die Frömmigkeitshaltung, über die Probleme und Sorgen aus, die den Dompfarrer, in erster Linie allerdings den Dompfarrhelfer bedrückten, der mit zwei Hilfsgeistlichen – zeitweise auch nur mit einem Kaplan – die eigentliche Last und Verantwortung der Seelsorgsarbeit zu tragen hatte. Titel und Pfründe des Dompfarrers besaß damals von 1757 bis 1791 der Domherr und zeitweilige Generalvikar Franz Bernhard Friedrich Bruno Maria Freiherr v. Hornstein³. Während seiner Amtszeit wirkten als Dompfarrvikare, oder wie die offizielle deutsche Bezeichnung lautete, als Dompfarrhelfer Ambrosius Schnaderbeck, Michael Stegmüller und ab 1780 Johann Georg v. Wagner⁴, den König Max I.

¹ Dompfarrei – St. Ulrich und Afra – St. Moritz – Heilig Kreuz – St. Georg – St. Stephan

² Archiv Bistum Augsburg (ABA) Bo 2218; J. L. Mayr, *Moderna Ecclesia Augustensis*, Augsburg 1762, S. 68 gibt sehr ungenau etwa 10 000 Katholiken an. Der Seelenbeschrieb von 1800 dagegen bietet detaillierte Angaben: 3033 Katholiken in der Altstadt, 2968 in der Jakobervorstadt, 356 in der Fuggerei und 73 außerhalb der Stadtmauer. Dazu kommen noch etwa 50 kapitlische Personen. Vgl. ABA Bo 2218

³ A. Haemmerle, *Die Canoniker des Hohen Domstiftes zu Augsburg bis zur Säkularisation* (Matrizendruck), Augsburg 1935, Nr. 507 (Haemmerle, *Domstift*). Das Domkapitel wählte aus den eigenen Reihen den Domscholaster, der eo ipso Dompfarrer wurde. Ihm unterstanden der Vicarius perpetuus und ein oder zwei Hilfspriester aus der Gruppe der Domvikare oder „ex Titulariis Reverendiss. Capituli“. Vgl. J. L. Mayr, *Moderna Ecclesia Augustensis*. Augsburg 1762, S. 68

⁴ Personalangaben zu den genannten Dompfarrhelfern: Ambrosius Schnaderbeck, geb. 1676 in Landsberg, Priesterweihe 1699, Chorvikar 1708, Pfarrer von St. Stephan, Dompfarrvikar, gest. nach 1762 – Michael Stegmüller, geb. 1718 in Villenbach, Lk. Dillingen, Priesterweihe 1745, Pfarrer v. St. Stephan und Dompfarrvikar 1763–1780 – Dr. theol et jur. Johann Georg Wagner, geb. 1748 in Waldmünchen, Diöz. Regensburg, Priesterweihe 1770, Cooperator an der Dompfarrei 1774, Sekretär des Generalvikariats, Domvikar 1776, Geistlicher Rat und Adelstitel, 1780–1810 Dompfarrvikar, 1810–1814 Dompfarrer, gest. 10. 4. 1814. Vgl. dazu: Augsburger Schematismen 1762, 1766, 1774, 1813, 1814; Augsburger Kirchen- und Hofkalen-

Joseph v. Bayern nach der Neuorganisation des Augsburger Kirchenwesens im Juli 1810 zum Dompfarrer und Stadtdekan ernannt hat⁵. Bis zu seinem Tod im Jahr 1814 hat Johann Georg v. Wagner 34 Jahre lang tatkräftig und energisch die Dompfarrei pastoriert. Über die Probleme, mit denen er sich zu Beginn seiner Tätigkeit auseinandersetzen mußte und über die Methoden, mit denen die Seelsorge damals ausgeübt wurde, hat v. Wagner in den Jahren 1782 und 1789 zwei umfangreiche Berichte verfaßt⁶. Bevor man sich jedoch mit dem Inhalt beschäftigt, sollte bedacht werden, daß Promemorien dieser Art nur einen Teilaspekt der Gesamtsituation aufzeigen. Sie dienten dazu, auf Fehlhaltungen und Mißstände aufmerksam zu machen. Sie erwähnen dagegen kaum die vielen positiven Faktoren, die ebenfalls die Frömmigkeitshaltung des ausgehenden 18. Jahrhunderts bestimmten. Diese Tatsache muß man sich stets vor Augen halten, um vorschnelle Fehlurteile zu vermeiden.

Anlaß und Vorgeschichte der vorliegenden zwei Berichte reichen letztlich in das Jahr 1767 zurück. Damals hatte der Augsburger Bankier Johann v. Obwexer für das neue Priesterseminar in Pfaffenhausen 50 000 fl und für andere fromme Zwecke nochmals 7400 fl gestiftet, damit allerdings gewisse Auflagen verbunden. U. a. sollte das Augsburger Bistum künftig alle zwei Jahre durch bischöfliche Beauftragte visitiert werden⁷. Der Tod des Fürstbischofs Joseph Landgraf von Hessen-Darmstadt im Jahr 1768 verhinderte zunächst die Durchführung. Sein Nachfolger aber, Kurfürst Clemens Wenzeslaus, wollte die dem bischöflichen Stuhl auferlegte Verpflichtung erfüllen, und er ernannte deshalb den langjährigen Regens von Pfaffenhausen und Pfarrer von Hasberg, Josef Anton Steiner⁸ zum Generalvisitator. Dieser arbeitete einen Fragenkatalog für alle Bistumspfarreien aus, der die nachfolgenden Visitationen vorbereiten sollte. In fünf Sitzungen des Generalvikariats wurde im Laufe der Jahre 1774/75 der von Steiner nach dem Vorbild von bereits vorhandenen Schemata anderer Diözesen erstellte Katalog eingehend besprochen⁹. Obwohl der Dillinger Kanonikus von

der ab 1779; Augsburger Generalschematismus bis 1762; H. Dussler, Johann Michael Feneberg und die Allgäuer Erweckungsbewegung. Kempten 1959, S. 201 (Dussler, Feneberg); Geburtsdatum von Stegmüller, in: Taufmatrikel Villenbach (freundliche Mitteilung des Pfarramtes Welden)

⁵ Königlich-Baierisches Regierungsblatt 1810, Sp. 564

⁶ ABA Bo 2218 vom 20. 5. 1782 (S. 1–114) und 8. 6. 1789 (Entwurf mit 60 Seiten). Diese Berichte sind von A. Gulielminetti, Klemens Wenzeslaus, der letzte Fürstbischof in Augsburg, und die religiöse Reformbewegung, in: AGHA Bd I. Dillingen 1909–1911, S. 493–598 nicht benützt worden.

⁷ Th. Specht, Geschichte des ehemaligen Priesterseminars Pfaffenhausen, in: JHVD (1917), S. 32 ff; F. X. Thalhofer, Beiträge zur Geschichte der Katechese im Bistum Augsburg nach der Glaubenserneuerung, in: Katechetische Blätter N.F.1 (1900), S. 394 ff

⁸ Dussler, Feneberg S. 201

⁹ ABA Bo 1971

St. Peter und Bischöfliche Geheime Rat Johann Nep. Christoph Bezel¹⁰ heftige Einwände erhob, die Beantwortung der 273 gestellten Fragen in der Praxis für unmöglich hielt und sich für unangemeldete Visitationen aussprach, um die wahren Zustände einer Pfarrei zu erfahren, stimmte die Mehrzahl der Geistlichen Räte, vor allem aber „Seine Durchlaucht“ für den Plan Steiners. Dieser vorgesehene Fragenkatalog sollte nämlich nicht nur Aufschluß über die Verhältnisse aller Bistumpfarreien geben, sondern zugleich die Pfarrer anleiten, bestehende Mißstände im Hinblick auf eine künftige Visitation zu beseitigen¹¹.

Unter dem 24. Mai 1775 erschien ein Erlaß des Fürstbischofs. Darin heißt es u. a.: „Dannach wir von dem wirklichen Zustande des Realis Ecclesiastici et Parochialis Unseres ganzen Bischtumes Augsburg eine genaue und umständige Kenntniß nöthig haben; als befehlen wir sammtlichen Land-Decanis, Pfarrern, derselben Vicariis und Curatis erstgedenkt Unsers Bischtumes hiemit gnädigst, daß sie auf die in anliegenden Exemplarien, wovon jedem zwey zugestellet werden, enthaltenen Fragen die Beantwortung gleichlautend gewissenhaft beysetzen . . .“¹². Ein Exemplar sollte im Pfarrarchiv aufbewahrt, das zweite über die Dekane bis Ende Juli 1775 an den Geistlichen Rat Steiner übersandt werden. Außerdem wies der Fürstbischof die Geistlichen an, jährlich die sich ergebenden Ergänzungen des Fragebogens nach Augsburg zu melden.

Diese „Fragepunkten. Welche jeder Pfarrer des Bischtums Augsburg in Betreff der untergebenen Pfarreyen sowohl als Filialen, nach Ausweis des dießfalls erlassenen Generalis zu beantworten hat“¹³, gliedert sich in zwei große Kapitel „Ecclesiastica“ mit 159 und „Parochalia“ mit 114 Fragen. Sie werden in folgende Abschnitte unterteilt:¹⁴

¹⁰ Dussler, Feneberg S. 201; P. Obladen, *Moderna Ecclesia Augustana*. Augsburg 1774, S. 14

¹¹ ABA Bo 1971

¹² J. A. Steiner, *Acta selecta Ecclesiae Augustensis*, 2 Teile. Augsburg 1785–1789, S. 351

¹³ Diese Fragepunkte lagen nach Aussage Thalhofers (vgl. Anm. 7) gebunden im Augsburger Diözesanarchiv. Heute sind sie nicht mehr aufzufinden, wahrscheinlich sind sie 1944 verbrannt. Jetzt gibt es nur noch vereinzelt Exemplare in den Pfarreiakten des ABA und in den Pfarrarchiven, z. B. in Donauaheim.

¹⁴ Die Fragen unter „Ecclesiastica“ beziehen sich auf die Aufbewahrung der heiligen Hostien, den Zustand des Tabernakels, den Baubefund und die Ausstattung der Kirche, die Feier besonderer Feste, die Kirchenrechnung, den Glockenturm, die Altäre, die Verehrung besonderer Reliquien, die Beschaffenheit der hl. Öle, des Taufbrunnens, der Beichtstühle, der Sakristei mit den heiligen Geräten und Gewändern, schließlich auf den Zustand des Friedhofes.

Die Fragen unter „Parochalia“ beziehen sich auf die Geschichte und Größe der Pfarrei, deren Einkünfte und Lasten, das Patronatsrecht, die Geistlichen, in der Pfarrei liegende Wohltätigkeitsanstalten und auf Wegkapellen; ferner auf die Gottesdienstordnung, pfarrliche Verpflichtungen und Jahrtagstiftungen, die Beobachtung der Fasttage, die Verkündigung des Gotteswortes in der Predigt und Christenlehre, das Schulwesen, auf Prozessionen und sonstige Andachten, auf die notwendigen gottesdienstlichen und pfarramtlichen Bücher, die Stolgebühren und endlich auf das Landkapitel.

1. *Bogen*. Circa Eucharistiam – c. Tabernaculum – c. Ecclesiam – c. SS. Ritus Ecclesiae – c. dotem seu Reditus Ecclesiae – c. Fabricam Ecclesiae et Campanile – c. Altaria – c. SS. Reliquias – c. S. Olea – c. Baptisterium – c. sedes confessionales – c. Sacristiam – c. sacram Supellectilem Sacristiae – c. Coemeterium.

Der 2. *Bogen*, der mit „Parochialia“ überschrieben ist, gliedert sich wie folgt: Circa Parochias et Filiales – c. reditus Parochiae – c. onera Parochial. – c. jus Patronatus – c. Cooperaturas – c. Beneficiatos, Curatos et non Curatos, nec non Primissarios – c. Hospitalia – c. Oratoria Viarum seu Capellulas – c. Officium divinum – c. Obligationes Hebdomadales – c. Aniversaria – c. Festa et jejunia – c. Conciones – c. Catecheses – c. Scholarum Magistros – c. Processiones publicas – c. devotiones privadas – c. libros Ecclesiasticos et Parochiales – circa Stolum – c. Capitula Ruralia.

Dieser sehr ausführliche Fragebogen wurde – wie von vornherein beabsichtigt – als Grundlage für die in den Jahren 1775 bis 1782 und 1786 durchgeführten Visitationen verwendet. In der Reichsstadt Augsburg visitierte Fürstbischof Clemens Wenzeslaus 1777 persönlich die Stadtpfarreien; er begann mit der Dompfarre „Unserer Lieben Frau“.

Am Sonntag Reminiscere, den 23. Februar, 1777 verlas Pfarrvikar Michael Stegmüller von der Domkanzel die öffentliche Ankündigung; am Donnerstag, den 27. Februar, erfolgte der Visitationsakt¹⁵. Nach Beendigung der Tageshoren und eines gesungenen Hochamts fuhr der Fürstbischof, bekleidet mit der Cappa magna, von der Residenz her zum Dom. Hier begrüßten ihn die Mitglieder des Kapitels und die übrigen Domgeistlichen und empfingen das Weihwasser aus der Hand des Oberhirten. Beim Einzug in das Gotteshaus läuteten alle Glocken und die Orgel spielte festliche Weisen. Nach kurzer Adoratio vor dem ausgesetzten Allerheiligsten am Herz-Jesu-Altar legte Clemens Wenzeslaus einen violetten Rauchmantel an, begab sich zum Pfarraltar, betete hier für die verstorbenen Bischöfe, anschließend im Kreuzgang für die dort ruhenden Domherren und in der „finsternen Gräbd“ und im „kleinen Frauenhof“¹⁶ für alle an diesem Platz bestatteten Toten. Die Prozession ging wieder in den Dom zurück. Dort vertauschte „Fürstliche Durchlaucht“ das violette Pluviale mit einem weißen und begann unter Assistenz des Dompropstes Johann Nep. August Ungelter v. Deisenhausen¹⁷, des Dekans Johann

¹⁵ ABA Bo 1971

¹⁶ Zur „finsternen und lichten Gräbd oder Grät“ vgl. J. Bartel, Augsburg-Lexikon. Augsburg 1978, S. 25; P. Braun, Die Domkirche in Augsburg. Augsburg 1829, S. 53. Die „lichte Grät“ wurde auch kleiner Frauenhof genannt.

¹⁷ A. Schröder, Die Augsburger Weihbischöfe, in: AGHA Bd. V. Dillingen 1916–1919, S. 486–510; A. Layer, Die Freiherren Ungelter von Deisenhausen in Höchstädt, in: Der Landkreis Dillingen a. d. Donau 2. Aufl. Dillingen 1982, S. 400f

Joseph Anselm Eustach Freiherr v. Westernach¹⁸ und des Sekretärs Anton Cölestin Nigg¹⁹ die eigentliche Visitation. Eingehend besichtigte er den Choralaltar, den Herz-Jesu-Altar mit dem Tabernakel, die Pfarrsakristei, schließlich die Johanneskirche mit dem Taufbrunnen. Dann prüfte er in Anwesenheit einer großen Schar von Gläubigen vor dem Kreuzaltar die Kinder der Dompfarrei in der Christenlehre. Um 12 Uhr war die Visitation beendet und der Kurfürst fuhr in die Residenz zurück.

Das von Cölestin Nigg verfaßte Protokoll²⁰ enthielt wenig Beanstandungen: Der Hochaltar war sauber, nur die kurzen Altartücher entsprachen nicht ganz den bischöflichen Vorstellungen. Gleiches galt für den Sakramentsaltar. Auf Fragen des Visitators bemerkte Pfarrhelfer Michael Stegmüller, daß die im Ziborium und in den zwei Ostensorien befindlichen Hostien monatlich erneuert würden. Der Sekretär jedoch bezweifelte diese Auskunft. In der Sakristei allerdings gab es Anlaß zum Tadel: Nur ein sehr unvollständiges Inventar der geistlichen Gerätschaften lag auf. Auch waren die Meßbücher, vor allem die Missalen für die Totengottesdienste alt und zerfetzt; außerdem mangelte es an sauberen Purifikatorien. In einer Monstranz entdeckte Seine Durchlaucht Staub; das unverschlossene Sacrarium erregte ebenso seinen Unwillen wie der sauer riechende Meßwein von schlechter Qualität und verschiedene zerrissene Paramente. Vor allem beanstandete er die Statue eines Jesusknaben, deren weitere Aufstellung er streng untersagte²¹. Schließlich vermeldete noch das Protokoll, daß drei Monstranzen, drei Ziborien und 22 Kelche mit Patenen vorhanden und im großen und ganzen in gutem Zustand waren²².

Wenig erfreuliches jedoch ergab die Visitation in der Johanneskirche: die Leuchter waren schmutzig und voller Fliegen, der Schmuck äußerst dürrtig und der Taufbrunnen verunreinigt. Ein für die Taufhandlung benötigter Tisch fehlte, so daß die Kinder auf den Kreuzaltar gelegt werden mußten. Vor allem aber vermifste der Bischof die Apostelkreuze an den Wänden der Kirche. Es stellte sich deshalb die Frage, ob das Gotteshaus überhaupt einmal konsekriert worden sei.

Dieses knappe Protokoll bildete allerdings nur die Grundlage für 65 „Visitationsmonita“²³, die unter Heranziehung der eingangs erwähnten „Fragepunk-

¹⁸ Haemmerle, Domstift Nr. 939

¹⁹ A. Haemmerle, Die Canoniker der Chorherrenstifte St. Moritz, St. Peter und St. Gertrud in Augsburg bis zur Säkularisation (Matrizendruck). Augsburg 1938, Nr. 381

²⁰ ABA Bo 1971

²¹ Nach Aussage von Dompfarrvikar v. Wagner stand diese Figur noch im Herbst 1780 auf dem Tabernakel des Sakramentsaltars und wurde dann erst entfernt.

²² Diese Zahl stimmt nicht mit den Angaben des Pfarrhelfers (s. S. 25) überein

²³ Der Wortlaut der Visitationsmonita ist dem Bericht vom 20. Mai 1782 zu entnehmen, dort werden sie wörtlich angeführt

ten“ von 1775 vermutlich von Josef Anton Steiner erarbeitet und an den Dompfarrhelfer Michael Stegmüller geschickt wurden. Sie enthielten eine ganze Reihe erheblicher Beanstandungen. Stegmüller aber, schon alt und kränklich, reagierte nicht darauf. Erst sein Nachfolger, der 32jährige Johann Georg v. Wagner, machte sich in mühevoller Arbeit daran, das Versäumte nachzuholen. Er stellte 1782 in einem „Unterthänig gehorsamsten Bericht über die aus Gelegenheit der im Jahre 1777 gnädigst vorgenommenen bischöfl. Visitation meinem Hr. Vorfahrer Michael Stegmüller Dompfarrhelfer sel. zugestellten Visitations-Monita“ alle Antworten zusammen. Darüber hinaus fügte er eigene Beobachtungen und Verbesserungsvorschläge bei, die einen Einblick in die Verhältnisse der Dompfarrei, der Seelsorgsarbeit gegen Ende des 18. Jahrhunderts und in die schulischen und sozialen Zustände geben. Sieben Jahre später wandte sich v. Wagner erneut an den Fürstbischof, um über die erreichten Verbesserungen zu berichten. Zugleich aber äußerte er seine Enttäuschung darüber, daß vieles beim alten geblieben wäre, da ihm die erwartete Unterstützung von Seiten des Domkapitels und des katholischen Magistrats nicht zuteil geworden sei.

Im folgenden wird nun in systematischer Zusammenstellung der wesentliche Inhalt dieser zwei Berichte dargeboten, die zahlreiche Details zur Geschichte der Augsburger Dompfarrei im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts enthalten.

I. Die Domkirche – Ausstattung und Zustand

Eine Anzahl der erwähnten Visitationsmonita befassen sich mit der mangelhaften Ausstattung und tadeln die Unsauberkeit der Kirche und vor allem der Pfarrsakristei. Pfarrhelfer v. Wagner sah die eigentliche Ursache dafür in der finanziellen Armut und verlangte 1782 die Errichtung einer eigenen Pfarrfabrik, d. h. einer Pfarrkirchenstiftung, und eines besonderen Fonds zur Bestreitung der notwendigen Ausgaben. Das Domkapitel erkannte „die Richtigkeit der Sache“ und „Beratschlagte sich in besonderen Konferenzen“, es holte auch die Stellungnahme des Pfarrhelfers zu weiterer „Deliberation“ ein. Über das Ergebnis der Verhandlungen berichtete v. Wagner sieben Jahre später: „Das hohe Domkapitel sah zwar die Nothwendigkeit der Sache ein . . . Es wurden verschiedene gutächtliche Vorschläge eingeholt, darüber Konferenzen gehalten, doch zum endlichen Abschluß blieb alles beim Alten und die Dompfarrsakristey wurde abermal ihrer Armut und Schicksal überlassen . . .“

Wohl hatte das Kapitel unmittelbar nach der Visitation von 1777 eine Anzahl neuer Altartücher, Alben, Missalen und Kaseln gekauft, und damit die „bisherige Dürftigkeit“ zu beheben versucht, doch konnte diese einmalige Maßnahme keine dauerhafte Lösung darstellen, da die Sachen „bald wieder abgenützt“ wurden, zumal es den zwei Dompfarmesnern und ihrem „Knecht“ an Rein-

lichkeit und Dienstfeier mangelte. Pfarrhelfer v. Wagner sah keine andere Möglichkeit zur Überwindung der bestehenden Schwierigkeiten als ein persönliches Machtwort Seiner Durchlaucht an das hohe Domkapitel, damit die Armseligkeit gesteuert und eine gute Ordnung eingeführt werden konnte.

Das galt zunächst für die *Pfarrsakristei*. Hier fehlten immer noch das 1777 vom Fürstbischof monierte Inventarium und eine Anzahl von *Paramenten*, die in den „Fragepunkten“ vermerkt worden waren. Was die Meßgewänder betraf, so waren vor allem die aus der Johanneskirche reparaturbedürftig. Da täglich „ettliche 30 Messen“ gelesen wurden, so mußten an Sonn- und Werktagen die gleichen Paramente verwendet werden. Zwar hatte der Dompfarrvikar aus Grabeinnahmen der „finsternen Gräbd“ und aus dem Verkauf von „Leichenwachs“ eine gewisse Geldsumme erübrigt, um einige Sonntagsmeßgewänder anschaffen zu können, doch die „Vierherren“²⁴ und auch „gewisse gemeine Priester“ wollten sich nicht mit den Werktagkaseln begnügen und verlangten von den Mesnern, deren Knecht oder den Ministranten immer die neuen, so daß diese ebenfalls schnell abgewetzt wurden. Außerdem liehen die Mesner ohne Erlaubnis Paramente an Neben- und Privatkapellen aus.

Auch die Alben und Schultertücher bedurften einer besseren Pflege. Diese wurden halbjährlich gewechselt und von einem Mesner gegen zusätzliche Bezahlung gewaschen. Für Neuanschaffungen hatte die Dompfarrei kein Geld. Geistlicher Rat v. Wagner verlangte mehr Sorgfalt beim Ankleiden, damit die Alben nicht auf dem Boden herumgezogen und zusätzlich verschmutzt würden. Vor allem sollten die Korporalien und Kelchtüchlein öfter gewechselt werden, da sich z. T. Schimmel bildete: doch mangelte es an der nötigen Anzahl. Gleiches galt für die Handtücher beim Lavor in der Sakristei: „Manchmal sieht das Handtuch gleich am ersten Tag sehr gräßlich aus, und könnte man glauben, daß mancher Priester sich das ganze Jahr über zu Hause nicht wasche. Nehme ich solche Unreinlichkeit in Acht, wird freilich die Abwechslung anbefohlen, aber erst nach der 2. oder 3. Ermahnung vollzogen, wodurch man ermüdet wird. Ich bin der Meynung, daß wöchentlich 2 Handtücher aufhängen nicht zu viel Arbeit und Waschkosten seyn dürfte.“

Vas sacra. 1779 hatte Domkustos Alexander Johann Freiherr v. Welden²⁵, ehemals Stadtpfarrer und Dekan in Dillingen, die älteren Kelche und silbernen Opferkännchen samt Tellern einschmelzen und dafür neue Kelche und je zwei Paar vergoldete, bzw. silberne Kännchen samt „Plättlein“ kostenlos herstellen lassen. Außerdem wurden die abgenützten Kelche neu vergoldet. Durch diese

²⁴ Die „Vierherren“ waren vier aus dem niederen Domklerus bestellte Kanoniker mit dem Genuß der Kanonikatspfünde, aber ohne Stimme im Kapitel und ohne Anrecht auf Dignitäten. Vgl. P. Braun, *Die Domkirche in Augsburg*. Augsburg 1829, S. 254

²⁵ Haemmerle, *Domstift* Nr. 914

Maßnahme aber hatte sich die Zahl der Vas sacra verringert. Besaß die Dompfarrsakristei früher insgesamt 29 Kelche und 19 Paar silberne Opferkännchen, so hatte sich nun der Bestand auf 23 Kelche und 10 Paar Silberkännchen reduziert. Eine weitere Minderung ließ sich nicht mehr verantworten. Sollten künftig Kelche erneuert werden, so mußte dafür ein eigener Fundus geschaffen werden. Was die Reinigung betraf, so geschah sie „aufs fleißigste“. Allerdings beanstandete Johann Georg v. Wagner, daß einige Chorpriester – gemeint waren vor allem Domherren – die Kelche nach der „Sumtion“ schlecht purifizierten, so daß sie sauer rochen. Wie aber konnte der Übelstand beseitigt werden? „Da diese Herren solche Erinnerungen aufs übelste ausdeuten, ein Pfarrhelfer aber sonst seinen Verrichtungen, ohne für den Chorclerum einen Sakristan zu machen, obzuliegen hat, also will selber unterthänigst Seiner Durchlaucht überstellet haben, wie diesfalls vorgebogen werden möge.“

Mehr Sorgfalt sollte ebenfalls auf die Reinigung der Weinkännchen verwendet werden. Nach Vorschrift mußten diese zehnmal im Jahr mit Lauge geputzt werden; aber die Mesner beachteten diese Vorschrift kaum. Da sie außerdem oftmals die tägliche Reinigung vernachlässigten, so setzte sich Staub an und die Kännchen bekamen einen unappetitlichen Geruch. Großen Wert legte v. Wagner darauf, daß die Mesner die Kännchen selbst füllten und zu den Altären trugen. „Es ist schon öfters geschehen, daß die Priester bey der Sumption gemerket, daß sie lauter Wasser oder materiam dubiam, nämlich Wasser und Wein vermendet gehabt, oder der Wein von den Ministranten mit Brod verunreiniget gewesen sey.“ Der Pfarrhelfer meinte, „daß sich ein Mann über die viele Arbeit nicht beschweren dürfte, wenn selber in eigener Person an einem Vormittag etwa 30 baar Opferkännlein zum Altar befördert, welches dermal von den Pfarrmesnern gar selten geschieht“.

Hostienbüchsen. Nicht mehr zu reparieren waren nach Meinung des Berichterstatters die drei zinnernen Hostienbüchsen, welche die Mesner beim Putzen so zugerichtet hatten, daß keine der Büchsen mehr zu verschließen war. Eine Neuanschaffung erwies sich als unumgänglich.

Missalen. Da der Visitor 1777 den schlechten Zustand der Meßbücher getadelt hatte, so wurden im Verlauf der nächsten Jahre vier neue Missalen für die Sonn- und Feiertage und sechs für die Totenmessen angeschafft und im Bereich des Kanons mit „Registern“ versehen, um das Aufschlagen der Seiten zu erleichtern. Doch schon nach kurzer Zeit waren die neuen Bücher wieder beschädigt, da niemand mehr die alten verwenden wollte und die Mesner nicht mehr, wie es früher üblich war, die Missalen am Vortag herrichteten. „Würden sie dieses tun, würden die Meßbücher von den Priestern nicht mit Gewalt herumgerissen und vollkommen abgeschleift werden.“

Heilige Öle. Die für die Sakramentenspendung benötigten heiligen Öle wurden ordnungsgemäß in der Sakristei verwahrt. Den nach der Austeilung an die Bistumspfarrer übriggebliebenen Rest des vom Bischof am Gründonnerstag

geweihten Öls aber erhielten die Franziskaner, die es in einer Lampe vor der Blutreliquie ihrer Kirche verbrannten.

Domkirche

Nicht auf den baulichen und künstlerischen Zustand, sondern auf die liturgische Ausstattung des Sakramentsaltars und der übrigen Seitenaltäre im Dom nehmen die Visitationsmonita 1 bis 15 Bezug.

Der Sakramentsaltar. Dem Aufbewahrungsort der heiligen Species wurde größte Beachtung geschenkt. So ordnete der Visitor an, daß die großen Hostien im Ostensorium und die kleinen im Ziborium monatlich zweimal erneuert, die heiligen Gefäße aber wenigstens einmal im Jahr gereinigt wurden. Er beanstandete, daß das Tabernakelgehäuse in einem so schlechten Zustand war, daß Staub und Feuchtigkeit eindringen konnten. Der Tabernakelschlüssel durfte nicht von Laien aufbewahrt werden. Deshalb hatte der Dompfarrvikar in der Sakristei ein verschließbares Kästchen anfertigen lassen, in dem der Tabernakelschlüssel, ferner der Taufsteinschlüssel, die heiligen Ölgefäße, Taufwasser pro casu necessitatis, Salz und ein neues Rituale²⁶ verwahrt wurden. Die Schlüssel zu diesem Behältnis aber befanden sich beim Pfarrhelfer oder bei dem Kaplan, der über der Sakristei wohnte.

Die Besorgung des ewigen Lichts vor dem Sakramentsaltar oblag nicht den Pfarrmesnern, sondern den Stuhlbrüdern²⁷, die unmittelbar dem Domdekan unterstanden und von dem Pfarrhelfer keine Anweisungen entgegennahmen. Brannte das Licht nicht, dann mußte Geistlicher Rat Wagner eigens vom Domdekan eine Anordnung für die Stuhlbrüder einholen.

Hier zeigte sich bereits eine Schwierigkeit, mit der sich damals die Dompfarrvikare auseinanderzusetzen hatten. Es gab zu viele Zuständigkeiten innerhalb des Domes, und der Pfarrhelfer besaß nur wenig Kompetenz. Am deutlichsten machte sich das bei der Betreuung der vielen *Seiten- und Nebenaltäre* im Dom bemerkbar. Nur für den Herz-Jesu- oder Sakramentsaltar und für den Kreuzaltar, an dem die Pfarrmesse zelebriert wurde, hatten die Pfarrmesner verantwort-

²⁶ Rituale Augustanum minus, ad Normam Ritualis Romani... anno 1752 Romae correctius editi... Augsburg 1764. Nach Angaben des Berichterstatters war dieses Rituale 1782 noch nicht in allen Augsburger Pfarr- und Klosterkirchen eingeführt. Dort verwendete man noch das Rituale von 1688. Vgl. auch G. Rückert, Brauchtum und Diözesanrituale im Aufklärungszeitalter. Das Rituale Augustanum vom Jahr 1764, in: Volk und Volkstum Bd. II (1937), S. 297–313

²⁷ Ursprünglich gab es in Augsburg, wie auch in Speyer und Bamberg, zwölf Stuhlbrüder. Sie hatten die Domkirche und den Kreuzgang zu bewachen, die Glocken zu läuten und die Lichter auf den Gräbern und am Sakramentsaltar zu unterhalten. Ihren Namen bekamen sie wohl von ihrem Platz in den „Stulen“ an den beiden Türmen. 1790 sind sechs Stuhlbrüder bezeugt, die einen schwarzen Mantel mit Kapuze trugen. Vgl. P. Braun, Die Domkirche in Augsburg. Augsburg 1829, S. 261f.

lich zu sorgen. Alle übrigen Altäre und Kapellen gehörten zu besetzten oder unbesetzten Benefizien, zu besonderen Kollegiat- oder Bruderschaftsstiftungen, welche durch verschiedene Priester, die mit der Pfarrei keine Verbindung hatten, besessen und administriert wurden. Diese Altäre besorgten die Pfarrmesner nur nebenbei gegen eine gewisse Entschädigung. Ausgenommen waren der Choraltar und die Chorsakristei, die zwei Chormesner betreuten, ferner die Muttergottes- und Blasiuskapelle und die Domherrengruft, die ein Franziskaner versorgte, schließlich die Narcissuskapelle in der „finsternen Gräbd“, um die sich ein Bruderschaftsdienner „ziemlich fleißig“ kümmerte²⁸. Für diese Altäre gab es eigene Wäsche und Paramente.

Den Pfarrmesnern aber oblag es, verantwortlich oder freiwillig gegen bestimmte Emolumenta, 35 Altäre mit „Altartüchern so andern Bedürfnissen zu versehen“. Dazu benötigten sie 70 Überdecken, um sie ein halbes Jahr von einer Wäsche zur anderen liegen lassen zu können, dazu pro Altar noch zwei Untertücher, um diese alle drei Monate wechseln zu können. So viel Altarwäsche war jedoch nicht vorhanden, zumal die zur St. Gertraudskapelle, zur Johannes-Nepomuck-, Sebastians- und Dreifaltigkeitsbruderschaft²⁹ gehörende Wäsche nur an den Bruderschaftsfesten verwendet werden durfte.

Unter diesen Umständen brauchte man sich über den mißlichen Zustand der Altarwäsche nicht zu wundern; dazu kam, daß manche Altäre sehr feucht waren und die Tücher zu schimmeln begannen. Außerdem überließen die Mesner den kleinen Ministranten größtenteils die „Kehrung und Auszierung“, das Aufzünden und Ablöschen der Kerzen an den Seitenaltären. Diese aber betreten „mit kothigen Schuhen“ die „Altartrippel“, rissen die Tücher herunter oder betropften sie mit Wachs. Zusätzlich schrieb Pfarrhelfer v. Wagner dazu: „Das Kehren der Altäre betreffend glauben die Dompfarrmesner ihre Schuldigkeit schon zur Genüge geleistet zu haben, wenn sie den Ministranten anbefehlen, daß sie die Altartrippel kehren sollen, da indessen der obere Theil des Altares niemals gesäubert, wohl gar der Staub vom Boden in die Höhe getrieben und folglich statt gereinigt noch mehr besudelt, am allerwenigsten aber die Spinnweben beseitigt werden.“

²⁸ Muttergottes-Kapelle an der nördlichen Langhausseite, 1721 errichtet – Blasius-Kapelle, von der Muttergotteskapelle an den Nordflügel des Querschiffes angebaut, Domherrengruft in der Westkrypta. Vgl. A. Schröder, Die Domkirche zu Augsburg. Augsburg 1900; der erwähnte Bruderschaftsdienner gehörte zu der 1603 errichteten St. Narcissus-Bruderschaft der katholischen Schneidermeister.

²⁹ St. Gertrauds- oder Gertrudskapelle liegt im Scheitelpunkt des östlichen Domumgangs. Zu den Bruderschaften: St. Johannes-Nep.-Bruderschaft, 1739 von Generalvikar Adam Nieberlein gestiftet – Dreifaltigkeitsbruderschaft trug seit 1570 den Namen Bruderschaft des heiligen Berges Andechs, 1543 konfirmiert – Sebastiansbruderschaft, 1505 für den Domklerus errichtet, später für alle Bürger geöffnet. Vgl. F. E. v. Seida, Historisch Statistische Beschreibung aller . . . Wohltätigkeitsanstalten in Augsburg. Bd. 1, Augsburg u. Leipzig 1813, S. 167–170

Nicht besser sahen die Leuchter aus. Sie waren mit Wachs bespritzt und voller Schmutz. Gleiches galt für die Kanontafeln, die größtenteils ohne Rahmen und Glas auf Pappendeckel geklebt, kaum noch lesbar waren. V. Wagner charakterisierte diese Zustände mit dem Satz: „Doch glaube ich, daß es bald in dem ärmsten Kapuzinerklösterl nicht düftiger aussehen könnte.“ Er selbst sah sich nicht in der Lage, diese Mißstände zu beseitigen und erwartete ein Machtwort des Fürstbischofs an das Domkapitel und an die Pfarrmesner.

Auch für die Behebung eines anderen Mißstandes erhoffte sich v. Wagner oberhirtliche Anweisungen. Seit vielen Jahren war es üblich, an bestimmten Altären hölzerne, wächserne aber auch silberne Votivgaben sowie handgeschriebene Verlöbniszettel aufzuhängen. Das geschah vor allem am St. Apollonia-, St. Ottilia-, St. Wolfgangsaltar und am Gruftaltar „Christus im Kerker“, desgleichen am Kreuz in der „finsternen Gräbd“³⁰. Zwar hatte Clemens Wenzeslaus anlässlich der Visitation diesen „Aberglauben“ untersagt, dennoch vermochte kein Pfarrhelfer die oft primitiven Nachbildungen von Gliedmaßen oder sonstigen Votiven zu entfernen. Sie wurden regelrecht von den „Bettelweibern“ bewacht, die dafür von Gläubigen eine Kleinigkeit erhielten. Schon Michael Stegmüller hatte vergeblich versucht, die manchmal „sehr unschicklichen“ Votive abzunehmen, und Johann Georg v. Wagner begnügte sich zunächst mit der Weisung, keine neuen aufzuhängen. Nur in der Gruft, die mit „Votiven spaliert“ war, konnte er anlässlich einer Neutüchung alle entfernen.

II. Sakramentenspendung und Sakramentalien

Taufe

Nach bischöflicher Vorschrift sollten die Kinder in der Regel in der Pfarrkirche³¹, d. h. in der Dompfarrei in St. Johann getauft werden. Hier stand der Taufstein, dessen Becken allerdings dringend einer Reparatur bedurfte. Gang und Gäbe waren jedoch um 1782 noch die Haustaufen, welche die Augsburger

³⁰ Apollonia-Altar auf der Evangelienseite am 2. Säulenpaar von Westen mit Bild der Heiligen von Jonas Umbach, 1657 gemalt – St. Ottilia-Altar am nördlichen Turm, 1630 errichtet – St. Wolfgang-Altar in der gleichnamigen Kapelle auf der Nordseite des östlichen Chorungangs – Gruftkapelle (= Andreas-Kapelle) in der südwestlichen Ecke des Domes. Vgl. P. Braun, Die Domkirche in Augsburg. Augsburg 1829; A. Schröder, Die Domkirche zu Augsburg. Augsburg 1900; B. Bushart, Die Barockisierung des Augsburger Domes, in: JABG 3 (1969), 109–130.

Apollonia, Ottilia und Wolfgang galten als Nothelfer in vielen alltäglichen Krankheiten: Apollonia bei Zahnschmerzen, Ottilia ebenfalls bei Zahnweh, Augen-, Ohren- und Kopfleiden, Wolfgang u. a. bei Bauchweh, Fußkrankheiten, Gicht, Kreuzschmerzen und Schlaganfall. Vgl. O. Wimmer, Handbuch der Namen und Heiligen. Innsbruck–Wien–München 1956

³¹ Rituale Augustanum minus S. 14

Pfarrer mit oder ohne Erlaubnis des Vikariats spendeten. Vor allem die Patrizier, die eigene Hauskapellen besaßen, und „uneheliche Kindbetherinnen“ drängten darauf. Dompfarrhelfer v. Wagner aber hielt sich an die Anweisung. Wenn in dringenden Fällen eine Haustaufe erforderlich war, so vollzog er nur den Taufakt, die Zeremonien holte er später in der Kirche nach. Damit zog er sich vor allem den Unwillen der Hebammen zu, die nun eigenmächtig öfter die Taufe spendeten. Domvikar v. Wagner trug dieses Problem dem Fürstbischof vor und erbat dessen Intervention beim katholischen Magistrat, um diesen Mißstand zu beheben. Im einzelnen führte er aus: Manche Hebammen machten ein Geschäft daraus, Nottaufen ohne Not zu spenden. Auf die Fragen nach Art und Weise des Vollzuges jedoch würden sie oftmals so diffuse Antworten geben, daß Zweifel an der Gültigkeit der Taufe aufkämen. Deshalb sei es notwendig, die Hebammen immer wieder zu unterrichten und jährlich wiederkehrenden Prüfungen zu unterziehen³². Vergeblich habe er versucht, den Hebammen eine schriftliche Anleitung zur Taufspendung zu übermitteln, diese sei jedoch nicht gelesen worden. Seine Durchlaucht müsse auf eine Ausweitung der städtischen Hebammenprüfung unter Einbeziehung einer Belehrung über die richtige Taufspendung drängen. Er allein vermöge nichts, und die anderen Stadtpfarrer würden sich in diesem Punkt nicht engagieren. Die Bemühungen des Dompfarrvikars blieben vergebens. Wie sein Bericht von 1789 ausweist, war im großen und ganzen alles beim alten geblieben. Einige Stadtpfarrer wiederholten die von den Hebammen gespendeten Taufen, da sie an der Gültigkeit zweifelten, andere holten nur die Zeremonien nach, selbst auf die Gefahr hin, daß ein Kind nicht gültig getauft worden war.

Mit Erlaß vom 15. April 1780 hatte Clemens Wenzeslaus streng verboten, totegeborene Kinder ad (sic dicta) Sanctuaria zu tragen und dort taufen zu lassen³³. Sie sollten sofort an dem für solche Säuglinge bestimmten Ort begraben werden. Dennoch geschah es noch 1789, daß man hin und wieder Totgeborene heimlich nach Ursberg oder Elchlingen (!) brachte³⁴.

³² Nach Angaben des Dompfarrvikars bestand diese Prüfungskommission aus „Medicis, Chirurgis und Hebammen, die unter Vorsitz einer gnädigen Frau aus dem Patriziat“ zusammentrat. Die Prüfung war sehr leicht: „Wenn eine Hebamme, bey der die neu anzustellende gelehret, coram Deputatione ein gutes Zeugniß ableget, ist die Sache schon gewonnen.“

³³ J. A. Steiner, *Acta selecta Ecclesiae Augustensis*. Augsburg 1785–1789, S. 180; A. Gulielminetti (vgl. Anm. 6), S. 542. Dieser Mißbrauch war bereits 1729 in einem römischen Erlaß an den damaligen Augsburger Fürstbischof Alexander Sigismund streng verboten worden, doch ohne Erfolg. Vgl. G. Rückert, *Zur Taufe toter Kinder*, in: *Volk und Volkstum* Bd. II (1937), S. 343–346; H. Schauerte, *Volkskundliches zur Taufe*, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 53 (1956/57), S. 89

³⁴ Zwischen 1686 und 1720 sollen in Ursberg rund 24 000 Taufen von Totgeborenen vorgenommen worden sein. Vgl. LThK²⁹, 1323; Elchlingen = Kloster Elchingen OSB im Landkapitel Weißenhorn. In den Visitationsprotokollen von Weißenhorn wurde dieser Aberglaube besonders verurteilt.

Großen Ärger bereitete auch die Anordnung des Vikariats, die Aussegnung der Wöchnerinnen nur in der Pfarrkirche, nicht in Privathäusern vorzunehmen. Kaum ein Augsburger Stadtpfarrer hielt sich an diese Anweisung. Vor allem wurde den Mendikanten der Vorwurf gemacht, daß sie die Wöchnerinnen besuchten und daheim irgendwie („in forma, nescio quali) segneten. Ein Teil der Kindbetterinnen ließ sich zwar anschließend offiziell in die Kirche „introducieren“, viele aber blieben fern, und dem Vikar entging fast die Hälfte der früheren Stolgebühren, auf die er angewiesen war. Überhaupt drückten sich manche um die Bezahlung der damals üblichen Taufsteuer von 45 x. Dafür aber fuhren selbst die „gemeinsten Tagelöhner“ mit der Kutsche den Täufling zur Kirche, was natürlich bedeutend mehr Geld kostete.

Zum Bußsakrament

Beichtgelegenheit wurde im Dom an den Sonn- und Feiertagen gegeben. Mindestens ein Pfarrseelsorger saß zu festgesetzten Zeiten im Beichtstuhl. Bei stärkerem Konkurs half ein zweiter, sogar ein dritter im Beichtstuhl in der Sakristei aus. Vikar Wagner sah darauf, daß die angegebenen Beichtzeiten eingehalten wurden, gleich, ob ein Pönitent kam oder nicht. Damit erreichte er, daß immer mehr Leute im Dom das Bußsakrament empfingen. Sie brauchten nicht mehr auswärts zu gehen und die Pfarrpredigt zu versäumen. Außer den Pfarrgeistlichen gaben die Franziskaner noch in der St. Blasius- und in der Johann-Nepomuk-Kapelle Beichtgelegenheit.

Während der Pfarrvikar und die Kapläne mit Chorrock und Stola bekleidet das Bußsakrament spendeten, gingen die Exjesuiten in St. Salvator nur in ihrem Hausrock in den Beichtstuhl; das aber erregte Anstoß.

Altarssakrament

Mit größter Ehrfurcht wurde das Altarssakrament verehrt. Sehr hoch schätzten die Gläubigen den Segen mit dem Allerheiligsten, durften sie doch die Eucharistie regulär nur einmal im Monat empfangen. Aufsehen gab es, als einige Klosterbeichtväter die mehrmalige wöchentliche Kommunion gestatteten, ohne daß die Gläubigen jedesmal zuvor das Bußsakrament empfangen hatten. Für die Dompfarrei galt diese Übung nicht. Dagegen war es Brauch, bei allen sich bietenden Gelegenheiten den Segen mit der Monstranz oder dem Ziborium zu erteilen. Das geschah beim zehnstündigen Gebet, das in den verschiedenen Gotteshäusern der Reichsstadt über 120 mal im Jahr gehalten wurde³⁵, mehrmals am Tage, desgleichen bei allen möglichen Andachten und beim Rosenkranzgebet. Bei der täglichen Segensmesse vor ausgesetztem Allerheiligsten segnete der Priester die Gläubigen fünfmal: bei der Aussetzung am Herz-Jesu-

³⁵ ABA Bo 2210 Verzeichnis der Sonn- und Feiertage, an welchen in der Reichsstadt Augsburg das heilige zehnstündige Gebeth zu halten ist (1805)

Altar, nach der Übertragung auf den Kreuzaltar, nach dem Allgemeinen Gebet, am Schluß der Messe und nochmals vor der Einsetzung am Sakramentsaltar. Auch der Wettersegen wurde vom 3. Mai bis zum 14. September regelmäßig mit der Monstranz gegeben. Brachte der Priester einem Kranken die letzte Wegzehrung, so ging er, im allgemeinen vom Mesner, zwei Himmelträgern und zwei Singknaben begleitet, in das betreffende Haus. Kam er dabei an der Hauptwache oder einer anderen Wachstube vorbei, so gab er den in Paradedstellung angetretenen Soldaten den Segen. Diese knieten sich hin.

Obwohl Clemens Wenzeslaus unter Bezug auf das Rituale von 1764 bereits 1777 anlässlich der Augsburger Visitation angeordnet hatte, daß der Segen mit dem Allerheiligsten nicht mehr so häufig erteilt werden sollte, ließ sich diese Anweisung nur schwer durchsetzen, denn das Volk verlangte danach. Als der Dompfarrvikar die oberhirtliche Direktive einführen wollte, gingen die Gläubigen vom Dom weg in die Klosterkirchen und sagten: „Diese Priester sind noch von der guten Kirche, sie gönnen uns Gottes Segen.“

Andererseits zeigten sich langsam Widerstände gegen die feierliche Provision der Kranken. Manch einer wünschte, daß der Priester ohne Begleitung, nur im Geheimen, die Eucharistie brachte, damit nicht so viel Aufsehen erregt wurde. Während die Patres von St. Ulrich und Afra und die Stiftsherren von Heiligkreuz immer häufiger diesen Wünschen nachkamen, sah v. Wagner darin eine Verletzung des „publicum Exercitium Religionis“.

Zur Krankensalbung

In den Visitationsmonita hatte der Fürstbischof gewünscht, daß den Kranken vor Empfang der Heiligen Ölung der Sinn und die Bedeutung dieses Sakraments erklärt würden. Deshalb hatte v. Wagner bei seinem Amtsantritt „eine vollständige und deutliche formulam zusammengeschrieben“ und die Kapläne angewiesen, die Kranken entsprechend zu unterrichten. Desgleichen schaute er darauf, daß die bei der Salbung verwendete Baumwolle entweder in das Sacarium des Domes gebracht oder zu Hause verbrannt wurde.

Den Sterbenden erteilten die Domseelsorger laut Vorschrift die Generalabsolution. Doch oft kamen ihnen die Franziskaner und Kapuziner, die ebenfalls Hausbesuche machten, „mit ihren Ordens- und verschiedenen Bruderschafts-abläßen“ zuvor und verwirrten die Leute.

Ehesakrament

Laut Vorschrift des Augsburger Rituale von 1764 sollte kein Brautpaar getraut werden, das nicht vor dem zuständigen Pfarrer die Sponsalia erklärt hatte, über die Standespflichten unterrichtet und in den Grundfragen des Glaubens „förmlich“ geprüft worden war. In der Praxis jedoch standen dieser Verordnung große Schwierigkeiten entgegen:

1. In der Stadt Augsburg war die sponsalia, d. h. die Verlöbniserklärung vor dem Pfarrer und zwei Zeugen kaum üblich.

2. Manche Brautpaare ließen sich mit Dispens des Ordinariats auswärts oder in einer Privatkapelle von einem selbst gewählten Priester trauen, ohne den Pfarrer des bisherigen Wohnsitzes noch den des künftigen Wohnorts davon in Kenntnis zu setzen. Zwar enthielt die Dispens die Klausel „cum consensu proprii Parochi“, doch die Leute verstanden meistens nicht diese lateinische Formel.
3. Ein Teil der Brautpaare kam erst ein oder zwei Tage vor der Kopulation zum Pfarrer. Diesem blieb meist nichts anderes übrig, als die Brautleute zu trauen, mochten ihre religiösen Kenntnisse noch so mangelhaft sein. Die Ursache für diese kurzfristige Anmeldung beim Pfarramt lag nach Auffassung des Berichterstatters bei den städtischen Behörden. Dort mußten die Heiratswilligen zunächst verschiedene Ämter aufsuchen, bis sie endlich beim Hochzeitsamt, das nur sonntags nach den Frühgottesdiensten geöffnet war, nach Vorlage ihrer Geburts- und Freybriefe und Bezahlung entsprechender Gebühren den Trauschein erhielten³⁶. Erst jetzt durften sie sich verkünden lassen. Bei Zuwiderhandlung drohte laut städtischer Verordnung von 1672 und 1735 der Verlust des Bürgerrechts. Dieser „lange Aufzug bei den Statämtern“ führte dazu, daß viele Brautpersonen die Dispens von der Verkündigung erbat.
4. In den Augsburger Stadtpfarreien war es üblich, daß das Brautexamen fast immer von dem Pfarrer des künftigen Wohnsitzes der Brautleute vorgenommen wurde. Zwar verlangte man die Vorlage des Geburtsbriefes und des Taufscheins, doch erfolgte die Verkündigung nur selten in den Pfarrkirchen der bisherigen Wohnorte. So kam es schon hin und wieder vor, „daß die in St. Ulrichs- und St. Georgenpfarren wohnenden Leute von den in der Dompfarre vorgegangenen Verkündigungen zu spät was inne geworden“ und dann frühere Sponsalia entdeckt worden sind.
5. Vor allem kam es in St. Ulrich und Afra hier und da vor, daß noch am Tag der dritten Verkündigung, d. h. an Sonn- und Feiertagen vormittags oder nachmittags in der Pfarrkirche oder in Privatkapellen ohne Ordinariatsdispens getraut wurde. Der Dompfarrvikar v. Wagner jedoch hielt sich strikt an die bischöfliche Anordnung von 1777. Das brachte ihm allerdings manchen Ärger und Einbußen an Stolgebühren ein.

Die Stolgebühr für eine Trauung betrug unter Einberechnung des Opfers 1 fl 42 x, dazu kamen 45 x für die dreimalige Verkündigung. Zusätzlich mußten „das Orgel schlagen“ und die Abdeckung der Kirchenstühle mit roten Tüchern bezahlt werden.

³⁶ Vgl. P. v. Stetten, Beschreibung der Reichs-Stadt Augsburg. Augsburg 1788, S. 53

III. Religiöse Unterweisung

Die Wahrheiten des Glaubens wurden den Kindern im Katechismusunterricht in den Schulen, im Erstbeicht-, Kommunion- und Firmungsunterricht und in der Christenlehre vermittelt. Die Erwachsenen aber sollten durch den Besuch der sonntäglichen Mittagspredigten und durch die Teilnahme an den Kongregationsversammlungen ihr religiöses Wissen vertiefen.

Die Schulen in der Dompfarrei

1782 bestanden in der Dompfarrei zwei Knaben- und drei Mädchenschulen³⁷: die sogenannte Normalschule³⁸ Unserer Lieben Frau am Dom und eine weitere für Buben in der Fuggerei. Die Mädchen erhielten Unterricht bei den „Englischen Fräulein“, in der Fuggerei und in einer kleinen Schule am Schmiedberg, die allerdings 1789 nicht mehr erwähnt wird. Die Verhältnisse in den einzelnen Unterrichtsanstalten waren recht differenziert. Eines guten Besuchs erfreuten sich „wegen ihrer vorzüglichen Einrichtung“ die beiden Schulen am Dom und bei den Englischen Fräulein, während die Lehrer der anderen Anstalten sich über mangelnde Frequentierung beklagten. Allein in der Jakobervorstadt versäumten mindestens hundert schulpflichtige Kinder regelmäßig den Unterricht. Die Gründe lagen sowohl bei den Eltern als auch bei den Lehrern. Viele Eltern, die selbst nie eine Schule besucht hatten, wollten nicht einsehen, daß ihr „eigenes zeitliches und geistliches Elend“ eine Folge dieses Versäumnisses war. Auch hatte ein nicht unbeträchtlicher Teil ein so geringes Einkommen, daß er das Schulgeld nicht zu zahlen vermochte. Nicht wenige Eltern schickten ihre Kinder lieber in die Fabriken als in die Schule, da sie den zusätzlichen Verdienst von 8 bis 10 x, die die Kinderarbeit pro Tag einbrachte, dringend benötigten. Die Kinder aus reichen Häusern aber erhielten meistens Privatunterricht. Auch weniger vermögende Eltern, die etwas auf sich hielten, leisteten sich Hauslehrer. Doch waren das z. T. schlecht ausgebildete „Winkelinstructores“, die manchmal auch gefährliche aufgeklärte Meinungen vertraten.

Was die ordentlichen Schulmeister betraf, so war ein Großteil von ihnen „zu verdrüssig“, weil immer weniger Kinder in die Schulen kamen, davon ein Drittel kein Schulgeld zu zahlen vermochte und deshalb die Besoldung so gering

³⁷ Nicht erwähnt sind das Gymnasium und Lyceum von St. Salvator, die zwar im Bezirk der Dompfarrei lagen, aber einer eigenen Ratsdeputation des katholischen Magistrats unterstanden. Vgl. P. v. Stetten (Anm. 36), S. 82

³⁸ Die Normalschule der Dompfarrei wurde nach dem Vorbild der 1774 von Professor Anton Schneller errichteten Dillinger Normalschule geführt. Zur Normalschule vgl. A. Räder, Joseph Anton Schneller und seine Dillinger Normalschule des Jahres 1774, in: *JVAB IX* (1975), 292–299

ausfiel, daß sie sich kaum des Hungers erwehren konnten. Sie waren gezwungen, Nebeninstruktionen zu erteilen, die zu Lasten des ordentlichen Unterrichts gingen. Auch taten sie sich sehr schwer, Disziplin und Ordnung zu halten. Straften sie ein Kind, so konnte es die Mutter unverzüglich aus dieser Schule nehmen und an einer anderen anmelden.

Dompfarrvikar v. Wagner beklagte nicht nur die mißlichen Zustände in den niederen Schulen seiner Pfarrei, sondern er machte auch entsprechende Verbesserungsvorschläge. Seiner Auffassung nach war es notwendig, für alle Schulen tüchtige und hinlänglich besoldete Lehrer einzustellen, einheitliche Lehrbücher für den Lese-, Schreib- und Rechenunterricht einzuführen, die Eltern von Seiten des Magistrats und der Pfarreien auf die Schulpflicht ihrer Kinder aufmerksam zu machen, das Schulgeld für arme Kinder aus Stiftungen und der Armenanstalt zu bezahlen und regelmäßige Visitationen der Schulen durch städtische und geistliche Aufsichtspersonen gemeinsam vornehmen zu lassen. Der Besuch des Dompfarrvikars allein nützte wenig, „weil man gleich den Vorwurf hören muß, man sey nur der Normalschul hold und suche, die städtischen zurückzusetzen“.

Der Katechismusunterricht

In der Normalschule und bei den Englischen Fräulein erhielten die Kinder einen guten Katechismusunterricht³⁹, beklagt wurde nur, daß die „Klosterfrauen“ zu oft die Unterrichtsbücher wechselten. „Viel vorteilhafter für die Jugend würde es seyn, wenn ein einziger guter Katechismus angenommen, dieser aber durch die Schullehrerinnen auf verschiedene Art erklärt würde“.

Schlecht bestellt aber war es um den Religionsunterricht in den Knaben- und Mädchenschulen in der Fuggerei und am Schmiedberg. In den Fuggerschulen verwendeten die Schulmeister nur einen kleinen unvollständigen Katechismus oder ein mangelhaftes handgeschriebenes Religionsbüchlein, während in der Schmiedbergschule fast überhaupt keine Katechese betrieben wurde. In anderen Pfarrschulen benützte man auch den „Innsbrucker Katechismus“⁴⁰, allerdings nur in älterer Ausgabe und ohne Erklärung. Pfarrvikar v. Wagner versuchte durch Schulbesuche den Religionsunterricht zu intensivieren, aber ohne spürbare Ergebnisse, da die Lehrer „von viel zu hartem Begriffe“ waren und „ohne besonderes Studium ihre Schuldigkeiten nicht genugsam leisten“ konnten.

³⁹ Es gab wohl wiederholt bischöfliche Vorschriften über die Einführung eines einheitlichen Religionsbüchleins nach dem Vorbild des kleinen Canischen Katechismus, aber in der Praxis verwendete jeder Katechet Vorlagen nach eigener Wahl. Vgl. dazu F. X. Thalhofer, Entwicklung des katholischen Katechismus in Deutschland. Freiburg 1899; Ders. Beiträge zur Geschichte der Katechese im Bistum Augsburg nach der Glaubenserneuerung, in: Katechetische Blätter N. F. 1 (1900), Sonderdruck

⁴⁰ Möglicherweise handelt es sich hierbei um die 1771 in Innsbruck erschienene Auflage des kleinen Canischen Katechismus. Vgl. Thalhofer (Anm. 39), S. 40

Erstbeicht-, Kommunion- und Firmungsunterricht

Der Erstbeicht- und Kommunionunterricht fand in der Dompfarrei in der Fastenzeit statt. Zu Beginn der Bußzeit wurde der Sakramentenunterricht von der Kanzel verkündet und in den Schulen durch ein Rundschreiben bekanntgegeben. Die Erstbeichtenden kamen am Montag, Mittwoch und Freitag von 13 Uhr bis 14 Uhr zusammen, während die Erstkommunikanten am Dienstag, Donnerstag und Samstag zur selben Zeit unterrichtet wurden; zusätzliche Stunden für aufnahmeschwächere Kinder ergänzten die Sakramentenvorbereitung.

Die heilige Firmung wurde in Augsburg an den Quatembertagen vom Weihbischof gespendet. Die Ankündigung erfolgte acht Tage zuvor durch Kanzelverkündigung und Anschlag an den Kirchentüren. Die Firmlinge hatten sich an bestimmten Tagen zum Unterricht und zur Prüfung in der Johanneskirche einzufinden. Wer für „tauglich erachtet“ wurde, bekam ein gedrucktes Zeugnis, das den Namen des Firmlings und des Paten enthielt. Erwachsene Firmlinge aus besseren Häusern wollten jedoch nicht immer an diesem allgemeinen Unterricht teilnehmen, so daß sie der Dompfarrvikar eigens prüfen mußte. Eigentlich sollten die einzelnen Stadtpfarrer die Firmlinge ihres Sprengels selbst vorbereiten und die Zeugnisse ausstellen, aber oftmals unterblieb es aus Bequemlichkeit. Infolgedessen empfing manch einer das Sakrament der Firmung ohne entsprechenden Unterricht.

Die Christenlehre

Wenig zufrieden war der Fürstbischof 1777 mit dem Besuch der sonntäglichen Christenlehre. Zwölf Jahre später wiederholten sich fast dieselben Klagen. Nur ein Teil der Schulkinder kam zu diesem Unterricht, die älteren, d. h. die etwa Zehn- bis Zwölfjährigen, schon aus der Schule Entlassenen⁴¹ blieben fern, desgleichen die Dienstboten. In der Dompfarrei erteilten zwei Exjesuiten die Christenlehre und zwar in der St. Salvatorkirche für die Schüler der Normal- und der Englischen Fräulein, in der Markuskirche der Fuggerei für die übrigen Schulkinder. Der Unterricht begann mittags um 12 Uhr und dauerte bis 12.45 Uhr. Er wurde mit einem Gebet eröffnet. Dann sagten einige Kinder auswendig gelernte Gebete, das Sonntagsevangelium oder Glaubensstücke auf. Die Erklärung des neuen Lehrstoffes erfolgte in ungefähr einer Viertelstunde und mit der Examinierung eines Kindes schloß die Christenlehre. Der Erfolg dieser religiösen Unterweisung war nach Auffassung des Dompfarrhelfers nur sehr gering einzuschätzen. Zu viele Mängel hatte er zu beanstanden:

⁴¹ Um 1700 war es in Augsburg üblich, die Kinder schon mit 4 oder 5 Jahren in die Schule zu schicken und sie mit 8 oder 9 Jahren bereits wieder zu entlassen. Vgl. P. Siemer, Geschichte des Dominikanerklosters St. Magdalena in Augsburg (1225–1808). Vechta 1936, S. 149

1. Der Kirchenraum eignete sich nicht für den Unterricht, da die Kinder nach Schulen getrennt im Chor und den Seitenschiffen der Salvatorkirche aufgestellt waren. In einem Kongregationssaal oder Schulraum hätte man die Kinder besser ansprechen können.
2. Nicht an allen Sonntagen fand Unterricht statt, jährlich wurden kaum mehr als 20 Christenlehren gehalten. Als freie Sonntage galten bei St. Salvator die sogenannten Monatssonntage, die 13 Sonn- und Feiertage, an denen in der Jesuitenkirche das zehnstündige Gebet traf, Ostern, Pfingsten, die Vakanzzeit und die Weihnachtswochen, solange die Krippe aufgestellt war. In der Fuggerei fielen die Christenlehren zusätzlich an den Fastnachtstagen, am Palmsonntag, am Dreifaltigkeitsfest, in der Oktav von Fronleichnam, an den Kirchweihfesten von St. Salvator und St. Markus und an allen Schlechtwettertagen aus.
3. Der Zeitpunkt des Unterrichts war äußerst ungünstig angesetzt. Da sich bei den Augsburgern allmählich das Frühstück eingebürgert hatte, nahm man den Mittagstisch jetzt erst nach 12 Uhr ein. Eine Verlegung der Christenlehre auf 13 Uhr würde es manchen Kindern ermöglichen, am Unterricht teilzunehmen.

Überhaupt sollte nach dem Vorbild der protestantischen Schulordnung der Besuch des allgemeinen Unterrichts und der Christenlehre strenger überprüft und kein Knabe ohne Schulabsolutorium zur Erlernung eines Berufs zugelassen und ohne Zeugnis über die regelmäßige Beiwohnung der Christenlehre freigesprochen werden. „Der Erfolg sollte aller Erwartung entsprechen, es müssten nur die Mittel, welche die Herren Protestanten in beiden Stücken mit so gutem Erfolg anschlagen, allein bei den Katholiken Augsburgs unanwendbar sein.“

IV. Der Seelenbeschrieb in der Dompfarrei

Im Jahr 1781 hatte Pfarrhelfer v. Wagner eine Beschreibung sämtlicher zur Dompfarrei gehörenden 1300 Häuser und deren Bewohner verfaßt⁴². Ausgenommen waren die kapitlischen Gebäude, die zwar zum Seelsorgsbezirk gehörten, aber nicht der Aufsicht des Dompfarrvikars unterstanden⁴³. V. Wagner legte für jedes Haus ein eigenes Blatt mit Angabe der Wohnungen, der

⁴² Diese Beschreibung wurde in Zusammenhang mit der 1781 erfolgten Neueinteilung des Stadtgebietes in „acht Quartiere“ gefertigt. Diese „acht Quartiere“ erhielten als Bezeichnung die Großbuchstaben A bis H. Innerhalb der einzelnen Gebiete wurden die Häuser numeriert. So bedeutete ein Großbuchstabe mit Zahl die Ortsangabe innerhalb des betreffenden „Quartiers“. Vgl. P. v. Stetten, Beschreibung der Reichs-Stadt Augsburg. Augsburg 1788, S. 8

⁴³ Das galt auch für kapitlische Häuser, die derzeitig von Privatpersonen bewohnt wurden, so für den „Baron Greifenklausischen Domherrenhof“ (C 49), in dem der Kaiserliche Gesandte residierte, und für den „Freiherr Ulmischen Domherrenhof“ (D 109), den die verwitwete Landvögtin Frau v. Ulm und Frau v. Stauffenberg bewohnten.

Mieter und des Hausherrn an. Ergänzungen und Änderungen sollten laufend nachgetragen werden. Der Dompfarrvikar versprach sich von dieser Kartei sehr viel für die Seelsorgsarbeit. Sie gab Auskunft über die Zahl und Lage der zu seinem Sprengel gehörenden Häuser, über die Geschlechtsnamen der verheirateten Frauen, über das Alter der Kinder, die gegebenenfalls zum Erstempfang der Beichte und Kommunion gemahnt werden konnten. Aus den Tabellen wurde auch ersichtlich, ob sich Kinder in fremden Diensten aufhielten oder bei protestantischen Familien wohnten, ob sich verdächtige Personen irgendwo einquartiert hatten oder die Wohnverhältnisse zu sittlichen Beanstandungen Anlaß gaben. Vor allem aber ermöglichten sie, einen genauen Seelenbeschrieb zu erstellen.

Diese statistische Erfassung aller Pfarreiangehörigen, die auf fürstbischöfliche Anweisung hin erfolgte und schon früher einmal in Übung gewesen war, rief unter der Bürgerschaft große Unruhe hervor. Trotz aller Erklärungen über den Sinn und Zweck dieses Unternehmens und des Hinweises auf die oberhirtliche Anordnung wurde sie als eigenmächtige Handlung des Dompfarrvikars verschrien und als Eingriff in die reichsstädtische Gerechtsame erklärt. Ein Mitglied des katholischen Magistrats wies auch auf die ablehnende Haltung des Domkapitels hin, das die von der Stadt 1781 eingeführte Numerierung aller Gebäude für die privilegierten kapitlischen Häuser untersagt hatte.

Nicht viel weniger Ärger brachte die aufgrund bischöflicher Visitationsmonita erneut eingeführte Einsammlung der österlichen Beicht- und Kommunionzettel, die unter Stegmüller anscheinend nur lax oder gar nicht erfolgt war. Nicht nur zahlreiche Bürger sträubten sich, sondern auch das Kapitel verweigerte die Abgabe für alle Bewohner der kapitlischen Häuser, und zwar mit der Begründung, daß es noch niemals geschehen sei.

Auf Drängen des Vikars v. Wagner intervenierte Dompfarrer, Freiherr v. Hornstein beim Domkapitel und schlug vor, zwar von den Domherren, Vikaren und weltlichen Beamten, die am Gründonnerstag im Domchor die Osterkommunion empfangen, keine Beicht- und Kommunionzettel einzufordern, wohl aber von der Dienerschaft und deren Familien. Er begründete diese Petition mit dem Hinweis auf die kurfürstliche Anordnung, ohne Unterschied der Häuser den Seelenbeschrieb durchzuführen, und wies darauf hin, daß die domkapitlischen Personen keine eigene Pfarrei bildeten, sondern zu dem Sprengel gehörten, in dem sie wohnten und bestattet wurden. Außerdem erinnerte er daran, daß eine vollkommene Exemption des Domkapitels den Bürgern Anlaß zu bösen Anfeindungen gebe. Wehrte das Domkapitel zunächst alle Eingriffe in seine vermeintlichen Rechte ab, so schloß es doch auf der Sitzung vom 2. November 1781 einen Kompromiß: Der Chornotar sollte ein genaues Verzeichnis jener geistlichen und weltlichen Personen erstellen, die im Domchor kommunizierten; die Domherren aber erklärten sich bereit, eine Namensliste ihrer Domestiken anzufertigen und diese samt den Osterzetteln

dem Dekan zu übergeben, der sie wiederum an die Dompfarrei weiterleiten sollte. 1782 wurde diese Übung erstmals praktiziert, doch befürchtete v. Wagner, daß diese „anmaßliche Exemtion“ bald zu neuen Mißhelligkeiten führen würde. Tatsächlich mußte der Pfarrhelfer 1789 erneut berichten, daß das Domkapitel die Einsammlung der Osterzettel bei den Bewohnern der Domherrenhöfe wieder untersagt hatte.

Diese Sonderstellung des Kapitels rief den Unwillen mancher Bürger hervor, die sich ihrerseits weigerten, dem Pfarrer oder Kaplan, die von Haus zu Haus gingen, die Beicht- und Kommunionzettel auszuhändigen. Verschiedene Argumente mußten sich die Pfarrgeistlichen anhören. Einer der Amtsbürgermeister nannte die Osterzertifikate einen gefährlichen Gewissenszwang. Es müsse dem einzelnen überlassen bleiben, wie er es mit dem Sakramentenempfang halte, sonst würde „Anlaß zu Sacrilegien gegeben“. Eine andere städtische obrigkeitliche Person sah in den Osterzetteln ein Zeichen des Mißtrauens. Sie brauche ihre christliche Haltung nicht auf eine solche Weise dokumentieren. Andere warfen die Beicht- und Kommunionzettel weg oder lehnten die Übergabe an den vorsprechenden Priester ab. Dazu gehörte auch der bischöfliche Religionsagent⁴⁴, Rentmeister Hofrat Kraft⁴⁵. Er begründete seine Haltung mit dem Hinweis, daß die hochstiftischen Untertanen sich bei ihm über den Sakramentenempfang zu legitimieren hätten, infolgedessen brauche er sich selbst bei keinem Pfarrer als treuer Christ auszuweisen. Selbst die Englischen Fräulein hatten bisher keine Osterzettel für ihre Schulkinder und Kostgängerinnen abgegeben.

Zusammenfassend stellte v. Wagner fest, daß der vom Fürstbischof verlangte Seelenbeschrieb nur dann korrekt erstellt werden konnte, wenn alle Angehörigen der Dompfarrei ohne Ausnahme ihre Beicht- und Kommunionzettel aushändigten.

Trotzdem aber war es kaum möglich, genaue Angaben über die Seelenzahl der einzelnen Augsburgener Stadtpfarreien zu erhalten, da es keine bis ins Detail geregelten *Pfarrgrenzen* gab. Zwar hatte man zu Beginn des 18. Jahrhunderts versucht, die Bezirke der sechs Pfarreien festzulegen, dennoch kam es immer wieder zu Streitigkeiten. So pastorierte St. Ulrich um 1780 die Häuser jenseits des Fahrwegs vom Schwibbogentor zur Glockerschen Papiermühle, die seit altersher zur Dompfarrei gehörten, und St. Moritz beanspruchte die an der „Schlossermauer von der St. Jakobspründe bis an den neuen Gang“ hin

⁴⁴ Das Amt des Religionsagenten ist vor 1608 vom Fürstbischof Heinrich von Knöringen eingeführt worden. Vgl. dazu: J. Spindler, Heinrich V. v. Knöringen, Fürstbischof von Augsburg, in: JHVD 24 (1911), S. 58f.

⁴⁵ Johann Nep. Kraft von Festenburg zum Frohnberg, Fürstbischöflicher Hof- und Regierungsrat und Rentmeister in Augsburg. Vgl. Augsburgischer Kirchen- und Hofkalender. Augsburg 1787.

liegenden Häuser (C 388–405) und das hinter dem Sternkloster gelegene Märzenbad mit Garten und anstoßenden Gebäuden (C 337–351). Desgleichen kam es zwischen der Dompfarrei und St. Stephan wegen eines einzigen Anwesens zu Auseinandersetzungen. So gehörte das „Wolfsche Haus“ in der Karmelitengasse mit der westlichen Hälfte zu „Unserer Lieben Frau“, mit der östlichen aber zu St. Stephan. Ursprünglich standen hier zwei Bauwerke, die bei einer Restauration zu einem zusammengefügt wurden. Den westlichen Flügel mit der Hauskapelle bewohnte Senator Joseph Benedikt Wolf, den östlichen dessen verheirateter Sohn. Beide Familien hielten sich für Angehörige der Stephanspfarrei. Solange die Dom- und Stephanspfarrei in Union von einem Seelsorger versehen wurden, gab es keine Schwierigkeiten. Nach der Trennung aber beanspruchte 1780 Dompfarrhelfer v. Wagner die Pastoration für die westliche Hälfte des Wolfschen Hauses: „Da die Pfarrgrenzen noch immer ihre Richtigkeit haben und in eines Privati Macht und Willkühr keineswegs gestanden, dieser oder jener Pfarrey sich beyzehlen zu lassen, ja nicht einmal die beyseitigen Pfarrer autoritate propria die Sache dahin hätten abmachen können“, so sollte der Fürstbischof zu beiderseitiger Zufriedenheit die „Strittigkeit“ beilegen.

V. Soziale, sittliche und religiöse Mißstände

Laut Bericht von Pfarrhelfer v. Wagner wurden 1781 in der Dompfarrei 243 Kinder getauft, davon waren 46 (ca. 20%) unehelich geboren. Verschiedene Ursachen machte der Berichterstatter für die Entwicklung verantwortlich:

1. In den Fabriken, in denen „Junge und Ältere“ beiderlei Geschlechts zusammen arbeiteten, waren unzüchtige Reden, sogar schamlose Entblößungen an der Tagesordnung, und zwar weit häufiger als in auswärtigen Fabrikationsstätten. Beklagte sich jemand über diese Zustände, so erhielt er die Antwort: „Es gibt nichts Unrechtes. Warum soll man den Kindern die natürlichsten Sachen vorenthalten.“
2. In Ermangelung einer Dienstbotenordnung hausten arbeitslose „Weibspersonen“ oft ein Vierteljahr lang in Schlupfwinkeln, wo sie Männerbesuche erhielten, oder sie wohnten (wohl nach Art einer Kommune) mit anderen zusammen. Auch kamen uneheliche junge Mütter zur Entbindung vom Land in die Reichsstadt, wo sie unerkannt das Kind zur Welt bringen konnten. Sie gingen in das städtische Nothaus (G 180), wo ohne Unterschied der Konfession arme Männer und Frauen hausten. Hier konnte es geschehen, daß Säuglinge in Gegenwart fremder Männer geboren werden mußten.
3. Bier- und Weinschenken, auch Kosthäuser blieben entgegen der Vorschrift immer öfter ganze Nächte hindurch geöffnet. Hier bestellten sich Ledige

beiderlei Geschlechts eigene Zimmer und blieben bis Tagesanbruch zusammen. 4. Tanzveranstaltungen während der sonntäglichen Gottesdienstzeiten vor- und nachmittags, die eine Menge junger Leute besuchten, führten ebenfalls zum Verfall von Moral und Sitte.

5. Dasselbe drohte durch die Verbreitung von schlechten Schriften, die alle Religion und Ehrbarkeit untergruben. Sie waren mit „ärgerlichen“ Bildern und Körperdarstellungen ausgeschmückt und wurden von vielen Heranwachsenden gelesen.

6. Die Eltern versäumten immer stärker die Aufsichtspflicht über ihre Kinder. Manche führten sie selbst auf öffentliche Tanzböden oder ließen es zu, daß sich Buben und Mädchen bis in die späte Nacht auf den Straßen und Gassen herumtrieben. Kinder im Alter von 10 bis 12 Jahren wurden bei unzüchtigen Handlungen in der Öffentlichkeit angetroffen. Manche Eltern machten es sich sogar zur Ehre, wenn ihre Töchter von höheren Standespersonen Besuch erhielten und sich tage- und nächtelang mit diesen allein unterhielten. Andere gestatteten den Kindern, mit fremden Erwachsenen in einem Zimmer, sogar in einem Bett zu schlafen.

7. Gegen diese Entwicklung blieben alle guten Ermahnungen der Seelsorger ohne Erfolg, zumal von Seiten des Magistrats das Laster der Unzucht meistens nur mit einer Geldstrafe belegt wurde. Erst im Fall der Zahlungsunfähigkeit erfolgte die Einweisung in das Arbeitshaus, aber auch nur für ein paar Tage, um der Anstalt keine zu hohen Unkosten entstehen zu lassen. Nur einer der damals (1789) amtierenden evangelischen Bürgermeister⁴⁶ versuchte, ohne Ansehen der Person diesen Mißständen Einhalt zu gebieten. Aber er fand keine Unterstützung bei den Kollegen, denen es an Mut gebrach oder auch am Interesse.

Religiöse Mißstände

Besonders beklagte v. Wagner die zunehmende Entheiligung der Sonn- und Feiertage durch die Fabrikarbeit. Vor allem die Druckereibetriebe und die Cottonfabriken, namentlich der Fabrikant Friedrich Zackelmayr, ließen den Arbeitern kaum die Zeit, eine heilige Messe mitzufeiern, vom Besuch einer Predigt oder Andacht ganz zu schweigen. Glaubte v. Wagner noch 1782, durch eine Vikariatsverordnung an die Fabrikherren, die Sonntagsarbeit einstellen zu können, so mußte er sieben Jahre später einsehen, daß sich die Arbeitgeber auf diese Weise nicht beeinflussen ließen. Nun wurde an den Sonn- und Feiertagen durchgehend geschafft, und viele Arbeiter versäumten jetzt auch die Meßfeier.

Einen weiteren Stein des Anstoßes bildeten die 1780 in Augsburg noch durchgängig üblichen Beerdigungen und Totengottesdienste an den Sonn- und

⁴⁶ Zur Verteilung der städtischen Ämter und ihrer Aufgaben vgl. P. v. Stetten, Beschreibung der Reichs-Stadt Augsburg. Augsburg 1788, S. 45–61

Feiertagen, selbst am Gründonnerstag und Karsamstag. Die Leute hatten an diesen Tagen mehr Zeit, am Leichenbegräbnis teilzunehmen. Nur an Ostern, Pfingsten und Weihnachten unterblieben die Bestattungen. Der Dompfarrhelfer versuchte nun, bischöflicher Weisung gemäß, die Feier des Requiems in schwarzem Meßgewand am Sonntag zu vermeiden. So beerdigte er die Toten wohl am Sonntagabend, doch die Totenmessen feierte er einige Tage später. Es fiel sehr schwer, diese Regelung durchzusetzen, und 1789 war es noch nicht gelungen, die oberhirtliche Verordnung allgemein einzuführen.

Was die kirchlichen Bestattungskosten betraf, so beschwerte sich mancher über die hohen Unkosten. Dabei erhielt der Pfarrhelfer für eine Kinderbeerdigung 45 x, welche die Angehörigen oftmals nicht zahlen wollten, während sie für die Kutschfahrt zu Kirche und Friedhof großzügig 1 fl ausgaben. Für die Bestattung eines Erwachsenen mit Requiem und gesungenem Libera bekam der Geistliche höchstens 4 fl; die Pfarrmesner allerdings kassierten für Sonderleistungen nicht selten über 20 fl ein. Sie verlangten nämlich nach Auffassung v. Wagners unberechtigt überhöhte Sätze für besondere Ausstattungswünsche, z. B. für die Aufstellung eines silbernen Leuchters forderten sie anstatt 6 bis 8 x nach Belieben 12 bis 15 x. Überhaupt haben die Mesner auch „in anderen Sachen die Leute grausam übernommen“. Hilflos stand der Pfarrhelfer diesen Praktiken der Mesner gegenüber. Der Bischof sollte das hohe Kapitel veranlassen, diese Mißbräuche abzuschaffen.

Desgleichen wußte sich v. Wagner keinen Rat, wie man die Mitnahme von Hunden in den Dom verbieten sollte. Ein entsprechendes Visitationsmonitum von 1777 beantwortete er 1782 resignierend: „Ungeachtet der Unanständigkeit, Hunde mit in die Kirche zu nehmen, von öffentlicher Kanzel vorgetragen und durch gedruckte Zettel an den Kirchenthüren verboten worden, verfangt doch nichts, und glaubt mancher Herr oder Frau, ohn ein baar Hunde nicht in die Kirche gehen zu können, oder wohl gar auch hiezu privilegiert zu seyn. Solche nun aus der Kirche zu treiben, will keine Arbeit für die Dommessner, auch nicht für die Pfarrmessner seyn; Die Ministranten machen zu viel Getöb; die Stuhlbrüder aber wollen sich der Hunde wegen, und um des neuen Jahresgeschenks willen mit Niemanden abwerfen, und so kommen die Hunde wie ehedem in die Kirche. Freilich kann man für unvernünftige Thiere keine Gesätze machen, und ist nicht zu verhüten, daß ein oder andersmal ein Hund zu Haus entkomme und seinen Herrn in der Kirche aufsuche; Doch ist nicht in Abred zu stellen, daß die Hunde der Herren Luteraner bessere Zucht oder mehr Ehrfurcht für selbige Kirchen haben.“

Ganz anders geartet waren die folgenden Probleme, die ein Dompfarrvikar ebenfalls nicht ohne ein Machtwort des Fürstbischofs zu lösen vermochte. Sie betrafen vor allem die Franziskaner und Kapuziner, bei denen „noch manche Mißbräuche in Schwung waren, welche der Kirchenordnung, dem pfarrlichen Gottesdienst und dem Ritual Augustano“ entgegenstanden.

1. So hielten die Franziskaner alle Sonn- und Feiertage zur Zeit der Pfarrpredigt im Dom in ihrer Kirche die Ordens- und Ablasspredigten. Dabei wählten sie „nicht allemal die zum nötigen Unterricht des Volkes dienlichen Materien“ aus und wechselten ohne Erlaubnis des Generalvikars die Prediger nach Belieben aus.
2. Desgleichen wurde in den Klosterkirchen bei den verschiedensten Andachten und Rosenkränzen noch die Monstranz ausgesetzt. Diese Andachten hatten großen Zulauf und erfreuten sich bei den Gläubigen hoher Beliebtheit.
3. Gerade die Franziskaner und Kapuziner verwendeten eine Reihe von Segensformeln, die nicht in den offiziellen Ritualen enthalten waren. So beteten die Mendikanten noch 1789 gelegentlich den Gasserschen Exorzismus und teilten verschiedene Pulver, Lukaszettel und Teufelswachs aus⁴⁷, die niemals von der Kirche gutgeheißen worden waren.
4. Während im Dom das Verbot bestand, neue Votive aufzuhängen, duldete man in den Klosterkirchen, auch in St. Ulrich und Afra, diese Unsitte. Dadurch entstand der Eindruck, als ob man in der Dompfarrei eigenmächtig handelte und immer wieder Neuerungen einführen wollte. In Wirklichkeit aber versuchte der Pfarrhelfer nur, die fürstbischöflichen Anordnungen in die Tat umzusetzen.

Der Dompfarrvikar und Geistliche Rat Johann Georg v. Wagner, ein theologisch hochgebildeter Seelsorger, stand in der Gunst des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus. Mehrfach hatte ihn dieser in persönlicher Audienz empfangen. Auch finden sich verschiedene Anregungen aus Wagners Bericht von 1782 in dem Ende 1783 erschienenen großen Hirtenbrief, den Johann Michael Sailer nach eigener Aussage verfaßt hat. Die von Johann Georg v. Wagner 1782 und 1789 geschriebenen Promemorien zeugen von Ehrlichkeit, die herrschenden Mißstände ohne Schönfärberei darzulegen. Er war kein aufgeklärter Eiferer, aber auch kein Verfechter einer überholten unzeitgemäßen Kirchenordnung. Er war ein Mann der Mitte mit einem gesunden Blick für die Notwendigkeiten einer realistischen Seelsorge. Allerdings hatte er es nicht leicht, seine Vorstellungen gegenüber den in der Mehrzahl sehr konservativ denkenden Domherren durchzusetzen, die gar keine oder nur geringe Seelsorgerfahrungen besaßen, dabei aber an obsoleten Privilegien festhielten.

⁴⁷ Zum Gasserschen Exorzismus vgl. A. Gulielminetti (Anm. 6), S. 522–526 – zu den Lukaszetteln vgl. H. Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens Bd. V, Sp. 1454 – Der Begriff „Teufelswachs“ wird bei Bächtold-Stäubli nicht erwähnt. Möglicherweise handelt es sich um Wachsamulette, die mit *Asa foetida* (Teufelsdreck) vermischt waren und als antidämonische Mittel galten. Vgl. a. a. O. Bd. VIII, Sp. 747

Zur Baugeschichte der Stiftskirche St. Lorenz in Kempten

Von Konrad Hecht †

Die Kirche des ehemaligen hochfürstlichen Stiftes Kempten steht in einem weiten Rechteckplatz, den niedere Handwerker- und Beamtenhäuser auf drei Seiten umsäumen. Die herbe Wucht des erhöht stehenden Bauwerks beherrscht selbst die maßlose Klosterresidenz, die den Platz ostwärts beschließt¹.

Der 30jährige Krieg, der die mittelalterlichen Klosterbauten „zu einem lauterem Steinhaufen gemacht“ hatte, war noch nicht zu Ende², als Fürstabt Roman Giel von Gielsberg den Neubau betrieb. Schon im dritten Jahr nach dem Friedensschluß setzten die Bauarbeiten an der Residenz ein, und im folgenden Frühjahr, am 13. April 1652, legte der Fürstabt selbst den Grundstein zur neuen Stiftskirche³. Das umfangreiche Vorhaben war ein wirtschaftliches, noch mehr ein architektonisches Wagnis, denn die heimische Tradition, die einst Großes geschaffen hatte, war abgestorben, und die neuen Gedanken, die aus dem Süden Einlaß begehrten, waren hier noch fremd und unverstanden.

Wohl auf Anraten des Abtes Pius Raher von St. Gallen verpflichtete Abt Roman als Architekten den Vorarlberger Michael Beer, den Stammvater der Maurerzunft von Au und Vorläufer der als „Vorarlberger Bauschule“ bekannt

¹ Im folgenden mehrfach zitierte Literatur: Braun, J. Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten, Teil II, Freiburg i. B. 1910; Burckhardt, J. Geschichte der Renaissance in Italien, Stuttgart 1904; Frankl, P. Die Entwicklungsphasen der neueren Baukunst, Leipzig 1914; Genzmer, W. Das Lebenswerk des Vorarlberger Baumeisters Michael Beer, in: Das Münster, Jg. 5, 1952, 72. Gurlitt, C. Geschichte des Barockstils und des Rokoko in Deutschland, Stuttgart 1889; Hauttmann, M. Geschichte der kirchlichen Baukunst in Bayern, Schwaben und Franken 1550–1780, München 1921; Ostendorf, F. Geschichte des Dachwerks, Leipzig und Berlin 1908; Roediger, Martha Die Stiftskirche St. Lorenz in Kempten, Burg b. M. 1938 (künftig zitiert: R); Rottenkolber, J. Geschichte des hochfürstlichen Stiftes Kempten, München 1933; Schnell, H. Die fürstbäbliche Residenz zu Kempten und ihre Prunkräume, München 1947; Wackernagel, M. Die Baukunst des 17. und 18. Jahrhunderts in den germanischen Ländern (Handb. d. Kunstwiss.) Berlin 1915; Weitere Literatur bei R S. 122–124; Als Planunterlage stellte das Landbauamt Kempten eine Bauaufnahme von ca. 1900 freundlichst zur Verfügung, wofür auch an dieser Stelle gedankt sei. Diese Unterlagen lassen eine nochmalige vollständige und zuverlässige Vermessung der Lorenzkirche als wünschenswert erscheinen.

² Rottenkolber S. 127.

³ R S. 5.

gewordenen Meistergruppe⁴. Beer plante und begann mit der Stiftskirche ein bedeutsames Werk, das den deutschen Barockbauten voller Eigenwillen vorausgeht. Von ihm übernahm Johann Serro, ein in Neuburg a. D. ansässig gewordener Graubündner, den halb vollendeten Bau, verwarf die Planung des Vorgängers und änderte am bereits Bestehenden. Der heutige Zustand der Stiftskirche geht im wesentlichen auf den zweiten Meister zurück.

In der Literatur nimmt St. Lorenz nicht den Platz ein, der seiner geschichtlichen Bedeutung angemessen wäre. Solange der Bau als die Frucht einer einheitlichen, im Ganzen entweder Beer oder Serro zugeschriebenen Planung galt, gingen die Werturteile zudem weit auseinander: Cornelius Gurlitt sprach von dem „wohl großartigsten Bauwerk seiner Zeit in Deutschland“⁵, während Georg Dehio in der Kirche nur „eine zum Teil recht ungeschickte Zusammenstellung aus lombardischen Vorbildern“ sah⁶. Die Stiftskirche zutreffend zu würdigen heißt, ihre wechselvolle Entstehungsgeschichte und mit dieser die Planung und Bautätigkeit der beiden Architekten aufklären. Es ist das Verdienst Martha Roedigers, diese Aufgabe als erste und mit großer Sorgfalt angegangen und die Ergebnisse in einer Monographie veröffentlicht zu haben. Doch der durchgehend verputzte Bau konnte der Autorin nur wenige Aufschlüsse geben. Vollends die Bauakten, soweit sie überhaupt erhalten blieben, berichten nur von der Tätigkeit des zweiten Architekten, und ihre Aussagen sind zudem nicht immer vollständig und unzweideutig. So konnte der Entwurf Beers und mit ihm die Ausgangssituation Serros und damit auch Anlaß und Umfang des Umbauprojektes bei Roediger nur in trügerischen Umrissen sichtbar werden. Bauzeichnungen, die vieles aufklären könnten, haben sich bei den Akten nicht erhalten.

Die Bauzeichnungen

In seiner Plansammlung besitzt das Hauptstaatsarchiv in Stuttgart zwei zusammengehörige, bisher nicht beachtete Risse⁷. Beide stellen die Stiftskirche St. Lorenz in Kempten dar.

1. Der Grundriß

Dargestellt ist die in der deutschen Baukunst einmalige, für Kempten bezeichnende Figur (Abb. 3): An einen achteckigen Chorraum fügen sich in den

⁴ R S. 4, Schnell S. 11.

⁵ Gurlitt S. 192.

⁶ Dehio, G. Geschichte der deutschen Kunst, Berlin und Leipzig 1931, Bd. 3, S. 348.

⁷ Signatur früher J 33, N 16; jetzt N 201 Nr. 14.

Hauptachsen drei kurze Kreuzarme und ein Langhaus, dessen Seitenschiffe von Kapellenzonen begleitet sind, dazu eine doppeltürmige Westfront, Sakristeien, welche die zwischen Chor und Seitenschiffen verbleibenden Winkel füllen und schließlich ostwärts in Verlängerung des mittleren Kreuzarmes ein die Kirche mit der Residenz verbindender Trakt. – Von den beiden Konturen, welche üblicherweise die Mauerstärken bezeichnen, ist hier zumeist nur die äußere gegeben. Am Triumphbogen, wo Chor, Langhaus und Sakristeien zusammen treffen, mußte der Zeichner mit seiner vereinfachten Methode notwendig in Verlegenheit kommen. Nur wenige Mauern hat er mit zwei Fluchten dargestellt, nämlich die Scheidewand zwischen Sanktuarium und Verbindungstrakt, ebenso – wie üblich nur in einer Längshälfte des Risses – die Freipfeiler des Chores und die Langhauspfeiler samt der Außenmauer des einen Seitenschiffes. – Der Riß ist mit Bleistift an der Schiene gezeichnet⁸. Mit freier Hand nachgetragen sind die beiden Türen seitlich des Hochaltars, die zwei westlichen Pforten der Nebensakristeien und die beiden Altäre in der südlichen Kapellenzone. Die Beschriftung bietet außer etlichen Maßen⁹ lediglich im Zwischentrakt die orientierende Angabe „Stiftseiten“. Die Raumbezeichnung „Capel“ und „Sacristey“ rühren von einer anderen Hand her. – Stellt man die gezeichneten Abmessungen, dazu die eingetragenen Maße und die Dimensionen des bestehenden Baues einander gegenüber, so ergibt sich die Maßeinheit des Risses zu 30,4 cm¹⁰. Die Reduktion beträgt annähernd 1:200. Der Zeichner dürfte als Maßstab 1''' : 1' benützt haben, also in unserer Schreibweise 1:192¹¹.

Um nach dem Nächstliegenden zu fragen: Welcher der beiden an St. Lorenz tätigen Architekten war der Urheber dieses Risses? Wie die Darstellung zeigt, galt die Aufmerksamkeit des Entwerfenden nicht dem Westbau oder dem Chor, also nicht den Bauabschnitten, deren Ausführung Michael Beer übertragen war. Mit doppelten Umrissen dargestellt sind die von Johann Serro begonnenen oder veränderten Teile: Das Langhaus und die Stirnwand des Ostrakts. Das Blatt stellt demnach das Umbauprojekt Serros dar.

⁸ Als Druckvorlage stellte das Hauptstaatsarchiv Stuttgart eine neu angefertigte Fotografie zur Verfügung.

⁹ In Bleistift: „Die gantze Lengen ist 225 schueh“ (d. i. Gesamtlänge in der Bauachse, ohne den Verbindungstrakt gemessen). – „132 schueh“ (d. i. Länge des Seitenschiffes einschl. der Zwickelsakristei). – „30 schueh“ (d. i. äußere Breite des südlichen Querarms). – „20“ (d. i. Zwischenraum der Chorpfeiler). – „32“ (d. i. Breite und Tiefe der Westtürme). – „33“ (d. i. Breite der Westfront zwischen den Türmen).

¹⁰ Im Verding von Pfingsten 1654 ist die Maßeinheit als Nürnberger Werkschuh genannt. Dieser entspricht 30,3975 cm (R Anm. 28).

¹¹ Der 20,0 (19,7) × 44,8 (44,1) cm große Bogen ist aus zwei Blättern zusammengeklebt, von denen der größere zum zweitenmal verwendet ist, wie sechs parallele, getilgte Bleistiftgeraden zeigen.

Besonderen Wert legte der Zeichner auf den Querschnitt der schraffierten Chorpfeiler. Deren auffallende Betonung weist uns auf die Entstehungszeit der Skizze. Das erste von Fürststab Roman und Serro im Frühjahr 1654 unterzeichnete Verding galt den von Beer begonnenen Türmen. Doch bereits der folgende, zu Pfingsten 1654 abgeschlossene Vertrag veranlaßte mit der Vollendung des Chores auch den Bau der fraglichen Pfeiler. Deren hier dargestellter Querschnitt stimmt mit der Ausführung nicht überein, stellt also, da von einer nachträglichen Veränderung der Pfeiler nichts bekannt ist, eine Vorstufe zum baureifen Entwurf dar. Somit rechnet die Grundrißskizze zu den Entwurfsarbeiten Serros, die dem genannten zweiten Verding vorausgingen.

2. Der Aufriß der Südfront.

Das zweite, eindrucksvollere Blatt stellt die Südfront der Stiftskirche dar (Abb. 4). Mit dem bestehenden Bau stimmt dieser Riß im ganzen überein. Auf einige Abweichungen sei jedoch hingewiesen (Abb. 5): Pilaster, nicht Lisenen, gliedern das Äußere des *Chores*. Die tief sitzenden Fenster des Hauptschiffes sind gedungen. Statt einer Nische öffnet sich eines dieser Fenster auch in der Stirnwand des südlichen Chorarmes. Das Obergeschoß des Chores besitzt in den Hauptachsen zusätzlich ein größeres, in den Schrägseiten der Attika zwei kleinere Ovalfenster. Über den Kreuzarmen erhebt sich jeweils ein Aufzug. Die Wangen des Kuppeldaches sind mit Hauben besetzt. Die in den Sockel eingeschnittenen Gruffenster schließen im Rundbogen. – Am *Langhaus* sind die Differenzen geringfügig, sofern wir die späteren Veränderungen des Bauwerks in Rechnung stellen¹². Die Pilaster sind von den Enden der Seitenschiff-Risalite nicht abgerückt. Ein Aufzug überbrückt die Mittelachse der 4 Risalite. Die rechteckigen Fenster des Obergadens schließen im Rundbogen. – Bei den *Türmen* gehen die auffallendsten Abweichungen zu Lasten des modernen Ausbaues. Das Hauptgeschoß schließt im Entwurf ohne Verdachung. Im folgenden Geschoß ist das Wandfeld gerahmt und nur ein kleines Zifferblatt steht über dem Fenster. Den Unterbau beschließt eine Balustrade, hinter der ein Umgang das eingezogene Glockenhaus umläuft. Attika und flache Haube mit achteckiger Laterne machen den Beschluß. – Die Front der *Sakristei* steht mit gehöriger Verkröpfung von Sockel und Gebälk in der guten Flucht des Seitenschiffs. Sie erreicht dessen Höhe, endet aber mit Balustrade und Flachdach. – Der das Sanktuarium ostwärts verlängernde Trakt ist nicht dargestellt. – Die Bodenwelle, auf der die Stiftskirche steht, sollte nach dem Riß die Gestalt eines von Stützmauern und Balustraden begrenzten Podiums erhalten, zu dem in den Querachsen von Chor und Westbau dreiseitige Freitreppen hinaufführen.

¹² vgl. unten S. 54.

Die Vorzeichnung ist an der Schiene mit weichem Bleistift in das Papier eingegraben, ist öfter beträchtlich weitergezogen als nötig und zudem mangelhaft getilgt. Zum Ausziehen ist ebenfalls die Schiene verwendet; manche Einzelheiten sind aber – recht sorglos – mit freier Hand fertiggestellt¹³. Die Zeichnung wurde schließlich mit Wasserfarben angelegt: Hellgrau sind die Wandgliederung, ebenso die Rahmungen und Verdachungen der Fenster, dunkelgrau die Fensteröffnungen, rotbraun die Dächer. Beim Lavieren hat der Zeichner manche Flächen übersehen. Auch wandte er wenig Sorgfalt darauf, die Konturen einzuhalten.

In der Darstellung des Risses folgte der Zeichner nicht den heute üblichen Gewohnheiten. Die Kirche ist von der Plattform soweit abgehoben, daß ihr Sockel über der Balustrade zu schweben scheint. Der rückwärtige Frontturm ist um eine halbe Turmbreite nach rechts gerückt. Am Zentralchor ist zwar die Breite der seitlichen, schräg nach rückwärts laufenden Umfassungswandern zutreffend verkürzt dargestellt, sämtliche Binnenglieder dieser Schrägseiten – Pilaster, Fenster und Dachgauben – sind aber geradansichtig und in ihrer vollen Breite dargestellt, dies selbst dann, wenn sie, wie die Fenster der Laterne, nur noch zur Hälfte Platz fanden. Die das Flachdach der Sakristei westwärts begrenzende Balustrade ist, um sichtbar zu werden, in die Dachfläche der Seitenschiffe geschwenkt. Alle diese Maßnahmen erscheinen uns heute befremdlich. Nicht Unvermögen hat sie veranlaßt, sondern der Wunsch, Verkürzungen und Überschneidungen soweit als möglich zu vermeiden, um jedes Glied gesondert in seiner begrifflichen Gestalt darstellen zu können. – An den Glockenhäusern ist die Gebälkdarstellung durch Lot auf die Flucht der unteren Turmgeschosse bezogen. – Irrtümlich auf der falschen Seite angetragen wurde die Leibung des Rundbogenfensters über der Sakristei. Die Treppe darzustellen, die von der Plattform zur Schwelle des Westportals führt, hat der Zeichner vergessen.

Das Blatt trägt weder eine Legende, noch Maße. Stellen wir die 50 unbenannten Einheiten des beigegebenen Maßstabes einer entsprechenden Strecke am bestehenden Bau gegenüber, so ergibt sich als Größe der Maßeinheit wiederum 30,4 cm und als Reduktion der Zeichnung etwa 1:150. Der Zeichner dürfte im duodezimalen Maßsystem im Maßstab 1:144 (unserer Schreibweise) gezeichnet haben¹⁴.

¹³ So vor allem die Balustraden.

¹⁴ Der Bogen mißt 43,5 (43,3) × 58,1 (57,6) cm. Für Knauf und Kreuz der Kuppellaterne ist vom selben Papier eine Zunge angeklebt.

Zur Charakterisierung des Entwurfs mag vorerst folgendes genügen: Die drei Baugruppen – Chor, Langhaus und Westbau – bedienen sich derselben Wandgliederung. Trotzdem bleiben sie isoliert, da eine über die Nahtstellen hinwegführende horizontale Bindung nur im Sockel, nicht aber im Gebälk gewahrt ist. Zwar liegen die Gebälke der Hauptgeschosse von Chor und Westbau in gleicher Höhe; doch das Gebälk des Hochschiffs ist über beide hinausgehoben. – Auch innerhalb der Körpergruppen bedeutet die Einheit gleichartiger Glieder dem Entwerfenden nur wenig: Das Hauptfenster der westlichen Schrägseite des Chores ist mit Rücksicht auf die Sakristei hinaufgerückt bis unter das Gebälk, steht also höher als die weiteren Fenster desselben Geschosses.

Nach diesen Feststellungen ist die Frage nach dem Urheber des zweiten Risses unschwer zu beantworten. Serro erhielt 1659 den Auftrag, das von seinem Vorgänger annähernd vollendet hinterlassene Langhaus umzubauen. Dabei waren u. a. die Obermauern zu erhöhen, was bedeutet: Das bis dahin den Kirchenbau ungestört umlaufende Hauptgebälk war für den Bereich des Langhauses anzuheben. Der Riß stellt demnach das Umbauprojekt des zweiten Meisters dar.

Doch nicht erst das genannte Verding stützt sich auf diesen Entwurf. Bereits der oben angeführte, zu Pfingsten 1654 abgeschlossene Vertrag verpflichtete Serro, den von Beer begonnenen Zentralchor zu vollenden und dabei – neben anderen Veränderungen des bereits Bestehenden – die Fenster des Hauptgeschosses zu „erhöhen“. Damals hat Serro die hochsitzenden, vergleichsweise schlanken Fenster geschaffen, die heute das untere Chorgeschoß belichten. Der Aufriß verzeichnet diese Fenster noch klein und niedrig sitzend. Somit rechnet er – wie die Grundrißskizze – zu den Entwurfsarbeiten Serros, die dem im Mai 1654 unterschriebenen Verding vorausgingen.

Mit diesen beiden Rissen steht nun eine Quelle zur Verfügung, die ein anschauliches und – wenigstens für den Aufriß – lückenloses Bild von den Entwurfsabsichten des zweiten Architekten vermittelt. Für die in entscheidenden Punkten bisher strittige Interpretation der schriftlichen Nachrichten geben die Risse zudem eine solide Basis. Nehmen wir schließlich noch einige bisher unbeachtet gebliebene Hinweise aus dem Baubefund hinzu, so dürfen wir hoffen, die Entstehungsgeschichte der Lorenzkirche aufzuklären.

Versuchen wir im folgenden, erst die Anteile beider Architekten abzugrenzen. Danach wird es möglich sein, die Planung und Bautätigkeit Serros zu übersehen und schließlich den Charakter der beiden Entwürfe zu prüfen.

*Der Anteil beider Meister an der Planung
und am Bau der Stiftskirche*

1. Der Chor.

Wer nach der herben Größe und Geschlossenheit des Außenbaues einen freien, weiten Chorraum zu betreten erwartet, sieht sich nicht wenig getäuscht. Ein gewölbtes Geschoß und darüber flachgedeckte Emporen umschließen den Raumkern, der das Kuppeldach durchbricht und in einer Laterne endet. Dieser Kern ist unerhört steil; auf einer Grundfläche von nur 7×7 m erreicht er eine Höhe von 41 m! (Abb. 6). Was dem engbrüstigen Schacht an Weite abgeht, das besitzen die tiefen Umgänge im Überfluß.

a) Der Anteil Serros. Johann Serro fand hier zu Pfingsten 1654 folgendes vor¹⁵: Von der im Unterbau des Chores geborgenen Gruft standen die Umfassungsmauern aufrecht und vier Freipfeiler, die das Zwischengewölbe zu stützen bestimmt waren. Mit dessen Bau war aus guten Gründen noch nicht begonnen¹⁶. Die Umfassungsmauern des Chores selbst waren bis auf $\frac{5}{6}$ der Höhe des Hauptgeschosses gediehen.

Daß erst Serro die den Chorraum unterteilenden Pfeiler errichtet hat, ist unbestritten. Doch gehen die Meinungen darüber auseinander, ob er mit diesen Einbauten den Plan seines Vorgängers verwirklicht oder durchkreuzt hat. In der Grundrißskizze hat er die Querschnittfläche der Chorpfeiler schraffiert. Offensichtlich fühlte er sich in diesem Punkt nicht an den Entwurf Beers gebunden, den er in derselben Skizze nur schematisch darstellte. Doch läßt sich dem Blatt nicht entnehmen, ob der Entwurf Beers etwa Pfeiler anderer Art vorgesehen hatte. – Eine deutliche Antwort geben Verding und Baubefund. Serro soll „die zween Pfeiler oben umb etwas dauglicheres machen, und dan die vier Pfeiler auffmauren, alle Bögen sprengen, die Gewölber rings weis herumb und in allen drey Chören gewölben“¹⁷. Hier wie stets entspricht das Nacheinander des Verdings der fachgerechten Reihenfolge der verlangten Arbeiten. Die Veränderungen an den zuerst genannten zwei Pfeilern sind – man beachte zudem die Konjunktion „und dann“ – Voraussetzung für die Errichtung der danach genannten vier Pfeiler, welche Bögen und Gewölbe zu tragen haben. Der Sinn dieses Vertragspunktes liegt damit offen: Erst nachdem die beiden nicht ganz

¹⁵ Der Wortlaut des Verdings bei R Anm. 30; der Inhalt des zugehörigen Voranschlags ebd. S. 6/7.

¹⁶ Das Baumaterial ließ sich annähernd ebenerdig in die Gruft einfahren, und nur von hier aus war es in einem einzigen Arbeitsgang auf die Gerüste zu heben. Daher war es zweckmäßig, das Gruftgewölbe so spät als möglich zu schließen. Ebenso verfuhr Serro beim Bau der Westtürme (R S. 7).

¹⁷ R Anm. 30.

„tauglichen“ Pfeiler denselben Belastungen gewachsen sind wie die beiden anderen Gruftpfeiler, können im Hauptgeschoß des Chores vier weitere Pfeiler errichtet werden. Diesen folgen die Scheid- und Gurtbögen, die Gewölbe des Umgangs und endlich die anschließenden Gewölbe der Kreuzarme¹⁸. Da nun zwei der von Beer unlängst errichteten Gruftpfeiler verändert werden müssen, ehe mit dem Bau der Chorstützen begonnen werden kann, so ist anzunehmen: Serros Vorgänger hatte diese Pfeiler als – unentbehrliche – Stützen des Gruftgewölbes vorgesehen; die Freipfeiler des Chores hat aber Beer weder begonnen noch geplant¹⁹.

Wer an diesem Schluß zweifelt, der möge beachten, auf welch seltsame Weise die genannten Gurte den Umfassungen des Oktogons angeschlossen sind. Serro erstellte „die zwey grosse Beygestöll, sambt den darzue erforderenden Bogen oben im Langghauß ahnfangs Chors“²⁰. Die „Beigestelle“ bezeichnen die unter dem Triumphbogen stehenden Pfeiler, die den von Beer errichteten, wenig ausladenden Pfeilern „beizustellen“ waren²¹. Mit der Verengung des Chorbogens rückten die westlichen Widerlager der westlichen Gurte des Chorumgangs näher zusammen. Trotzdem divergieren diese Gurte, während die weiteren drei Gurtpaare des Umgangs in den Fluchten der Kreuzarme zueinander parallel stehen. Der unterschiedliche Verlauf der Gurte hat seinen Grund darin, daß die Standorte der Freipfeiler und die Breite der Kreuzarme mit dem Grundriß der Gruft dem ersten Entwurf entsprechend festgelegt waren und dieser erste Riß auf einen westlichen Gruftarm und eine völlige Symmetrie des Oktogons verzichtet hatte, damit der Chorbogen eine den Durchblick wenig behindernde Weite erhalten könne. Die Symmetrie der Einbauten wäre nur durch eine empfindliche und höchst unerwünschte Verengung des Chorbogens zu erkauften gewesen. – Auch zur Aufnahme der drei parallel verlaufenden Bogenpaare fand Serro keinerlei Vorkehrungen getroffen. Für sie ordnete er an den Winkeln des Oktogons Kapitelle an, deren Flanken sich der Richtung der Gurte

¹⁸ R S. 7 identifiziert die erstgenannten beiden Pfeiler mit den Triumphbogenpfeilern und leitet von diesem Irrtum Folgerungen ab.

¹⁹ Diese Auffassung vertrat bereits Dehio im Handb. d. deutschen Kunstdenkm. Bd. 3. – Dagegen R S. 7: „Aus dem Kostenvoranschlag geht nur hervor, daß die Freipfeiler in der Gruft schon gemauert waren... Daraus darf man schließen, daß Beer schon die Pfeileranlage für den Zentralchor bestimmt hatte und sie nicht erst auf Serro zurückgeht“. Hier ist die Existenz der strittigen Chorpfeiler unbedenklich mit der Unentbehrlichkeit der den Chorboden tragenden Gruftpfeiler verbunden. Der Trugschluß ist Ausgangspunkt der stilgeschichtlichen Untersuchung R S. 32ff.

²⁰ Verding vom 23. 5. 1654, R Anm. 30.

²¹ R verwertet diesen Vertragspunkt nicht, gibt vielmehr die Pfeiler des heutigen Triumphbogens dem ersten Architekten und schreibt den Bogen selbst „wahrscheinlich“ dem zweiten zu (R S. 7, Anm. 180, Taf. 16). – Die Widerlager der 1683 errichteten Orgelemporen haben den Durchblick in den Chor nochmals verkleinert.

entsprechend rechtwinklig treffen, und war nun gezwungen, jeweils mit einer Volute von der Mauerschräge zur vorspringenden Kapitellecke zu vermitteln²². – Weiter sind für die Fenster der Schrägseiten Stichkappen in die Tonnen der Zwickelräume geschnitten. Als Träger der Tonnen stehen zwischen den Fenstern „Stützen“, die ebenfalls weder Fuß noch Schaft besitzen.

Die von Beer errichteten Bauabschnitte – die Umfassungen des Chors und die Pfeiler des Triumphbogens – boten Gurten und Gewölben der von Serro erstellten Choreinbauten demnach keine konstruktive oder formale Voraussetzung. Die Divergenz zweier Entwürfe ist mit Händen zu greifen. Nicht nur die Ausführung, auch der Entwurf der Einbauten gehört dem zweiten Meister.

Wie nicht anders zu erwarten, hielt sich Serro in der Detaillierung seines Entwurfs nicht an die Formensprache seines Vorgängers gebunden²³.

So können wir zusammenfassend feststellen: Der erste Entwurf blieb für den Chor nur soweit maßgebend, als das Umbauprojekt gezwungen war, mit vorgefundenem Mauerwerk zu rechnen. Den von Beer geplant gewesenen Außenbau kann Serro also nur unwesentlich verändert haben; das Raumbild dagegen hat er völlig umgestaltet. Damit ist der Ausgangspunkt für einen Rekonstruktionsversuch des von Beer geplanten Chores gewonnen.

b) Der Entwurf Beers. Der erste Entwurf mußte für das Oktogon mit der einen Kardinalfrage rechnen: Wie sollte der etwa 20 m weite Raum überdeckt werden? Da die Umfassungswände nur wenig über 1 m stark sind, war an ein massives Gewölbe trotz der aussteifenden Kreuzarme nicht zu denken. Es gab nur die eine Möglichkeit, eine Holzdecke am Dachstuhl aufzuhängen. Diese Decke würde als gesprengtes, in den Dachraum hinaufgreifendes Tabulat – also in der Form einer Klosterkuppel – mit dem Raum am ehesten harmonisieren. Holzdecken dieser Art in Verbindung mit den entsprechenden Dachkonstruktionen waren bei den Architekturtheoretikern des 17. und 18. Jahrhunderts ein beliebtes Paradestück²⁴. Schon 1580 hatte man gewagt, einen derartigen Dachstuhl mit 20,6 m Spannweite über dem oberen Saal des Stuttgarter Lusthauses aufzuschlagen.

Mit Rücksicht auf das von Beer verlegte Traufgesims sah sich Serro gehalten, die Höhe des Hauptgeschosses am Außenbau des Chors unverändert in sein

²² Auch zum folgenden R Taf. 29, 34, 35.

²³ Das Hauptgebälk des Chors sollte nach Beers Entwurf im Kranzgesims des Mittelschiffs seine Fortsetzung finden. Um die Gleichheit des Profils wieder herzustellen, hat Serro 1655 das von Beer verlegte Gesims des Mittelschiffs erneuert. Die von R S. 8 gegebene Interpretation des Verdings von Pfingsten 1654 ist in diesem Punkt unzutreffend.

²⁴ Auch zum folgenden Ostendorf S. 151 ff.

Projekt zu übernehmen²⁵. Aus der somit gegebenen Höhe und Ausladung der Kreuzarme folgt deren Firsthöhe. Sie stimmt mit der am Oktagon abzulesenden Höhe des ursprünglichen Hochschiffdaches überein. Die von Beer dem Oktagon zugedachte Höhe kann demnach nicht wesentlich hinter der von Serro gewählten Traufhöhe des Chores zurückgeblieben sein. Die Höhe des Innenraums war somit beträchtlich. Die Sprengung der Decke eingerechnet, wird sie, wie in Beers Mittelschiff, etwa das 1½ fache der Raumweite betragen haben.

Für den Außenbau übernahm Serro außer dem Sockelgeschoß, den Kreuzarmen und der genannten Gebälkhöhe auch die mit dem Mauerwerk hochgeführten Pilaster. Der Baukörper des Ostbaus und seine Gliederung entspricht also im ganzen den Absichten Beers. Die gedrungenen, niedrig sitzenden Fenster, die Serro im Hauptgeschoß vorfand, sind uns in der Aufrißzeichnung überliefert. Das Obergeschoß hätte wohl ähnliche Fenster erhalten sollen.

2. Das Langhaus.

Der an den Zentralchor angefügte Längsbau stellt eine dreischiffige Emporenbasilika dar, deren Seitenschiffe in ihrer ganzen Länge erweitert sind (Abb. 7). Das *Mittelschiff* ist recht eigentümlich aufgebaut. Massige, von einem Gebälk bekrönte Pfeiler tragen eine über den weiten Raum gespannte Halbkreistonne. Die Jochgrenzen sind durch je einen Pilaster, Gebälkverkröpfungen und Gewölbegurte skandiert. Aus den Füllwänden sind in drei Geschossen die Öffnungen geschnitten: Die weiten Arkaden, die in gedrückten Korbbögen schließen; darüber, in der Höhe des Gebälks und mit Segmentbögen in die Schildzone hinaufgreifend, die mit dem Palladiomotiv ausgestellten Emporenöffnungen (Abb. 8); schließlich die halbkreisförmigen Oberfenster unter den gestelzten Stichkappen (Abb. 9). – Die Anräume sind vom Mittelschiff durch breite Pfeiler geschieden. Je zwei den Pfeilerenden rückwärts angefügte Pilaster korrespondieren in der äußeren Flucht der *Seitenschiffe* mit zwei gekuppelten Freipfeilern. Gurte und alternierende Gewölbe skandieren die rhythmische Abfolge der Joche. – Die Kapellenzonen sind im selben Takt gegliedert. Den genannten Freipfeilern entsprechen an den Außenwänden Vorlagen, mit denen

²⁵ Nach dem Verding von Pfingsten 1654 soll Serro „die Mauren umb den Cor rings weiß herumb mit ihren Architrav, Friess und Hauptgesimbsern dem Langghauß gleich in die Höhe aufführen“ (R Anm. 30). Erst 1659 kam der Bauherr auf den Vorschlag Serros zurück, das von Beer errichtete Schiff zu verändern (vgl. unten S. 53).

sie durch Strebemauern verbunden sind. Zwischen diesen öffnet sich jeweils ein schlankes Fenster. In den Strebemauern sind Lichtöffnungen über den Durchgängen ausgespart²⁶. Zwischen den Stützengruppen liegen die breiten, wenig tiefen Kapellen. Im 18. Jahrhundert hat ein zweimaliger Umbau der Kapellenzonen das ursprüngliche Raumbild verwischt und die äußere Erscheinung verändert. – Die *Emporen* sind schmale Gänge, die der Rückseite der Mittelschiffspfeiler und Füllwände entlangführen. Ihre verdrückten Tonnengewölbe, die in der Achse der Emporenöffnungen von fallenden Quertonnen überschnitten sind, müssen sich unter die Pultdächer ducken. Sie blieben daher ohne Fenster und erhalten nur in weiten Abständen indirektes Licht aus dem Mittelschiff²⁷.

a) Der Anteil Serros. Michael Beer hatte das nach eigenem Plan begonnene Langhaus im Rohbau annähernd vollendet hinterlassen. Am 25. Mai 1655 erhielt nämlich Serro, der bisher nur an den Türmen und am Chor gearbeitet hatte, seinen ersten Auftrag für das Langhaus, und dieses Verding verlangte lediglich, die Dächer der Seitenschiffe zu decken, das bereits von Beer verlegte Kranzgesims des Mittelschiffs dem in gleicher Höhe laufenden Chorgesims formal anzugleichen²⁸, das Langhaus außen zu verputzen und seine Gewölbe – soweit dies nicht schon Beer veranlaßt hatte – durch einen Rauhputz für die Stukkatur vorzubereiten²⁹.

Serro hatte demnach das von Beer errichtete Langhaus vollends fertig zu stellen, obwohl er im Jahr zuvor (1654) dem Fürstabt Risse vorgelegt hatte, die auf eine Veränderung der ganzen Stiftskirche ausgingen. Damals hatte der Bauherr für gut befunden, den Chor nach diesem neuen Entwurf vollenden zu lassen. Nun, da Serro im neuen Jahr einen entsprechenden Auftrag für das Langhaus erwartete, war nur von der Fertigstellung des Langhauses nach dem alten Plan die Rede. Der Bauherr hatte das Umbauprojekt Serros aufgegeben.

Vier Jahre später, am 15. April 1659, unterzeichneten Fürstabt Roman und sein Unternehmerarchitekt ein Verding, das nun doch bezweckte, das Langhaus

²⁶ R Taf. 24.

²⁷ R Taf. 23.

²⁸ vgl. Anm. 23.

²⁹ R S. 8.

zu verändern³⁰. Der Inhalt dieser Vereinbarung ist folgender: 1.) Das Gewölbe des Mittelschiffs, dazu „die Mauer und andere wie weit abgeredt und vonnöth abzubrechen“. 2.) Die Mauern oberhalb der Mittelschiffspfeiler sind von neuem und höher als bisher aufzuführen. 3.) Das Gewölbe des Mittelschiffs ist abzurechnen und wieder zu errichten, wobei 4.) sein Schub in den Dachräumen der Seitenschiffe durch Strebemauern aufzunehmen ist. 5.) Den 2. Vertragspunkt ergänzend wird festgelegt, daß die neuen Obermauern Fenster und ein Gesims erhalten sollen und außen zu verputzen sind. – Im folgenden behandelt der Vertrag die Abseiten: 6.) Die Kapellenzonen sind mit Fenstern und Gesimsen zu errichten samt den zwischen den Kapellen stehenden Pfeilergruppen mit ihren Lichtöffnungen über den seitlichen Durchgängen. 7.) „Die untere Gewölber an den beeden Nebenseithen“ sind abzubrechen und zu erneuern. 8.) Über den Seitenschiffen und über dem Hauptschiff sind die Dachstühle aufzuschlagen. – Die letzten Punkte des Verdings betreffen den Ausbau: 9.) „Daß Stainwerkh und runde Säul“ in den Emporenöffnungen ist zu versetzen. 10.) Die Gewölbe des Mittelschiffs und die der Seitenschiffe sind durch einen Rauhpuz für die Arbeit der Stukkatoren vorzubereiten. 11.) Die Emporengänge sind zu „verfertigen“ und ebenfalls rauh zu putzen.

Nun erhebt sich die Frage, wie weit die Summe der in diesem Verding eingehend spezifizierten Bauarbeiten mit dem von Serro tatsächlich geschaffenen Bauzustand übereinstimmt? Und weiter, wie weit sich dieser Zustand mit den aufgefundenen Rissen deckt? Inzwischen eingetretene bauliche Veränderungen müssen dabei natürlich außer Spiel bleiben.

³⁰ Der Wortlaut des Verdings bei R Anm. 37. Die zwischen den Vertragspartnern vereinbarten Bauarbeiten sind wie gewohnt ihrer sachlichen Zugehörigkeit entsprechend gruppiert und innerhalb der Gruppen in der werkgerechten Reihenfolge aufgeführt. Heute nicht ohne weiteres verständliche termini sind demnach so zu interpretieren, daß diese sinnvolle Gruppierung und Reihenfolge gewahrt bleibt und jeder Bauteil nur einmal als Vertragsgegenstand auftritt. Unsere mit diesem bisher nicht beachteten Grundsatz abgeleitete Inhaltsangabe entfernt sich in mehreren Punkten von der bisherigen Deutung. Doch auch mit Hilfe dieses Grundsatzes dürfte es kaum je gelingen, alle Niederschriften lückenlos zu interpretieren. Die Großzügigkeit, mit der etwa das Verding zu Pfingsten 1654 formuliert wurde, steht dem entgegen. Diese für die Bauforschung verdrießliche Praxis erklärt sich folgendermaßen: Beide Kontrahenten hatten in ihrem Interesse auf eine rechtsverbindliche Form der Niederschrift zu achten, hatten aber keine Veranlassung, den sachlichen Inhalt des Vertrags in allen Einzelheiten dem Verständnis eines Außenstehenden nahezubringen. Zudem liefen die beiderseitigen Verbindlichkeiten auf kürzeste Frist. Bis das Verding erfüllt und die Abrechnung anerkannt war, durften Bauherr und Architekt darauf vertrauen, sich aller wissenswerten Einzelheiten jederzeit zuverlässig zu erinnern. So nimmt das Verding vom 15. 4. 1659 (R Anm. 37) ausdrücklich Bezug auf mündlich getroffene Vereinbarungen. Die schriftliche Fixierung der beiderseitigen Leistungen bedeutete den Vertragspartnern demnach nicht viel mehr als ein Promemoria. Diese Übung konnte zu Meinungsverschiedenheiten führen, wie der gegen Serro 1655 zu Unrecht erhobene Vorwurf zeigt (vgl. S. 66).

Von derlei Eingriffen wurden lediglich die Kapellenzonen und die unter ihnen laufenden Gruftgänge betroffen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts erweiterte Fürstabt Rupert v. Bodman diese Gänge im 1. und 3. Langhausjoch, um für sich und seine Nachfolger gesonderte Grablegen zu schaffen. Diese Nebengrüfte waren Veranlassung, die im Hauptgeschoß über ihnen gelegenen Kapellen als kleine überkuppelte Zentralbauten zu erneuern. Zugleich mit diesem Umbau rückten die in die Pfeilergruppen eingeschnittenen Fenster auf kleinen Segmentgewölben in die Flucht der bisher platt geschlossenen, nach außen als Risalite vortretenden Kapellen. Das Lichtmaß der Fenster entspricht nun mit 1.35 m genau dem einstigen Zwischenraum der Risalite. Infolgedessen stehen nun dicht neben den Fenstergewänden die Risalitpilaster bzw. die an deren Stelle getretenen Mauern der Rundkapellen³¹. Von dieser Umbildung der Fenster konnte der Innenraum wenig profitieren. Der Gewinn galt dem Außenbau: Die Rundkapellen heben sich von einer ruhigen Folie ab und sind an diese ohne unnützen plastischen Aufwand angeschlossen. Zugleich mit diesem Umbau erhielten auch die Fenster der Gruftgänge ihre heutige Ovalform. – In die Mitte desselben Jahrhunderts fällt die Erneuerung der Kapellen des 2. und 4. Langhausjochs, wobei die Altäre in flache, befensterte Konchen zu stehen kamen, die nach außen als sanft geschwungene Erker über die ursprüngliche Flucht vortreten. – 1869 erhielt die Stiftskirche auf der Stadtseite ein Nebenportal, indem die östliche Kapelle der Südseite geöffnet und ihr eine Freitreppe vorgelegt wurde. – Was nach all diesen Veränderungen von der durch Serro errichteten Abseitenfront und ihren ursprünglichen Kapellen blieb, veranlaßt folgende Rekonstruktion: Die Kapellen mit den unter ihnen aufgereihten Gruftkammern bilden jeweils Risalite, die mit geböschtem Quadersockel, Rahmenpilastern und Gebälkverkröpfungen über die gute Flucht um 28 cm vortreten³². Stellen wir nun dem auf seinen veränderten Zustand zurückgeführten Langhaus den Inhalt des Verdings gegenüber, so läßt sich irgend eine Differenz zwischen beiden nicht feststellen. Aber auch die seit 1654 vorliegenden beiden Risse stimmen mit diesem Bauzustand überein. Der Aufriß zeigt bei kaum veränderter Firsthöhe des Hochschiffs allerdings eine etwas geringere Neigung beider Dächer, weshalb die Front der Kapellenzone und die Obermauer entsprechend höher dargestellt sind und die Fenster des Obergadens senkrechte Leibungen erhalten konnten. Der Grundriß bietet als Entwurfs-skizze zwar nur das allgemeine Schema, dieses jedoch zutreffend.

³¹ Kämpfer- und Sohlbankprofile dieser erneuerten Fenster sind mit den Fensterprofilen der Rundkapellen identisch. Das ursprüngliche Relief der Seitenfronten ist, was Roediger entging, unterhalb der genannten Segmentgewölbe noch heute unverändert erhalten.

³² Die ursprüngliche Gestalt und Anordnung der Fenster läßt sich nur dem Riß entnehmen. Ob der dort in der Mitte der Abseiten eingetragene Aufzug ausgeführt wurde, bleibt ungewiß.

Der dem zweiten Meister 1659 verdingte und mit den genannten Veränderungen bis heute bestehende Umbau des Langhauses folgt demnach dem Projekt, das Serro bereits 1654 vorgelegt hatte.

b) Der Entwurf Beers. Gehen wir von dem mehrfach herangezogenen Verding aus, das die Tätigkeit Serros am Langhaus umreißt. Die in diesem Vertrag nicht genannten Bauabschnitte hat Serro gewiß aus dem älteren Baubestand übernommen, und von diesen Abschnitten hat unser Rekonstruktionsversuch auszugehen.

Das am 15. April 1659 unterzeichnete Verding³³ nennt als das Werk Serros: Den Lichtgaden und die Erhöhung der Obermauern des Mittelschiffs, das Hauptgewölbe mit den Strebemauern und – wir nehmen damit ein Ergebnis unserer Interpretation des Verdings vorweg – die Emporen, die Seitenschiffe und die Kapellenzonen. In dieser Liste nicht enthalten sind nur wenige Elemente des heutigen Langhauses: Die Pfeiler und Füllwände des Mittelschiffs, dazu die Innenmauern der Gruftgänge. Diese Teile sind aus dem älteren Bauzustand in das Umbauprojekt Serros übergegangen. Dem Wortlaut des Verdings, das Abbruchsarbeiten zwar nennt, aber nicht spezifiziert, ist jedoch nicht zu entnehmen, ob diese Bauteile völlig unverändert blieben.

Von der so gewonnenen schmalen Basis hat unser Rekonstruktionsversuch auszugehen. Er hat zu klären: Die Gestalt des Hauptgewölbes, die Einzelheiten des Wandaufbaus im Mittelschiff, die Ausladung und den Aufbau der Abseiten.

1. Das Gewölbe des Mittelschiffs. Wie aus der beträchtlichen Breite der Pfeiler zu schließen ist, war das beim Umbau abgebrochene Hauptgewölbe zweifellos eine Tonne. Für den Raumeindruck, vor allem für die Lichtführung des Langhauses ist nun wesentlich zu wissen, ob der Fuß dieser Tonne geschlossen war oder ob sich, dem heutigen Zustand entsprechend, jeweils Stichkappen über etwa vorhandenen Oberfenstern wölbten? Stichkappen und Obergaden bedingen sich wechselseitig. Über die Stichkappen wäre entschieden, sobald es uns gelänge, die Existenz eines Obergadens zu bejahen oder zu verneinen. Überlassen wir dem Baubefund die Entscheidung in dieser Alternative³⁴.

Den Dachraum über den Emporen aufzusuchen, ist ein schmutziges Geschäft, aber einige der Forschung bisher entgangenen Feststellungen lohnen die Mühe. Wir kriechen von der Leiter aus in eine niedere, lichtlose Kammer hinein, die begrenzt ist vom Rücken der Emporengewölbe und der Dachhaut,

³³ R Anm. 37.

³⁴ Roediger gibt in Taf. 17 dem Mittelschiff Beers kleine Fenster und begründet diese Annahme S. 9 damit, Serro habe den Auftrag erhalten, die heutigen großen Fenster zu fassen. Hierzu und zum folgenden R. S. 9, 53, Anm. 39, 180, Taf. 16, 17.

von der Sargwand des Mittelschiffs und der Strebemauer, die den Schub des Hauptgewölbes an der Jochgrenze aufnimmt. Die folgenden gleichartigen Kammern sind jeweils über eine kleine, im Kopf der Streben belassene Aussparung zu erreichen. In diesen Dachräumen beobachten wir folgendes:

Der vom Dachfirst und dem Emporengewölbe begrenzte, in den Gewölbekesseln immerhin 1,60 m hohe Bereich der Sargwand trägt einen nahezu lückenlos erhalten gebliebenen Verputz³⁵. Ebenso verputzt sind die 1,30 m breiten Schäfte einer Vertikalgliederung, welche die Jochgrenzen markieren. Die genannten, von Serro erstellten Streben sind gegen diesen Verputz gemauert, der folglich älter sein muß als der Umbau des Langhauses. Da kein Bauherr Geld auswirft, um Dachwinkel zu verputzen, ist die Hochwand in dem beobachteten Bereich mit der Obermauer Beers identisch, die einst sichtbar über den entsprechend tiefer ansetzenden Pultdächern stand.

Ehe wir nun nach den Resten eines Obergadens suchen, wollen wir folgendes festhalten: Zwischen unseren Putzstreifen und der Unterkante des von Beer verlegten Dachgesimses, dessen Höhe uns ja vom Chor her bekannt ist, messen wir etwa 0,4 m. Hier läßt sich ein Lichtgaden nicht unterbringen. Dasselbe gilt von dem ebenso niederen Streifen des Gewölbefußes, der sich zwischen der Scheitelhöhe des Emporengewölbes und dem Gebälk des Mittelschiffs hinzieht. Den zwischen beiden Streifen liegenden Bereich bedeckt der ursprüngliche Verputz. Und in diesem Verputz konnte ich in der ganzen Länge des Hochschiffs irgendwelche Anzeichen eines Gewändes oder einer Vermauerung nirgends entdecken³⁶. So unerwartet dieses Ergebnis auch sein mag: Das von Beer errichtete Mittelschiff besaß keinen Obergaden. Das ursprüngliche Hauptgewölbe war also eine Tonne ohne Stichkappen.

Überspannte nun diese Tonne den Raum im Halbkreis oder, wie im 17. Jahrhundert nicht selten, im Korbbogen? Diese Frage ist für den Raumeindruck nicht allzu erheblich³⁷. Sie entscheidet aber über die Standfestigkeit des Langhauses.

Serro hat das fragliche Gewölbe nicht wegen inzwischen aufgetretener technischer Mängel erneuert³⁸, er folgte vielmehr einem seit Jahren vorliegenden Projekt. Beers Gewölbesystem muß also derart gewesen sein, daß es nach seiner Vollendung etwa 5½ Jahre (vor Ende 1653 bis nach April 1659) bestehen konnte. Nun mißt die Kämpferhöhe 10,3 m; das Kippmoment aus dem Gewölbeschub des 11,5 m weit gespannten Gewölbes ist also ganz beträchtlich. Gewiß war vor

³⁵ Die Restauration von 1893/94 hat den ganzen Bau in ein tristes Braun gekleidet.

³⁶ Der nördliche Dachraum ist von Westen her zugänglich. In den südlichen Dachraum einzudringen, war mir nicht möglich; der Befund dürfte sich mit dem der Gegenseite decken.

³⁷ Überträgt man die von Roediger rekonstruierte Korbbogentonne in eine perspektivische Innenansicht des heutigen Mittelschiffs, so ergibt sich im Raumeindruck eine auffallend geringe Differenz.

³⁸ So vermutet R. S. 9.

Serro schon Beer auf den Gedanken gekommen, in den seitlichen Dachräumen Strebemauern aufzuführen. Wie die ursprünglichen Pultdächer konnten sie nur unterhalb des beschriebenen Putzstreifens, d. h. verhältnismäßig tief an die Sargwand anschließen. So hatte Beer allen Grund, dem Hauptgewölbe eine Form zu geben, die den Gewölbeschub und sein Kippmoment in Grenzen hält und möglichst steil einfallende Kämpferkräfte erzeugt. Dieser konstruktiven Forderung entspricht die Rundbogentonne wenigstens einigermaßen. Ein korbbugiges Gewölbe könnte ihr nicht entfernt gerecht werden. Das Hauptgewölbe Beers war demnach eine – kappenlose – Tonne, die sich im Halbkreis über den Raum wölbte³⁹.

Machen wir die Probe mit der Gegenfrage: Wenn das Gewölbe Beers mit dem bestehenden bis auf die Stichkappen übereinstimmte, weshalb war es dann notwendig, das Gewölbe völlig zu erneuern? Auch hier war eine technische Überlegung entscheidend, nämlich diese: Den Fenstern des neu einzurichtenden Obergadens mußten Stichkappen entsprechen. Breschen der entsprechen-

³⁹ Beer hat sich zwar ebenso wenig wie die Meister der Gotik unserer heutigen Baustatik bedient. Die Naturgesetze, die über den Bestand eines Gewölbebaues entscheiden, waren jedoch damals wie heute dieselben. Auch die unten erörterten Analogie zum Langhaustypus sprechen für eine Rundtonne. – Martha Roediger gab dem Mittelschiff Beers eine gedrückte Tonne (Taf. 16). Ihre Argumente sind: 1.) Michael Beer überdeckte 1650 das Saalschiff der Pfarrkirche in Bludesch (Vorarlberg) mit einer Korbogentonne (R S. 52). Dieses bescheidene Gewölbe mit seiner geringen Kämpferhöhe der Form halber auf das weite und vor allem hohe Schiff der Lorenzkirche zu übertragen, ist aus den erläuterten konstruktiven Gründen solange bedenklich, als man nicht mit der Anwendung einer Hilfskonstruktion rechnen will. Die ersten mir bekanntgewordenen gewinkelten Zuganker wurden 1680 über den damals neu errichteten Hochschiffgewölben des Konstanzer Münsters eingebaut. – 2.) Die Kurve des ursprünglichen Mittelschiffgewölbes lasse sich aus der flachbogigen Form des Triumphbogens erschließen (R S. 52, Anm. 180). Darauf ist zu erwidern: Von der Gewölbeform Beers unabhängige Umstände zwangen Serro, den Triumphbogen zu drücken. Dessen Kämpferhöhe war mit dem Gebälk des Mittelschiffs festgelegt. Seinen Scheitel höher zu legen, ließ das ostwärts anschließende Gewölbe der Choreinbauten nicht zu, und dieses war seinerseits abhängig von der Wölbung der Kreuzarme. Wie konnte Beer, als er die Gewölbekurve des Schiffes wählte, voraussehen, daß sein Nachfolger den heutigen Triumphbogen unter eben diesen Umständen einziehen werde? – 3.) „Aus der Erhöhung der Hochschiffwand bei gleichbleibendem Gewölbeansatz kann man schließen, daß die Einwölbung früher flacher war“ (R S. 9). Damit wird stillschweigend vorausgesetzt, es sei konstruktiv unmöglich, ein Tonnengewölbe über die Mauerkrone hinaus in den Dachstuhl aufsteigen zu lassen. Doch schon die Zimmerleute des Mittelalters verstanden, ohne durchlaufende Bundbalken auszukommen (Ostendorf S. 9, 23, 86, 151). In Lehrbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts sind solche Gebinde mehrfach abgebildet (ebd. S. 151 ff.). Über einigen dem Neubau der Lorenzkirche unmittelbar vorausgegangenen Kirchenräumen wurden solche Dachstühle tatsächlich aufgeschlagen (Braun S. 162 Anm., 166). – 4.) Die Stiftschronik der Jahre 1639–70 überliefert: „Die neue . . . Stiftskirche . . . ist gewölbt, . . . darüber das Gewölbe wider abgebrochen, die Kirch erhöht und . . . gewölbt . . .“ (R Anm. 39). Die Kirche, d. h. der Baukörper des Mittelschiffs, wurde erhöht, was uns bereits bekannt ist. Was berechtigt, „die Kirch“ von „erhöht“ zu trennen und „erhöht“ auf „gewölbt“ zu beziehen? – Ein beweiskräftiges Argument für eine gedrückte Form der Tonne läßt sich demnach nicht ausfindig machen.

den Anzahl und Größe hätten die Standsicherheit des alten Gewölbes aufs äußerste gefährdet. Kommt hinzu, daß gleichzeitig die Seitenschiffe samt den Strebemauern abgerissen wurden. Es wäre demnach notwendig gewesen, den Gewölbetorso auszusteifen und die Widerlager zu sichern. Ein umständliches, sehr kostspieliges und nicht ganz ungefährliches Unternehmen! Das Gewölbe völlig abzutragen und nach Fertigstellung der Seitenschiffe und der nun höher ansetzenden Streben ein neues Gewölbe aufzumauern, war die wirtschaftlichere Lösung.

Demnach hat erst Serros Umbauprojekt dem Mittelschiff einen Obergaden zgedacht, und dieser war es, der die Stichkappen im Hauptgewölbe und folglich die Erhöhung der Obermauern notwendig machte⁴⁰.

2. Der Wandaufbau des Mittelschiffs. Im heutigen Bauzustand stufen sich die von den Pfeilern begrenzten Zwischenwände in drei Zonen auf: der Arkatur, der Empore und dem Obergaden. Wie der mehrfach genannte Putzstreifen zeigt, blieben die Pfeiler und Zwischenwände des ersten Langhauses erhalten, und da für dieses ein Obergaden nicht angenommen werden kann, so beschränkt sich die Erörterung des ursprünglichen Wandaufbaus auf die Emporen und die Arkatur.

Dem Verding des Jahres 1659 entsprechend sollte Serro „die kleine gewölbte Gänge zwischen den Streppfeilern . . . verfertigen“. Die Emporenwände stehen auf den Gewölben der Seitenschiffe. Diese – wie noch zu zeigen sein wird – und folglich auch jene hat der zweite Meister dem Verding entsprechend erstellt. Ob derartige „Gänge“ etwa schon vor der Zeit Serros bestanden hatten, ist aus dem Verding nicht zu ersehen. Weiter soll Serro „daß Stainwerkh und runde Säul auf den Bortkhürchen (d.i. Emporen) . . . zu beeden Seithen versezen“. Die Emporenöffnungen sind leider nicht als vereinbarte Bauleistung genannt, sondern nur das Palladiomotiv, das in sie hineinzustellen ist. Auch dieser Wortlaut läßt eindeutige Rückschlüsse nicht zu. Hat Serro diese Öffnungen vorgefunden, was bedeutet, daß schon das Langhaus Beers auf Emporen angelegt war⁴¹? Oder hat erst Serro Emporen eingerichtet und sah sich genötigt, Öffnungen in die Zwischenwände zu brechen? Auch dies wäre nicht unmöglich, da das Verding den Baumeister generell ermächtigt, „die Mauer und andere wie weit abgeredt und vonnöth abzuebrechen“. Die Frage, ob der ursprüngliche Wandaufbau bereits Emporen einschloß oder nicht, ist demnach aus dem Verding allein nicht zu beantworten.

⁴⁰ Die Erhöhung beträgt 1,7 m, wie die an der Westseite des Oktogons noch erkennbare ursprüngliche Dachlinie und der Vergleich mit der Gebäuhöhe am Chor beweist (so auch R. S. 9).

⁴¹ So R. S. 10 mit dem Argument, Serro habe den Auftrag erhalten, die „undere Gewölber“ einzureißen, woraus man schließen dürfe, daß auch obere, d. h. Emporengewölbe vorhanden waren. Nun überdecken die unteren Gewölbe die Seitenschiffe. Sollte man in den supponierten ‚oberen Gewölben‘ nicht am ehesten die des Hochschiffs erkennen?

Nun geht aus der Höhe des unter dem Pultdach festgestellten Putzstreifens hervor, daß die Firste der Abseitendächer nach dem Entwurf Beers wenigstens 1,60 m tiefer lagen als heute. Die Differenz zwischen dieser Firsthöhe und der Scheitelhöhe irgendwelcher ursprünglich etwa vorhandener Emporenöffnungen müßte wenigstens einen weiteren Meter betragen. Die Summe dieser beiden minimalen Maße trifft nicht in den Scheitel, sondern etwa in die Kämpferhöhe der heutigen Emporenöffnungen. Die im Verding nicht spezifizierten Abbruchsarbeiten müssen also zumindest eine Vergrößerung etwa vorhanden gewesener Emporenöffnungen einschließen.

Heißt dies, Beer habe für diesen Zweck eben kleinere Öffnungen vorgesehen? Wie oben nachgewiesen, hatte das Langhaus im ursprünglichen Zustand keinen Obergaden. Das Hauptgewölbe war vielmehr eine Tonne mit durchlaufendem Fuß. Dieses Gewölbe kann sich nicht wie die bestehende Kappentonne mit Gebälkbruchstücken als Auflager begnügen, sondern verlangt ein ihm adäquates, also ebenfalls durchlaufendes Gebälk. Oder, von der Wand her gesehen: Wie die Pfeiler, so müssen auch die Füllwände in einem Gebälk einen Abschluß gegen den durchlaufenden Gewölbefuß besitzen. Nun liegen aber das Gebälk und die Emporenöffnungen in derselben Höhe. Die Existenz des einen schließt die des anderen aus, damals wie heute. Damit ist die Frage entschieden: Das Langhaus Beers besaß ein ununterbrochenes Gebälk, aber keine Emporenöffnungen und folglich auch keine Emporen. Erst Serro hat die Emporen in sein Umbauprojekt aufgenommen und hat in Übereinstimmung mit dem Wortlaut des Verdings die heutigen Öffnungen aus den Zwischenwänden gebrochen.

Zur ursprünglichen Form der Arkatur ist wenig zu sagen. Nachdem die Emporenöffnungen aus der Rechnung ausscheiden, hatte Beer keinen Anlaß, auf diese mit gedrückten Arkaden Rücksicht zu nehmen. Auch die nachfolgend zu erörternde Höhe der Abseiten erlaubte den Scheidbögen, weiter in die Wandflächen hinaufzugreifen als heute. Am ehesten sind Rundbögen über den Pfeilervorlagen anzunehmen, die Serro beibehielt und mit neuen Kapitellen versah.

3. Ausladung und Aufbau der Abseiten. Von den Abseiten spricht das Verding von 1659 mit folgenden Worten⁴²: „... Sechsten, will Er (Serro) die zwoo Nebendseithen an den Cappellen außßerhalb mit den Gesimbsen und nothwendigen außßen und innen Fenstern verfertigen und verbuzen. Zum Sibenden will er auch die undere Gewölber an den beeden Nebendseithen abrechen und auf ein neues verfertigen. Zum Achten will Er daß Tach sowohl auf dem Hauptgewölb als auch auf den beeden Nebendseithen verfertigen. ... zum Ailfften will er auch die kleine gewölbte Gäng zwischen den Streppfeilern ob den Cappellen ... verfertigen“.

⁴² R Anm. 37.

Die ‚Nebenseiten‘ des 6. Vertragspunktes sollen äußere Gesimse und Fenster erhalten, stehen also hinter den Seitenfronten. Unter den ‚inneren Fenstern‘ sind die Lichtöffnungen über den Durchgängen der Strebenmauern zu verstehen. Die ‚Nebenseiten‘ decken sich also mit unseren Kapellenzonen. Neben ihnen (6) und zugleich unter der Empore (11) liegen die ‚Kapellen‘. Diese Bezeichnung gilt unseren Seitenschiffen⁴³. Die Gewölbe ‚an den beiden Nebenseiten‘ (7) decken folglich die Seitenschiffe; im Gegensatz zur Tonne des Hochschiffs sind sie als ‚untere Gewölbe‘ bezeichnet.

Als Bestandteile der neu zu errichtenden Abseiten nennt das Verding demnach: Die Außenmauern, die Pfeilergruppen der Kapellenzonen und die Gewölbe der Seitenschiffe. Diese Aufzählung ist zu ergänzen durch drei nicht ausdrücklich genannte Bauteile: Die Tonnengewölbe der Kapellen, die auf den genannten Strebenmauern aufsitzen, also nicht älter sein können als diese; die Außenmauern der Gruftgänge, die einen Bestandteil der formal einheitlichen und im oberen Bereich erneuerten Seitenfronten bilden; schließlich die Gewölbe der Gruftgänge, die sich auf diese Außenmauern stützen. – Dem Wortlaut des Vertrags ist demnach zu entnehmen, daß Serro die Abseiten völlig erneuert hat. Einzig die Innenmauern der Gruftgänge sind in dieser Aufzählung nicht genannt. Sollte mit ihnen ein Rest der ursprünglichen Abseiten erhalten geblieben sein, so wäre für deren Rekonstruktion ein Anhaltspunkt gewonnen.

Steigen wir in die seitlichen Gruftgänge hinunter, so finden wir zwischen Mauerblöcken eine Anzahl Kammern, die an einen engen, der Außenwand folgenden Flur aufgereiht sind. Die Mauerblöcke stehen mit den Innenwänden nicht im Verband, sondern sind gegen deren durchlaufenden Verputz gemauert. Die Fundamentblöcke, auf denen Serro die gedoppelten Freipfeiler der Abseiten errichtet hat, sind also jünger als die Innenmauern, die folglich dem Langhaus Beers angehören⁴⁴.

Haben nun diese Mauern im Umbau ihre Funktion als Innenwände von Gruftgängen beibehalten oder bezeichnet ihre Flucht die ursprüngliche Ausladung der Abseiten? Fassen wir die erste Möglichkeit prüfend ins Auge! Die Breite der Gruftgänge dürfte nicht weniger als etwa 2,20 m betragen⁴⁵. Die

⁴³ Der 8. Vertragspunkt versteht allerdings unter ‚Nebenseiten‘ die Kapellenzonen einschließlich der Seitenschiffe. Zu gewissen Unklarheiten der alten Terminologie vgl. Anm. 48.

⁴⁴ Die Baufuge auch bei R S. 9.

⁴⁵ Die Gänge führen von der Gruft ausgehend rings unter dem Langhaus zu ihrem Ursprung zurück. Da sie kein Ziel haben, sind sie offenbar Selbstzweck. Nun wurden von den insgesamt 92 Grabstellen der Chorgruft bis zu der – nicht vorauszusehenden! – Aufhebung des Klosters bereits 68 belegt (R Anm. 66). Nur die anschließenden, mit den Grablegen der Fürstäbe erweiterten Gruftgänge boten in ihrem Fußboden und vor allem, in der Hauptgruft selbst, in ihren Innenwänden Gelegenheit zu weiteren Beisetzungen. So mußte die Breite der Gänge gestatten, einen 2 m langen Sarg in der Richtung der für ihn bestimmten Mauernische zu wenden.

Außenmauern der Gänge kommen damit etwa an die Stelle der Seitenfronten Serros zu stehen. Übertragen wir diese Ausladung der Abseiten in den Querschnitt des Langhauses und fügen wir eine Dachlinie hinzu, die unterhalb des mehrfach genannten Putzstreifens ansetzt und der Neigung des Hochschiffdaches etwa parallel läuft, so erhalten wir den Umriß der Abseiten. Aus diesen ergeben sich sehr weite und grotesk niedere Seitenschiffe, deren Scheidbögen im Wandaufbau des Mittelschiffs kaum die halbe Höhe des Gebälks erreichen. Die Annahme, die von Beer errichteten Seitenmauern seien in ihrer ursprünglichen Funktion in den Neubau übergegangen, ist damit ad absurdum geführt.

So bleibt nur die zweite Möglichkeit, nämlich die, in diesen Mauern den Unterbau der Seitenfronten Beers zu sehen. Damit wird zutreffend vorausgesetzt, daß erst Serro die seitlichen Grüfte geschaffen hat⁴⁶.

Das in der Flucht dieser Mauern errichtete Lot ergibt mit der auch im vorigen Versuch benützten Dachlinie zusammen den Umriß von Abseiten, die etwa die Breite der Seitenschiffe Serros – ohne die Kapellenzonen – besitzen, aber beträchtlich höher sind als diese⁴⁷.

Nachdem nun der Umriß der Abseiten wiedergewonnen ist, gilt es, ihren Aufbau ausfindig zu machen. Von ihm hat der Umbau Serros nicht einen Stein übernommen; der heutige Zustand der Abseiten läßt also keine Rückschlüsse zu. Dennoch besitzen wir zahlreiche und verschiedene Indizien: Der gesuchte Aufbau der Abseiten muß nämlich: 1.) dem Gewölbe des Hochschiffs ein ausreichendes Widerlager bieten, 2.) im Wandaufbau des Mittelschiffs die Breite der Pfeiler erklären und unter dem Gebälk der emporenlosen Füllwände Arkaden von glaubwürdiger Höhe ermöglichen, 3.) mit dem durch den Umriß gegebenen Querschnitt auskommen, 4.) dem gadenlosen Mittelschiff wenig-

⁴⁶ Zeichnung zur Abrechnung über das Verding vom 24. 3. 1654 vom Herbst 1654 von Serro (R S. 6, Anm. 27, Taf. 2). Dargestellt 5 Aufrisse des Sockelgeschosses vom Südturm und eine Kavalierversicht vom Sockelgeschoß des Nordturms. Erkennbar ist: Beide Unterbauten haben in der Westseite je ein Rechteckfenster, dazu Pforten in den nördlichen und südlichen Mauern, aber Pforten nach Osten in die Gruftgänge sind nicht angegeben. – Die Fundamente der Westseite des Mittelschiffs von Beer (R Anm. 29, S. 6). 1661 eine „Mauer zwischen beeden Haubthürmen im Grund aufgefiehr“ und der Durchgang der Keller eingewölbt, zugleich die Kellergewölbe in den Türmen (R S. 11, Anm. 51). – Also in den Querachsen Außenportale und Innenportale, die auf einen zwischen den Türmen laufenden Raum führen; hier wohl eine Gruft. Nach dem Bau der von der Hauptgruft aus zugänglichen, also besser erreichbaren und größeren Seitengrüfte wurde dieser Raum zum Verbindungsgang, weshalb die östlichen Turmpforten ausgebrochen wurden.

⁴⁷ R S. 9 nimmt „die Außenmauern des Beer'schen Baues an der Innenseite der heutigen Kellergänge“ an, stellt in Taf. 16 die rekonstruierte Außenmauer bündig vor (!) die heutige Innenwand der Gruftgänge, versperrt sich damit die östlichen Gruftportale der Türme, beseitigt die bestehende Innenmauer zugunsten eines 0,8 m breiten „Kellerganges“ und teilt schließlich S. 10 mit, Serro habe „das Langhaus auf jeder Seite um etwa 2,30 m verbreitert“. Mit derlei Manipulationen gewinnt die Autorin nicht zufällig Abseiten, die den Seitenschiffen Serros völlig entsprechen.

stens in seiner unteren Region ausreichendes Licht spenden und endlich 5.) die Unlogik der in den Bauakten angewandten Terminologie verständlich machen⁴⁸.

Allen diesen Bedingungen zugleich wird nur eine einzige Lösung gerecht, nämlich eine Folge von Kapellen, die zwischen Strebemauern stehen und mit Tonnengewölben gedeckt zu denken sind, denn 1.) In den Dachräumen können auf den Strebemauern aufsitzende Bögen zu den Hochwänden hinaufgreifen. 2.) Die breiten Hauptpfeiler scheiden keine durchlaufenden Raumfluchten vom Mittelschiff, sondern schließen gesonderte Einzelräume; die Scheidbögen können dem ermittelten Umriß entsprechend bis unter das Gebälk des Mittelschiffs aufsteigen. 3.) Die für reguläre Seitenschiffe unglücklich schlanke Querschnittsproportion kommt nicht zur Geltung, da die Breite der Kapellenräume gleich der Entfernung der Strebemauern abgelesen wird. 4.) Die geringe Tiefe der Abseiten ist im Gegenteil günstig, da sie die Lichtquellen dem Mittelschiff nahebringt; zudem lassen die weiten und hohen Arkaden das Licht der Fenster, die in die Schildmauern der Gewölbe hinaufreichen können, ungehindert in das Schiff austreten. Und endlich 5.) Nur eine an dieser Stelle vorhanden gewesene Kapellenreihe macht die schwankende Terminologie der Bauakten verständlich. – Die Fronten der Abseiten sind wie die heute unter den Pultdächern verborgenen Obermauern und wie der von Beer begonnene Chor mit Lisenen gegliedert zu denken.

Vereinigen wir nun die getrennt ermittelten Ergebnisse der Einzeluntersuchungen – sie betreffen Gewölbe und Wandaufbau des Mittelschiffs, Ausladung

⁴⁸ Die Seitenschiffe Serros sind in der aufgefundenen Grundrißskizze und seit dem Verding zum Langhausumbau auch in den Bauakten als „Kapellen“ benannt, während die Kapellenzonen Serros die Bezeichnung „Nebenseiten“ tragen. Seltsamerweise verstehen die Akten aber nicht selten unter dem einen wie unter dem andern terminus auch die Abseiten Serros als Ganzes, also die Seitenschiffe samt den Kapellenzonen (Anm. 43 und R. S. 8, 9 Anm. 27, 37, 40, 43). Diese Unklarheit der Terminologie überrascht, denn sie muß unter den am Bau Beteiligten zu mancherlei Mißverständnissen geführt haben. Wie ist diese Inkonsequenz zu verstehen? Den Namen „Kapellen“ im engeren Sinn tragen, wie gesagt, nicht die neu errichteten Räume, in denen die Nebenaltäre stehen, sondern die mit diesen gleichzeitig errichteten Seitenschiffe, obwohl diese Bezeichnung hier am formalen wie am liturgischen Sachverhalt vorbeigeht. Die Bezeichnung ist also älter als der Umbau des Langhauses, haftet traditionsgemäß an der dem Mittelschiff unmittelbar benachbarten Raumflucht und war trotz der Erneuerung der Abseiten so gebräuchlich geblieben, daß sie eine zutreffende Nomenklatur nicht mehr aufkommen ließ. Damit wird nun auch verständlich, daß die Umgangssprache der begründeten Tendenz erlag, die neu errichteten Kapellenzonen in den alten Begriff „Kapellen“ mit einzubeziehen. Daß andererseits auch die Bezeichnung „Nebenseiten“, und zwar im Gegensinn, schwankend wurde, kann nicht überraschen. Nach alledem ist der Schluß berechtigt: Als „Kapellen“ waren die Abseiten Beers zutreffend charakterisiert; das Umbauprojekt sah keine zusätzlichen Nebenaltäre vor, sondern rückte bereits vorhandene Altarstellen weiter nach außen.

und Aufbau der Abseiten – zu einem Ganzen, so erhalten wir für das Langhaus Beers einen harmonischen, im Gesamtcharakter einheitlichen Entwurf, der einem in der nachmittelalterlichen Baukunst mehrfach belegten Typus wörtlich entspricht. Man wird dieses Resultat als eine Bestätigung der Einzelergebnisse werten dürfen.

3. Türme und Westfront (Abb. 10).

Die beiden im Grundriß quadratischen Türme flankieren das westliche Joch des Mittelschiffs und treten über den Umriss des Langhauses auf drei Seiten energisch hinaus. Ihre geböschten Sockelgeschosse enthalten die Gelenke des Gruftumganges, die in der Querachse der Türme durch rundbogige Pforten von außen zugänglich sind und aus gerahmten Rechteckfenstern Licht von der Westseite her erhalten. Die hohen Hauptgeschosse sind seitlich der freistehenden Turmkanten mit toskanischen Pilastern gefaßt. Je zwei Rechteckfenster mit Rahmung und Verdachung gliedern die Wandflächen. Den Uhrgeschossen steht die jonische Pilasterordnung zu. Die Glockenhäuser sind beträchtlich eingezogen; Verdachungen, welche die Türme rings umlaufen, überbrücken die Differenz der Baufluchten. Seitlich der im Palladiomotiv gruppierten Schallarkaden stehen nochmals (!) toskanische Pilaster, die über dem Gebälk Attikabalustraden tragen. Hinter diesen erheben sich – nun erst mit Pilastern korinthischer Ordnung versehen – ungleichseitige doppelgeschossige Oktogone, die mit Zwiebelhaube und Laterne enden.

Zwischen den Türmen tritt die Front des Mittelschiffs zurück. Eine dreiarige Treppe führt den Hügel hinauf zu der die 3 Portale schützenden Vorhalle. Drei gerahmte Rechteckfenster mit Verdachung führen im oberen Abschnitt des Hauptgeschosses auf die Orgelempore. Ein einziges Fenster gleicher Art belichtet im zweiten Geschoß den Dachraum des Hochschiffs. Die bekrönende Balustrade ist an den Türmen nicht weitergeführt.

a) Der Anteil Serros. Über die Tätigkeit des zweiten Architekten geben die Bauakten eine bis ins einzelne gehende Auskunft. Das mit Serro am 24. März 1654 abgeschlossene Verding verlangt, den Bau der Residenz zu fördern.⁴⁹ und „die beede Gloggenthürm und thails Faciaten biß zum Gang aufzufiehren“⁵⁰. Der das Hauptgeschoß der Türme und der Front betreffende Auftrag dürfte zu Pfingsten 1654 erfüllt gewesen sein, denn nun erhielt Serro für den Rest des Jahres das sehr umfangreiche Verding zur Fertigstellung des Chores. Zugleich mit der Erneuerung des Hochschiffgesimses wurde das Hauptgebälk des Westbaus im folgenden Jahr verlegt und an den Türmen mit einer Verdachung

⁴⁹ R S. 49.

⁵⁰ R S. 6.

geschützt⁵¹. Erst 1666 folgten die Uhrgeschosse und der zwischen ihnen stehende Abschnitt der Front, zudem das Glockenhaus des Nordturmes mit „Correntisch Capitäl“⁵² und der Ansatz zum selben Geschoß des Südturms. Serro bat 1670, man möge ihn mit der Vollendung der Türme beauftragen. Die Bauherrschaft übergab ihm jedoch die Schlußabrechnung und entließ ihn. 1673 führte ein am Bau beschäftigter Handwerksmeister das begonnene Geschoß zu Ende und versah es wie das bereits fertiggestellte mit einem flachen Notdach⁵³.

Statt dieser Notdächer hatte Serro den Türmen gewiß einen anderen Abschluß zgedacht. Baurat Höfl beobachtete in Gebäkhöhe der Glockenhäuser eingezogene Pendentifs⁵⁴ und schloß aus ihnen, es habe einst die Absicht bestanden, weitere – achteckige – Geschosse aufzusetzen. In der Tat zeigen die bis ins 17. Jahrhundert zurückreichenden Verduten der Stiftskirche vierte Turmgeschosse von beträchtlicher Höhe, die mit Zwiebelhauben enden⁵⁵. So war Höfl überzeugt, der im Jahre 1900 erfolgte Ausbau der Türme entspreche den Absichten Serros. Aus dem vorgeblich pietätvollen Eifer hat die Lorenzkirche jedoch wenig Vorteil gezogen. Die dem überkommenen Bestand hinzugefügten Balustraden und Turmgeschosse schlagen die Glockenhäuser zum Unterbau der Türme, in dem sie nun als Fremdkörper stehen; sie sind ja eingezogen, reich durchgebildet und als einzige Abschnitte der Front in sichtbarem Werkstein errichtet. Auch die gelassene Ponderation der alten Turmgeschosse, die ausgewogenen Beziehungen zwischen den Türmen und der Front und das Gleichgewicht der an den Enden des Langhauses stehenden Baumassen fiel der Hypertrophie der Türme zum Opfer⁵⁶.

Nun belehrt uns der aufgefundenë Riß, daß Serro nur drei Geschosse vorsah, entsprechend der kanonischen Dreizahl der gliedernden Ordnungen. Unserem schon 1654 gezeichneten Entwurf ist die Ausführung zwar nicht sklavisch gefolgt. Deutliche Abweichungen zeigt schon das Uhrgeschoß. Aber die Korrekturen bewegen sich in engsten Grenzen. Noch das um 1663 gemalte Stifterbild im 1. Gewölbejoch des nördlichen Seitenschiffs sieht niedere Attikaufsätze vor, ebenso die bisher nicht beachtete, im Archiv des Klosters Einsiedeln verwahrte Vedute (bald nach 1673) des Kemptner Stifts⁵⁷.

⁵¹ R Anm. 31.

⁵² R S. 11.

⁵³ Die Westempore wurde erst 1864 eingezogen. Seit 1875 stehen die Westportale hinter der Arkatur einer Vorhalle. Deren Pultdach war Anlaß, zwei über den seitlichen Portalen stehende Ovalfenster zu schließen. Auch die seitlichen Blendfenster des zweiten Frontgeschosses wurden beseitigt. Eine bei R Taf. 12 abgebildete Bauaufnahme zeigt die unveränderte Front.

⁵⁴ „Allgäuer Geschichtsfreund“ hrsg. vom Hist. Verein Allgäu, 1896, S. 17.

⁵⁵ Ein Verzeichnis dieser Abbildungen bei R Anm. 61.

⁵⁶ Photographische Aufnahmen beider Bauzustände bei R Taf. 10.

⁵⁷ R Taf. 3a. Roediger S. 12 sieht in dieser ältesten Darstellung der Stiftskirche irrtümlich hohe oktagonale Turmgeschosse. Auf der Einsiedler Vedute ist die zwischen 1673 und 1677 errichtete Hildegardkapelle im östlichen Konventhof bereits dargestellt.

Den Türmen je ein viertes Geschoß aufzusetzen, war aber seit etwa 1684⁵⁸ nicht lediglich ein Wunschtraum der Zeichner. Die Pilaster der Glockengeschosse, die 1666 bzw. 1673 korinthische Kapitelle erhalten hatten⁵⁹, waren schon vor dem modernen Ausbau der Türme in die toskanische Ordnung übergewechselt⁶⁰. Da nun von baulichen Veränderungen der Türme im 18. und 19. Jahrhundert nichts bekannt ist, so dürfte diese formelle Vorbereitung der vierten, korinthischen Turmgeshosse bald nach dem Ausscheiden Serros erfolgt sein.

b) Der Entwurf Beers. Wie aus der Abrechnung des Jahres 1654 hervorgeht, hat Serro Teile des Sockelmauerwerks beider Türme und das Fundament der Westfront vorgefunden⁶¹. Der Grundriß auch des Westbaus geht demnach auf Michael Beer zurück. – Die Frage, ob und wie weit sich Serro von dem von seinem Vorgänger geplanten Aufriß frei gemacht hat, wüßten wir nicht zu beantworten, wenn es nicht zwischen dem Bauherrn und seinem Architekten zu folgender Meinungsverschiedenheit gekommen wäre:

Serro hatte in seinem ersten Verding am 24. März 1654 den bereits erwähnten Auftrag übernommen, „die beede Gloggenthürm und thails Faciaten *biß zum Gang* aufzuefiehren“. Er errichtete daraufhin das Hauptgeschoß des Westbaus, jedoch vorerst ohne das abschließende Gebälk. Bei der Abrechnung am 25. Mai des folgenden Jahres warf ihm der Bauherr nun vor, er habe diesen Vertrag nicht eingehalten, da „sein Verding der beeden Thürmen austrückhlich *biß an das Hauptgesimbs und das Gesimbs woruff der Gang kombt lauthe*“. Serro verteidigte sich mit der Feststellung, daß „der Gang auff das jezige Hauptgesimbs vermaint“. Die Differenz war damit beigelegt. Schon vom folgenden Tag datiert die Vereinbarung, das Hauptgeschoß des Westbaus und das längst aufrecht stehende Mittelschiff mit einem gleichartigen Gebälk zu beschließen⁶².

Wie hatte es zu diesem für beide Vertragspartner gleich peinlichen Mißverständnis kommen können? Dem ersten Verding Serros wie jedem Verding dieser Zeit lag ein von der Bauherrschaft gebilligter Entwurf zugrunde. Dieser verzeichnete einen ‚Gang‘ über dem ‚Hauptgesims‘, d. i. einen von einer Balustrade geschützten Umgang über dem Gebälk des Hauptgeschosses. Der Vorwurf des Bauherrn dagegen unterstellt demselben Verding irrtümlich einen dem wiederaufgefundenen Riß entsprechenden Entwurf, der Gesims und

⁵⁸ Darstellung der Stiftskirche auf dem Altarblatt des Benediktus-Altars 1684, R Taf. 3.

⁵⁹ vgl. oben und R S. 11

⁶⁰ So auf der photographischen Aufnahme R Taf. 10a. Anderer Ansicht ist R S. 21. Daß der Zeichner der Bauaufnahme von ca. 1810 die kanonische Ordnung dargestellt hat, beweist wenig.

⁶¹ R S. 6, Taf. 2, Anm. 27, 29

⁶² Die nicht ausgewerteten Belege bei R Anm. 25.

Balustrade erst als Abschluß der Uhrgeschosse vorsieht. Den endgültigen, von Serro vorgelegten Entwurf muß der Bauherr schon längere Zeit zuvor – nach unserer Datierung schon zu Pfingsten 1654 – gebilligt haben, denn anders wäre ihm sein Irrtum nicht unterlaufen. Damit ist nachgewiesen, daß Serro in den ersten Monaten nach seiner Bautätigkeit einem von seinem Umbauprojekt abweichenden Entwurf gefolgt ist. Nun möchte man nicht annehmen, daß er außer dem uns bekannten, während einer Bauzeit von etwa 15 Jahren verbindlich gebliebenen Projekt nur für die ersten Monate seiner Tätigkeit ein weiteres Umbauprojekt besessen habe. Vielmehr dürfte feststehen, daß Serro anfangs die Arbeit seines Vorgängers nach dessen Riß fortgesetzt und erst unterdessen seinen Änderungsvorschlag entwickelt hat.

Nach Beers Entwurf sollten demnach die Hauptgeschosse der Türme mit Attikabalustraden bekrönt und die folgenden Turmgeschosse – wohl wie bei Serro Uhrgeschosse und Glockenhäuser – soweit eingezogen sein, daß hinter den Brüstungen schmale „Gänge“ entstanden. Für das Hauptgeschoß der Front ist als Abschluß wohl ebenfalls eine Balustrade anzunehmen. Den Giebel des Mittelschiffs nicht sichtbar zu belassen, hatte Beer keinen Anlaß.

4. Die Sakristeien.

Die Stiftskirche besitzt heute nicht weniger als drei Räume, die als Sakristeien errichtet wurden. Zwei füllen mit trapezförmigem Grundriß die Zwickel, die sich zwischen Stirn der Abseiten, den westlichen Chorschrägen und den Langhausfluchten ergaben. Der dritte – er bildet die Verlängerung des östlichen Chorarmes – beansprucht zusammen mit zwei flankierenden Fluren das Obergeschoß des Traktes, der die Kirche mit der Residenz verbindet.

a) Der Anteil Serros. Der Bauherr erteilte im Mai 1655 den Auftrag, die bis dahin offenstehenden Zwickel in der Flucht der äußeren Langhausmauern zu schließen und die so gewonnenen Räume zu überdecken⁶³. Beer hatte nämlich nur die Umfassungen errichtet, welche zugleich den Chor bzw. das Langhaus einschließen. Dieses Vorgehen könnte die Vermutung nahelegen, diese Nebenräume habe erst Serro in den Entwurf aufgenommen⁶⁴.

b) Der Entwurf Beers. Die aufgefundene Grundrißskizze enthält bereits alle drei in Frage stehenden Räume. Die als „Sacristey“ bezeichneten Zwickel sind nur schematisch umrissen und mit einem Änderungsvorschlag – in die Kapellen führende Pforten – versehen. Serro hat demnach einen vorgefundenen Riß hier geringfügig verändert, was bedeutet, daß bereits Beer diese Zwickelsakristeien

⁶³ R S. 8.

⁶⁴ So R S. 8.

zu errichten beabsichtigt hat. Aber weshalb überließ er dann seinem Nachfolger, die Winkel zu schließen? Die Begründung liegt auf der Hand: Als erfahrener Bauleiter mußte Beer voraussehen, daß sich die Fundamente des Chores und des Langhauses stärker setzen würden als die wenig belasteten Fundamente der äußeren Sakristeimauern. Stellte er deren Bau einige Jahre zurück, so hatte er an den Maueranschlüssen keine Setzrisse zu befürchten⁶⁵.

Auch der an das Sanktuarium anschließende Rechteckraum ist in der Grundrißskizze bereits enthalten. Seine Längsmauern sind ebenfalls nur schematisch gezeichnet. Einzig an der Stirnseite hat der Zeichner die Mauerstärke angegeben, um die beiden Pforten seitlich des Hochaltars eintragen zu können. Der Entwurf Beers hatte demnach wohl diesen Raum, nicht aber diese Pforten vorgesehen⁶⁶. In der Reinzeichnung des Aufrisses verzichtete Serro auf diesen Anbau und im folgenden Jahr (1655) nahm er den Auftrag entgegen, das Äußere der Kirche zu verputzen⁶⁷. Die Absicht, zwischen Stiftskirche und Residenz einen Verbindungstrakt einzufügen, hatte der Bauherr demnach aufgegeben.

Wozu hätte der in der Grundrißskizze angeschobene Raum nach der Absicht Beers dienen sollen? Eine Sakristei aufzunehmen, war er in dieser Gestalt wenig geeignet, denn vor und nach dem Gottesdienst, wenn die Celebrantes sich hier mit innerer Sammlung umkleiden sollten, hätten die übrigen Stiftsherren unvermeidlich versucht, den Raum als Durchgang zu benutzen. Zudem: Supponieren wir hier eine Sakristei, so setzen wir damit voraus, die beiden Zwickelräume hätten für diesen Zweck nicht ausgereicht, der große Raum sei folglich unentbehrlich und stelle die Sakristei im eigentlichen Sinne dar. Weshalb bezeichnet die Skizze dann nicht ihn, sondern die Zwickelräume als „Sacristey“? Und weshalb verzichtet der Bauherr auf ihn trotz der offensichtlichen Unmöglichkeit, an anderer Stelle einen mit dem Chor zusammenhängenden Ersatz zu schaffen? So bleibt uns nur der Schluß, dieser aus dem Entwurf Beers erst übernommene, dann wieder aufgegebene Raum sei nicht zur Sakristei bestimmt gewesen. Doch wozu hätte er anders dienen sollen?

Dem Bauschema des Mittelalters und auch den Gewohnheiten des Barock entsprechend liegt nahe beim Chor einer Klosterkirche der Kapitelsaal. Da die Sitzungen des Kapitels mit dem Chordienst nicht zu gleicher Zeit stattfinden, so hätte in Kempten ein Kapitelsaal an dieser Stelle auch als Durchgang zum Chor dienen können. Und einen Kapitelsaal von dieser Stelle zu streichen, hieß in Kempten wenig, denn in der sehr weitläufigen, noch im Bau begriffenen Residenz einen gleichwertigen Ersatz zu schaffen, konnte nicht schwerfallen.

⁶⁵ Aus demselben Grund wurden auch die Westtürme mit dem Langhaus nicht in Verband gemauert. (R Anm. 51).

⁶⁶ Anm. entfällt, s. Nachwort (D. Hrsg.).

⁶⁷ R S. 8.

Erst nach diesen Überlegungen wird die spätere Planung Serros verständlich. Ihm trug der Fürstabt 1660 nun doch auf, einen – vom Entwurf Beers allerdings abweichenden – Zwischentrakt zu errichten. Der heute bestehende Trakt enthält in der Höhe der Chorgruft und des 2. Residenzgeschosses den Kapitelsaal, der damit in die Nähe des Chores zurückgekehrt war. Das folgende Geschloß beherbergt auf dem Niveau des Chores und des oberen Residenzgeschosses die Große Sakristei. Ihr sind beiderseits Flure beigegeben, welche die längst beabsichtigte unmittelbare und ungestörte Verbindung zwischen Chor und Residenz herstellen. Aber diese Flure boten im Entwurf Anlaß zu neuen Schwierigkeiten: Sie verwehren der Sakristei nämlich jedes Seitenlicht, und Stirnlicht war weder aus dem Sanktuarium noch aus dem Residenzflügel zu erhalten. Die Sakristei durch diesen Flügel hindurchzuführen, war der nächstliegende Vorschlag. Doch der Bauherr war schlecht beraten. Es ergab sich zwangsläufig ein überlanger, vom westlichen Innenhof der Residenz her über einen Flur⁶⁸ dürftig belichteter Schlauch. Den im Dunkel liegenden Teil zu kürzen und das anstoßende Altarhaus entsprechend zu verlängern, lag nahe genug. Erst seither ist das Sanktuarium länger als die Querarme des Chors. Mit der Verlegung der genannten Trennwand erklärt sich der zwischen Gruft und Kapitelsaal stehende Mauerblock.

Was war nun der Anlaß, die beiden Zwickelsakristeien aufzugeben und statt ihrer die Große Sakristei zu errichten? Betrachten wir daraufhin nochmals den Aufriß: Nach Serros Entwurf sollten die Terrassendächer der Zwickelräume rückwärts von der halben Diagonalseite des Chors und von einem Zwischenbau begrenzt sein, der in der Flucht der Langhausemporen gegen den Chor hin ansteigt. In diesem Zwischenbau und seinem Gegenstück auf der Nordseite laufen Treppen, welche die Langhausempore mit der Chorempore verbinden. Die Langhausemporen ihrerseits sind nach dem Aufriß Serros nur über die Treppen der Westtürme erreichbar. Den Stiftsherren, welche die Chorempore betreten wollten, war nach diesem Entwurf ein recht beträchtlicher Umweg zugemutet.

Als nun nach den Choremporen auch die Langhausemporen (1659) errichtet wurden, suchte Serro nach einer besseren Lösung. In die Zwickelräume setzte er von den Querarmen her zugängliche Treppen ein. An die Stelle der Terrassendächer mußte ihretwegen je ein gestuftes Pultdach treten, das sich auf der Stadtseite so gut wie möglich hinter einem das Abseitengesims weiterführenden Bogen verbirgt. Der Aufgang zu den Choremporen war damit leidlich bequem geworden. Aber die Treppen beanspruchten den Raum der Zwickelsakristeien so sehr, daß diese unmöglich ihrem Zweck mehr gerecht werden konnten. So gab sie der Bauherr auf und ließ schon im folgenden Jahr (1660) den Verbindungstrakt errichten. Mit dem Umbauprojekt in seiner endgültigen Gestalt war

⁶⁸ Die Trennwand zwischen Sakristei und Flur ist inzwischen gefallen (R. S. 15).

ein befriedigender Zugang zur Chorempore, eine ausreichend große Sakristei und überdies eine interne Verbindung von Chor und Residenz gewonnen.

Nachdem nun Chor, Langhaus, Westbau und Sakristeien von St. Lorenz analysiert sind, ist es Sache der Synthese, die gewonnenen Erkenntnisse zu einem Bericht über die Tätigkeit Serros und zu einer Wertung der beiden Entwürfe zusammenzufassen.

Planung und Bautätigkeit des Johann Serro

Als Johann Serro im Frühjahr 1654 den Bau der Kemptener Stiftskirche übernahm, hatte er mit folgenden Gegebenheiten zu rechnen: Die Umfassungsmauern des Oktogons waren bis annähernd zur Gebäuhöhe des ersten Chorgeschosses gediehen. Die Gruftpfeiler waren aufgemauert, doch stand das den Chorbogen tragende Gewölbe noch aus. Das Langhaus war im Rohbau annähernd fertiggestellt. Für den Westbau lagen die Fundamente, und die Sockelgeschosse der Türme waren begonnen. Mit diesem Ergebnis seiner zweijährigen Bautätigkeit hatte Beer den Grundriß der Stiftskirche und den Aufbau von Chor und Langhaus so weitgehend festgelegt, daß, wer jetzt noch ändern wollte, im Entwurf mit beträchtlichen Schwierigkeiten und in der Ausführung mit nicht geringen zusätzlichen Kosten rechnen mußte.

In den ersten Monaten seiner Tätigkeit in Kempten hielt sich Serro an den Riß seines Vorgängers. Bedeutet dies, der Bauherr habe den Entwurf Beers noch immer gebilligt? Keineswegs – es muß vielmehr auffallen, daß der erste an Serro gegangene Auftrag den Westbau betraf, also nicht darauf abzielte, den schon sehr weit gediehenen Kirchenraum einer baldigen Benutzung zuzuführen. Offenbar wollten Bauherr und Architekt Zeit gewinnen für die Ausarbeitung des neuen Projektes, das ja vor allem eine neue Fassung des Innenraums bezweckte. So werden wir mit der Annahme kaum fehlgehen, daß Serros Kritik an dem von Beer geplanten Raumbild den Wechsel des Entwurfs und damit auch den Abschied des ersten Meisters veranlaßt hat und nun die Handwerker bis zur endgültigen Fertigstellung des neuen Projektes am Westbau nur soweit tätig waren, als für diesen aller Voraussicht nach der alte Riß verbindlich bleiben konnte.

Das neue Projekt ließ sich zeichnerisch fixieren. Seine räumliche Wirkung zu überprüfen, war nur mit Hilfe eines Modells möglich. Ein vom Bauherrn gebilligtes Modell war Vertragsgrundlage des – zu Pfingsten 1654 – mit Serro abgeschlossenen Verdings, das als erstes die Unterteilung und Fertigstellung des Oktogons festlegte⁶⁹. Als der Bauherr sich im folgenden Jahr veranlaßt sah, auf

⁶⁹ „Wür Romanus Abbe . . . bekennen hiemit, daß wür . . . unserem Pau- und Maurermeister Johann Serro . . . dem Ime zuegestellten Modell gleich zu verfertigen ahndingen lassen . . .“ (R Anm. 30).

den ebenfalls geplanten Umbau des Langhauses zu verzichten, wurde „daß neu Modell dem Verding gemäß gemacht“⁷⁰. Die daraufhin in Angriff genommenen Arbeiten waren wenig umfangreich: Das Gebälk über dem Hauptgeschoß des Chors fand seine gleichartige Fortsetzung am Hochschiff und am Westbau; nach Fertigstellung der Zwickelsakristeien folgte der Außenputz. Der Verbindungstrakt, den Beer zwischen Chor und Residenz einschieben wollte, war ja bereits gestrichen, noch ehe Serro die endgültige Fassung seines Projekts vorlegte.

Erst nach längerer Unterbrechung, die dem Neubau der Residenz zugute kam, kehrten die Handwerker zur annähernd vollendeten Kirche zurück. Das Verding vom 15. April 1659 dekretierte nun doch den Umbau des Beer'schen Langhauses: Die Gewölbe mit Obergaden, die Emporen, die Seitenschiffe mit ihren Kapellenzonen und die Gruftgänge entstanden neu. Die Entwürfe hierzu lagen seit 1654 bereit. Irgendein im Augenblick unüberwindliches Hindernis – wohl die stets angespannte Finanzlage der Abtei – hatten den Bauherren damals veranlaßt, sich mit dem annähernd vollendeten ersten Zustand des Langhauses abzufinden. Doch das Umbauprojekt hatte der Fürstabt nicht vergessen. Daß er es nun nach so vielen Jahren wieder aufgriff und die nochmaligen Kosten so wenig scheute wie das Gerede der Leute⁷¹, zeigt deutlich, daß er all die Jahre her an die Notwendigkeit eines Umbaus sowenig gezweifelt hat wie an den Vorzügen des von Serro vorgelegten Projekts.

Die seit 1654 bestehenden Choremporen und die nun 1659 hinzukommenden Emporen des Langhauses verlangten einen ausreichend bequemen Zugang. Es blieb nur der bereits erörterte Ausweg, die Zwickelsakristeien mit Treppen zu verstellen und der Sakristei halber im folgenden Jahr den Verbindungstrakt zu errichten. Mit dem Bau der Choremporen hatte sich Serro vom Entwurf seines Vorgängers erstmals entfernt. Sie waren es, die ihn schließlich zwangen, mit dem Bau dieses Traktes zu den Absichten Beers zurückzukehren.

Weitere Veränderungen und Ergänzungen des Entwurfs waren in der Folgezeit nicht mehr notwendig. Die noch ausstehenden Arbeiten waren keineswegs

⁷⁰ R Anm. 31.

⁷¹ Während der Errichtung von Kirche und Residenz veranlaßte Abt Roman mehrfach eine Veränderung eben errichteter Bauteile. Der Kapitular Bonifatius v. Dankenschweil, der Vertraute des Bauherren, berichtet in seiner *Historia Campidonensis universalis de Anno 1639–1670* von einem Beschwerdeschreiben der Stiftsuntertanen (1666): „Der Bau, so mit großen Unkosten durch den ersten Baumeister M. Michael Beer aufgeführt, ist vor einem Jahr mehrtheils wider abbrochen und mit geringen (sic!) Unkosten schlechter als zuvor aufgeführt“. „Das viel schädlich Aufbauen und wider Abbrechen, auch wider anderst Aufbauen hat in dem ganzen schwäbischen Craiß disem armen fürstl. Stüft in solchen Ruhm gebracht, als ob man überflüssige Einkommen hatte“. „Die neue costbare . . . Stiftskirche . . . ist gewölbt, mit großen Costen gemacht, darüber das Gewölbe wider abgebrochen, die Kirch erhöht und von unten gewölbt, auch eine starke Summa Gelts vergebentlich angewendet worden“. (Schnell S. 12, R. S. 3 und Anm. 39).

umfangreich, verteilten sich aber – wohl aus finanziellen Gründen – auf mehrere Jahre. 1660, zugleich mit dem Zwischentrakt, erhielt das Oktogon die krönende Laterne. 1663 durchbrach Serro die Stirnwand des Schiffs über dem Triumphbogen in der Absicht, mit einem Einblick in die höheren Regionen des Oktogons die räumliche Trennung von Chor und Schiff zu vermindern. 1666 folgte das Uhrgeschoß des Westbaus und das Glockengeschoß des Nordturms. 1670 erhielt Serro den Abschied. Mit den erst zwei Jahrhunderte später beseitigten Notdächern der Türme wurde der Bau der Stiftskirche 1673 eingestellt.

Der Entwurf des Michael Beer

Baubefund, Risse und Bauakten hatten für den ursprünglichen Entwurf folgendes ergeben (Abb. 11):

Über der gewölbten Gruft erhebt sich das Oktogon, dessen ungeteilten Innenraum vermutlich eine gesprengte Holzdecke überspannen sollte. Mäßig große, tiefsitzende Fenster gliedern die Wandflächen. An den Zentralraum angefügt sind in den Hauptachsen drei gleichartige, platt geschlossene Arme von mäßiger Länge. Das Schiff bildet den zugehörigen vierten Arm, stellt aber nach Abmessungen und Durchbildung ein dem Chor gleichwertiges und von ihm unabhängiges Gebilde dar. Die Vergrößerung der westlichen Oktogonseite und die damit ermöglichte Weite des Triumphbogens schafft einen lediglich faktischen Zusammenhang der beiden gegensätzlichen Partner und ist außerstande, sie zu einer räumlichen Einheit zu verbinden. Der Wandaufbau des Schiffs bedient sich großer, einfacher Formen. Abschnitte der Außenwand, in denen sich die rundbogigen Arkaden öffnen, wechseln mit etwa ebenso breiten, energisch vortretenden Wandpfeilern. Dieser Faltung der Wand folgt das durchlaufende Gebälk und wohl auch die kappenlose Tonne. Die Abseiten sind durch Strebenmauern jochweise in selbständige Kapellen aufgeteilt. Nur diese können ausreichend helles, direktes Licht erhalten; im Hauptschiff dagegen herrscht Dämmerung trotz der in die Westfront geschnittenen Fenster. – Gegen das kubische Volumen der das Schiff einschließenden Mauermassen aufzukommen, ist der Gliederung – vor den breiten Stirnseiten der Pfeiler vereinzelt stehende schmächttige Pilaster und von ihnen ausgehende Gewölbegurte – bei weitem nicht möglich.

Der nicht zu bestreitende Reiz dieses Innenraums beruht auf dem Widerspiel von Raummantel und Lichtführung. Der Betrachter steht in der Dämmerung des Schiffs und erlebt das lapidare Vor und Zurück der Wände und des Gewölbes überdeutlich, da ein hoch oben in seinem Rücken einfallendes achsiales Streiflicht die vortretenden Teile scharf beleuchtet, die zurückliegenden mit langen Schlagschatten füllt. Weiter vorne im Schiff, wo in der

zunehmenden Dunkelheit nur noch das Reflexlicht der Kapellen auf dem Fußboden spielt, da öffnet sich der Blick in das Oktogon, auf dessen weiß geputzten Wänden aus zahlreichen Fenstern helles Licht fällt. Von seinem Standpunkt aus kann der Betrachter die Geschlossenheit des Schiffs, nicht aber die Weite und Höhe des Oktogons ermessen, die vom Licht so wenig wie von der Bildwirkung geklärt wird. Die Lichtwirkung erhebt den räumlichen Kontrast von Schiff und Chor zu einem wohlüberlegten Effekt.

Auch in der äußeren Erscheinung bilden Chor und Schiff aufeinander angewiesene Gegensätze. Das Hauptgeschoß des Chors erreicht dieselbe Höhe wie die drei Kreuzarme. Deren Pultdächer laufen, wie im zweiten Projekt, gegen das zweite Oktogongeschoß, das wohl mit einem nicht zu steilen Zeldach schließen sollte. Das Schiff endet mit der Gesimshöhe der Kreuzarme, und noch Serro gab den vier Dächern eine einheitliche Bauhöhe. Aber obwohl das Schiff dem Zentralbau in gleicher Weise wie die übrigen Kreuzarme angeschlossen ist, stellt es mehr und anderes dar als diese. Seine Länge übertrifft die größte Breite der Chorgruppe um ein Drittel, und seinen von einem Satteldach geschützten Baukörper begleiten nach Art einer Basilika die unter Pultdächern stehenden Kapellenreihen. So ist auch von außen gesehen der Langbau ein gleichgewichtiger Gegenspieler des Zentralchors. Die Zwickelsarkristeien füllen die verbleibenden Lücken und machen den Gegensatz der beiden Gruppen offensichtlich. Die über die Langhausfluchten vortretenden Türme bilden mit der Westfront zusammen eine weitere, ebenfalls aus einfachen, großen Körpern gefügte Gruppe, die – zumindest in der Schrägansicht – dem Ostbau das Gleichgewicht hält. Die Balustrade, die das Hauptgesims der Türme krönt, beschließt auch das Hauptgeschoß der Front. Über ihr trennen sich die weiteren Turmgeschosse vom Giebel des Hochschiffs. – Die drei Baugruppen sind durch den gemeinsamen Quadersockel, die gleichartige Pilastergliederung und das in gleicher Höhe rings umlaufende Gebälk wenigstens äußerlich zusammengehalten. Schon Michael Beer dürfte wie sein Nachfolger beabsichtigt haben, dem Hügel, auf dem die Stiftskirche steht, eine geometrische Gestalt zu geben⁷².

Für Michael Beer war dieses Projekt die anspruchsvollste Aufgabe, die ihm zeit seines Lebens gestellt war. Mit der Vereinigung von Zentralbau, Langbau und doppeltürmiger Front wählte er ein höchst kompliziertes Prinzip, offenbar ohne alle in ihm verborgenen Schwierigkeiten ganz zu übersehen. Das Ergebnis war ein Entwurf von urwüchsiger Kraft, in dem sich unbekümmerte Frische mit naiver Härte verbindet.

⁷² Das Wenige, was über den Zwischentrakt Beers bekannt ist, reicht zu dessen Rekonstruktion nicht aus.

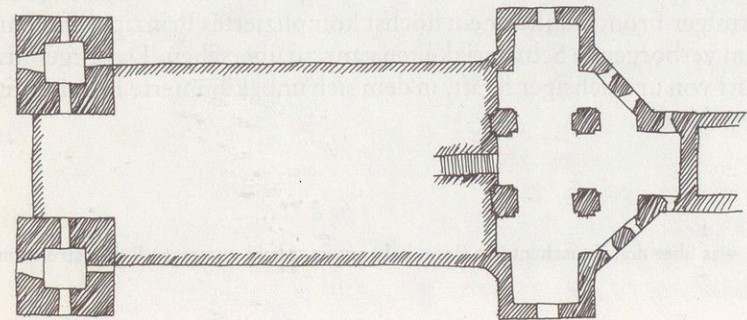
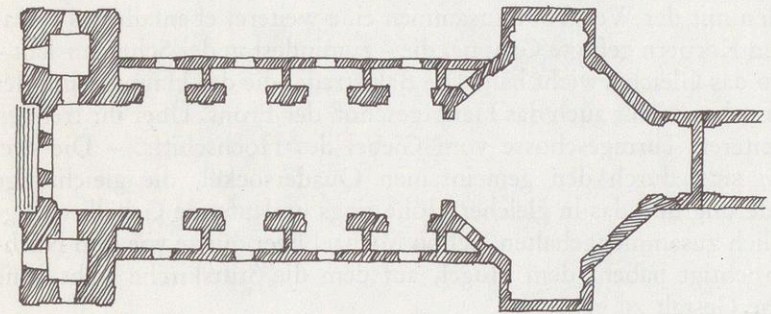
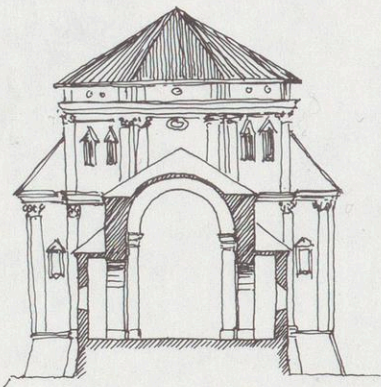
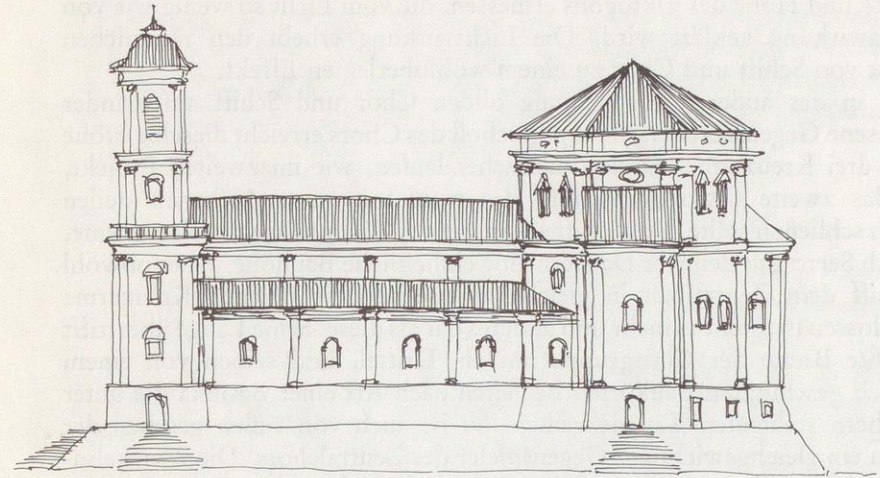
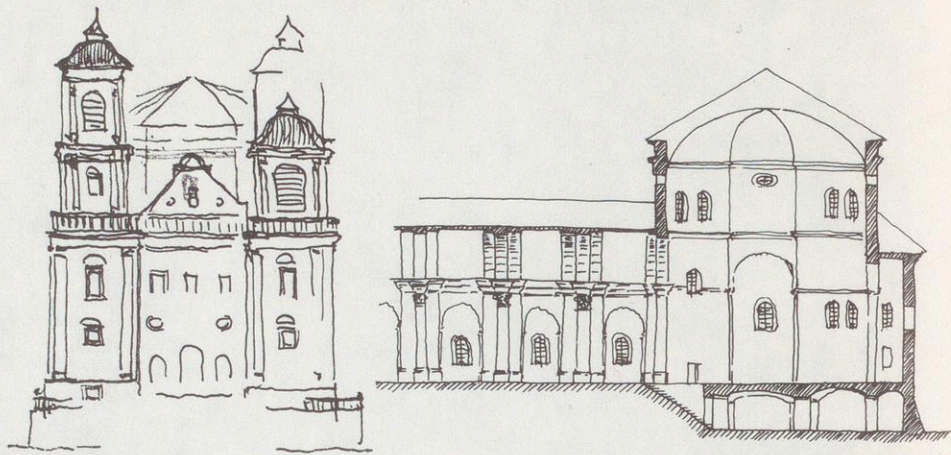


Abb. 11: Kempten, Stiftskirche St. Lorenz, Skizzenhafte Rekonstruktion des zum Teil ausgeführten Entwurfs von Michael Beer. Maßstab etwa 1:800. Fassade Konrad Hecht, Südfront, Grundrisse und Schnitte Thomas Ludwig. Die Skizzen können nur das Entwurfskonzept Beers wiedergeben, ohne dabei alle auftretenden Einzelheiten zu klären.

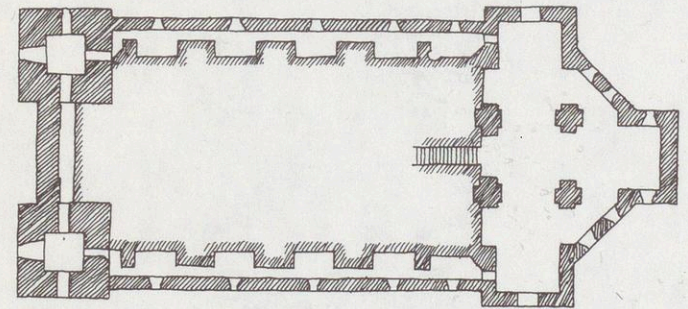
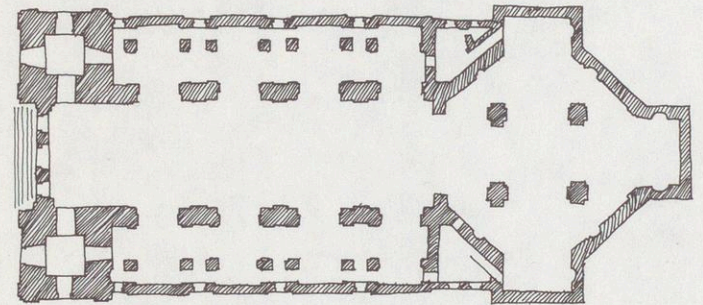
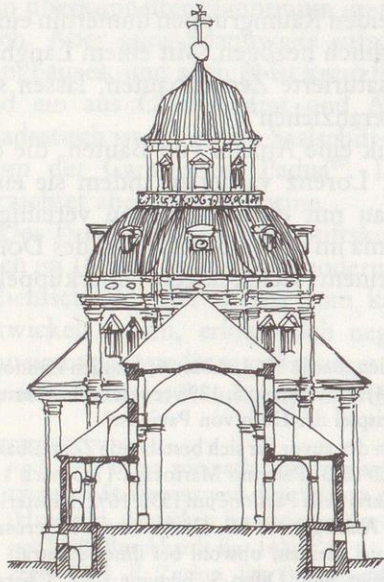
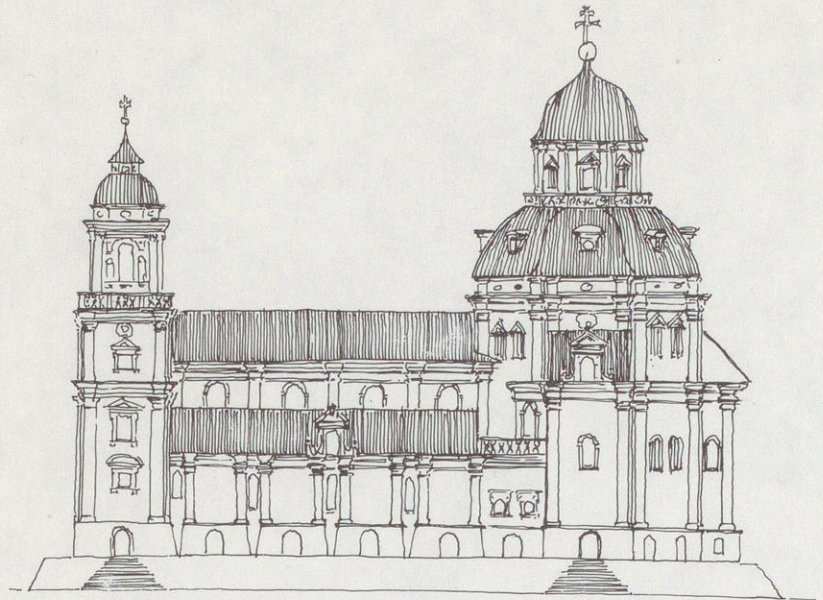
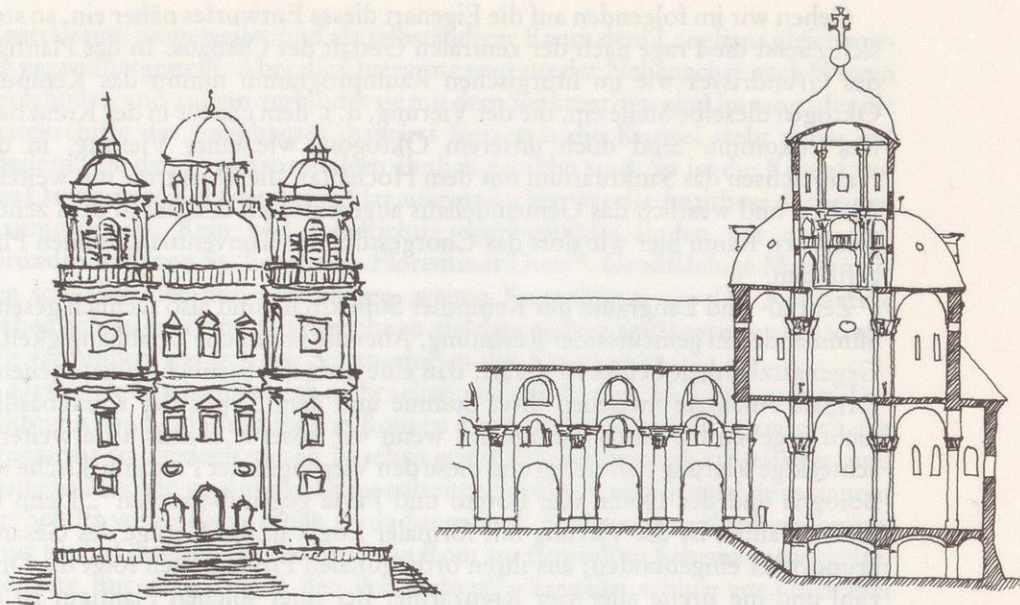


Abb. 12: Kempten, Stiftskirche St. Lorenz, Skizzenhafte Rekonstruktion des Umbauprojekts Johann Serros, Maßstab etwa 1:800. Fassade mit perspektivisch verkleinerter Kuppel Konrad Hecht, Aufriß der Südansicht als Umzeichnung des Plans Abb. 4, Grundrisse und Schnitte Thomas Ludwig.

Gehen wir im folgenden auf die Eigenart dieses Entwurfes näher ein, so stellt sich zuerst die Frage nach der zentralen Gestalt des Ostbaus. In der Planfigur des Grundrisses wie im liturgischen Raumprogramm nimmt das Kemptner Oktogon dieselbe Stelle ein, die der Vierung, d. i. dem Chorus in der Kreuzbasilika zukommt. Sind doch unserem Oktogon, wie einer Vierung, in den Hauptachsen das Sanktuarium mit dem Hochaltar, die Querarme mit weiteren Altären und westlich das Gemeindehaus angeschlossen und hat in dem zentral gelegenen Raum hier wie dort das Chorgestühl der Konventualen seinen Platz gefunden.

Zentral- und Langraum der Kemptner Stiftskirche sind also sachlich gesehen Summanden in gemeinsamer Rechnung. Aber die räumliche Unabhängigkeit, ja Gegensätzlichkeit beider ist derart, daß eine über das Sachliche hinausgehende formale Analogie zwischen ihrer Summe und dem Typus der Kreuzbasilika nicht gegeben ist. Auch dann nicht, wenn wir unseren Chorus als erweiterte, achteckige Vierung definieren und diese den Vierungen der Petroniuskirche von Bologna und der Dome von Loreto und Pavia gegenüberstellen⁷³. Denn bei diesen Bauten ist die Vierung mit formaler Logik in das Gefüge des Gesamtgrundrisses eingebunden; aus ihren orthogonalen Projektionen folgt die Dreizahl und die Breite aller vier Kreuzarme. Bei einer solchen Planfigur ist die gegenseitige Bedingtheit von Vierung und Kreuzarmen die *causa efficiens*, nicht aber in Kempten, wo die beiden Raumgruppen formale Gegensätze darstellen. – Ausschließlich auf diese Gegensätzlichkeit zu achten, führt aber ebensowenig zu einem Ziel, denn in Kempten sind die beiden Raumgruppen immerhin einem einheitlichen Plan folgend aufeinander sachlich bezogen. Mit einem Langhaus nachträglich erweiterte reguläre, in sich saturierte Zentralbauten, lassen sich demnach ebenfalls nicht zum Vergleich heranziehen⁷⁴.

Nun findet man in Italien seit der Gotik eine Anzahl von Bauten, die den Typus der Kreuzbasilika ähnlich wie St. Lorenz variieren, indem sie einen kreuzförmig erweiterten zentralen Ostbau mit einem Langbau vereinigen. Noch nicht voll ausgebildet ist dieses Schema im ersten Bauzustand des Domes von Siena⁷⁵. Hier ist die Vierung zu einem sechseckigen, überkuppelten

⁷³ H. Willich, *Die Baukunst der Renaissance in Italien*, Berlin 1914, Abb. 76; Ähnlich London, S. Stephan Walbrock, um 1680 (Frankl, Abb. 43, 44); Hauttmann S. 129 verweist auf „oberitalienische Achtecksanlagen, deren großartigstes Beispiel der Dom von Pavia ist“.

⁷⁴ Mit dem Anbau eines Gemeindehauses übernahm der zuvor für sich bestehende Zentralbau die Funktion eines Chores in Fulda St. Michael 822/1093, Palermo Martorana 1143/nach 1433, Florenz SS. Annunziata 1444/1470, Mailand S. Maria della Passione um 1530/1692, Klosterlechfeld Wallfahrtskirche 1603/1656. – Gewisse, in Analogie zur Hl. Grabeskirche in Jerusalem errichtete Bauwerke müssen ebenfalls außer Spiel bleiben, obwohl bei ihnen Zentral- und Langbau nach einheitlichem Plan zusammengefügt sind: Dijon S. Bénigne 1002, Charroux Klosterkirche 1096, London Templerkirche 1186.

⁷⁵ beg. 1229. W. Groß, *Abendländische Architektur um 1300*, Stuttgart 1947, Abb. 124.

Zentralraum ausgeweitet und als selbständiger Raum dem Langhaus gleichwertig gegenübergestellt. Aber die Querarme sind aus der Nebenachse nach Westen verschoben und zudem verbindet sie mit dem Sanktuarium ein Umgang, der die Seitenschiffe des Langhauses ostwärts fortsetzt: die Kuppel steht daher auf Pfeilern, die den Langhauspfeilern ähnlich gebildet sind. So ist die Kreuzform des Ostbaus noch ebensowenig klar ausgesprochen wie die Antithese der beiden Raumgruppen. Rein und folgerichtig durchgebildet finden wir dann das Grundprinzip von St. Lorenz im Florentiner Dom⁷⁶. Großflächige Mauermassen schließen den nun achteckigen, weiten Kuppelraum ein. Die Kreuzarme stehen achsial und sind mit dem ihnen gleichgestellten Sanktuarium ebensowenig verbunden wie mit den Seitenschiffen des Langhauses.

Das Schema behauptet sich nicht selten noch im 15. und 16. Jahrhundert. Das Oktogon von S. M. della Pace in Rom ist durch ein Sanktuarium erweitert⁷⁷, die Querarme sind jedoch nur als Nischen in das tiefe Mauerwerk eingebettet, und ähnliche Nischen sind in den Diagonalseiten des Chors und in den Längsmauern des Schiffs vorgesehen. Noch A. da Sangallo d. J., der seinen Konkurrenzentwurf für S. Giovanni dei Fiorentini in Rom aus demselben Schema entwickelte, rechnete mit dem Beifall der Preisrichter⁷⁸. Sangallo schlug vor, den drei Schiffen eines Langhauses ein mit kreisrundem Sanktuarium und rechteckigen Querarmen erweitertes Oktogon vorzulegen. Auch der von Bramante begonnene Ostbau von S. M. delle Grazie in Mailand ist hier zu nennen⁷⁹. Zwar ist sein überkuppelter Hauptraum im Grundriß nicht achteckig, sondern quadratisch. Aber seine Spannweite entspricht ebenfalls der Breite des 3-schiffigen Langhauses, und auch er ist kreuzförmig erweitert durch apsidiale Kreuzarme und ein aus Chorquadrat und Apsis bestehendes Sanktuarium. Ebenfalls quadratisch ist der einem Saalschiff in dessen ganzer Breite vorgelegte Kuppelraum der Carmine in Padua⁸⁰. Der bescheidene Bau besitzt eine Apsis, verzichtet aber auf Querarme.

Der Typus der Kemptner Stiftskirche folgt demnach einer jenseits der Alpen noch im 16. Jahrhundert als modern geltenden Variante der Kreuzbasilika. Daß italienische Meister diesen vom kanonischen Schema abweichenden Typus entwickelt haben, erklärt sich negativ aus der im Süden weit verbreiteten Abneigung gegen die regulär ausgeschiedene Vierung, positiv aus der Freude an der selbständigen Raumgruppe, welche in der Renaissance die Ausbildung des

⁷⁶ nach dem ersten wie nach dem erweiterten Plan (1296 bzw. 1357). Auf die Verwandtschaft zwischen St. Lorenz und dem Schema des Florentiner Doms hat bereits Dehio hingewiesen (Handb. d. deutschen Kunstdenkmäler III, Berlin 1925).

⁷⁷ um 1480 (Burckhardt fig. 162).

⁷⁸ gegen 1520. P. Zucker, Die Baukunst der Renaissance in Italien II (Handb. d. Kunstwiss.) Potsdam o. J. Abb. 214.

⁷⁹ beg. 1492. H. Willich, ebd. I, Abb. 168.

⁸⁰ E. 15. Jh. (Burckhardt fig. 135).

Zentralbaus, darunter auch die des kreuzförmigen Oktogons⁸¹, begünstigte. Und dieses Oktogon bot die Möglichkeit, den vierten Kreuzarm durch einen Langbau zu ersetzen.

Raumbild und Lichtführung des Langschiffes werden in erster Linie bestimmt von der kappenlosen Tonne, die auf dem von Pilastern gestützten durchlaufenden Gebälk aufruht. Diese Gewölbeform ist in italienischen Kirchenbauten der Renaissance so häufig anzutreffen, daß man geradezu von einer Unverletzlichkeit der halbzyllindrischen Fläche sprechen kann⁸². Selbst die Venezianer achteten dieses doch keineswegs dekorativ gedachte Ideal, wobei sie allerdings bei Anwendung des von S. Marco abgeleiteten Gewölbeschemas der Versuchung enthoben waren, eine Tonne mit Stichkappen zu zerschneiden⁸³. Besonders deutlich zeigt sich die Wertschätzung der unversehrten Tonnenfläche dort, wo in Höhe des Gewölbes liegende Fenster nicht zu vermeiden waren. Gerade die führenden Architekten erfanden für diesen Fall allerlei wohlüberlegte Kunstgriffe, querliegende Nebentonnen zu umgehen und die Einheit der Gewölbeschale wenigstens optisch zu wahren⁸⁴. Andere gingen den Weg des geringeren Widerstandes, sahen statt einer Tonne Kreuzgewölbe oder Kuppeln vor und schufen sich damit Schildwände, in denen sich Fenster ungehindert unterbringen ließen⁸⁵. Eine weitere, im 15. Jahrhundert viel benützte Ausflucht war, unter der Tonne ein Lichtgadengeschloß einzuschieben. Diese Lösung zog eine beträchtliche, nicht ausgesteifte Höhe und einen zweigeschossigen Aufbau der Wand nach sich, konnte also weder statisch noch formal völlig befriedigen⁸⁶. So kehrte das Cinquecento zur eingeschossigen Wand zurück, scheute sich aber noch lange, für das Gadengeschloß, auf das es verzichtet hatte, mit Stichkappenfenstern einen Ersatz zu schaffen. Die Folge waren eingeschossige, tonnengewölbte Mittelschiffe, die, wie das von Beer in Kempten vorgesehene Gemeinde-

⁸¹ Crema Santuario della Madonna (S. M. della Croce) 1490, Mailand S. M. della Passione um 1500. – Oktogone mit zu Mauernischen reduzierten Armen sind um die Wende zum 16. Jh. nicht selten (Frankl S. 26).

⁸² Rimini S. Francesco (Gewölbe nicht ausgeführt) 1446, Fiesole Badia 1456, Mantua S. Andrea 1470, Venedig S. M. dei Miracoli 1481, Cortona S. M. delle Grazie al Calcinajo 1485, Mailand S. M. presso S. Celso 1490, Arezzo SS. Annunziata 1493, Piacenza S. Sisto 1499, Lucca S. Paolino (mit flachen, aber fensterlosen Stichkappen) um 1517, Mailand S. M. presso San Satiro um 1520, Brescia S. M. delle Grazie (ebenfalls mit flachen, fensterlosen Stichkappen) 1522, Venedig S. Francesco delle Vigne 1534, Montepulciano Dom 1570.

⁸³ Piacenza S. Sepolcro 1488, Venedig S. Giovanni Crisostomo (im Chor veranlaßt der Obergaden eine Flachdecke!) 1497, Venedig S. Salvatore 1506, Venedig S. Fantino 1507.

⁸⁴ Rom S. M. del Popolo Apsis Bramante 1509, Rom Pal. Massimo alle Colonne Hoffhallen Peruzzi 1525, Mantua Pal. del Té Gartenhalle Romano 1525, Florenz Uffici Hallen Vasari 1560.

⁸⁵ Kreuzgewölbe über durchlaufendem Gebälk: Rom S. M. del Popolo 1472, Rom S. Pietro in Montorio 1472, Mailand S. Maurizio 1503, Parma S. Giovanni Ev. 1510. – Ebenso Hängekuppeln: Faenza Dom 1474, Ferrara S. Francesco um 1510, Ravenna S. M. in Porto 1553.

⁸⁶ Venedig S. M. dei Miracoli 1481, Cortona S. M. delle Grazie al Calcinajo 1485, Arezzo SS. Annunziata 1493, Piacenza S. Sisto 1499, Venedig S. Francesco delle Vigne 1543.

haus, selbst keine seitlichen Lichtquellen besitzen und nur von der Rückwand und den Abseiten her spärlich erhellt sind. Dieser Art war das von A. da Sangallo als „ischurissima“ getadelte Schiff, das Raffael für St. Peter plante. Ihm folgten, um nur die bekanntesten zu nennen, S. M. presso S. Satiro in Mailand (um 1520), S. M. delle Grazie in Brescia (1522), S. M. degli Angeli in Portiuncula bei Assisi (1569) und der Dom von Montepulciano (1570). Erst seit dem letzten Drittel des Jahrhunderts verband sich der einschiffige Wandaufbau allgemein mit der Stichkappentonne⁸⁷. Daß Beer derartigen Bauten der italienischen Hochrenaissance seine kappenlose Tonne und die spärliche Belichtung des Schiffes verdankt, ist nicht zu bezweifeln.

Im ersten Bauzustand war das Kemptner Saalschiff von Kapellenreihen flankiert. Auch hierin folgte Beer einem im Süden verbreiteten Typus⁸⁸. Alberti fand in Rimini ein derartiges Langhaus vor, und mit seinem Entwurf für S. Andrea in Mantua führte er dieses Raumschema in die hohe Baukunst ein, die sich seiner im folgenden häufig bedient hat⁸⁹.

Mehr als einmal – und damit schließt sich der Ring der Analogien – nahm der einem solchen Langhaus angeschlossene Chor wie in Kempten die Gestalt eines Zentralbaus an. So erstmals in Albertis Entwurf für S. Francesco in Rimini (1446), dann in S. M. della Pace in Rom (1480), der Carmine in Padua (E. 15. Jh.) und S. Giovanni Batt. in Pesaro (1540).

Auch in der städtebaulichen Situation folgt S. Lorenz einer Forderung der italienischen Renaissance. Alberti wenigstens verlangt, eine Kirche solle freistehend in einem Platz und auf hohem Unterbau errichtet werden.

In der Gesamtanlage, in der Form des Chores und in der Gestaltung des Langhauses schließt sich demnach S. Lorenz den italienischen Lösungen des 16. Jahrhunderts an. Trotzdem ist Michael Beers Entwurf in der Baukunst diesseits der Alpen kein voraussetzungsloses Novum. Einige der Vorgänger Beers hatten schon in italienischer Art den überkuppelten Zentralchor mit einem Langhaus verbunden⁹⁰. Auch das Ideal der kappenlosen Tonne war nicht unbekannt

⁸⁷ Rom Il Gesù 1568 und seine zahlreiche Nachfolge. Venedig Il Redentore 1577, Genua S. M. delle Vigne 1585.

⁸⁸ Einschiffige Langhäuser mit Kapellenreihen, die gelegentlich zu Mauernischen reduziert sind, waren seit dem 13./14. Jh. bekannt. Das Städtchen Gubbio z. B. besitzt nicht weniger als ein halbes Dutzend Kirchen dieser Art (vgl. Burckhardt, Cicerone).

⁸⁹ Fiesole Badia 1456, Florenz S. Francesco al Monte 1475, Rom S. Pietro in Montorio 1484, Cortona S. M. delle Grazie al Calcinaio 1485, Bologna S. Giacomo Maggiore 1493, Mailand S. Maurizio 1503, Venedig S. Francesco delle Vigne 1534, Rom S. Spirito in Sassia 1538, Verona S. Giorgio vor 1559.

⁹⁰ Lorenzkapelle bei St. Michael in München 1595, Pfarrkirche in Weilheim Obb. 1624; beide Grundrisse bei R Taf. 50, 51.

geblieben⁹¹, sowenig wie der Gedanke, einem Saalschiff zwei Fluchten von vergleichsweise niederen Kapellen anzufügen⁹². Der Westbau ist wohl nicht unbeeinflusst von einigen Kirchenbauten Italiens und Österreichs, welche die Doppelturmfront des nordischen Mittelalters in die neuere Baukunst wieder eingeführt hatten⁹³. Die Schiffswände derart zu brechen, daß sich zwischen Wandpfeilern hohe Nischen ergeben, ist dagegen nur dem Norden eigen. Das statisch Zweckmäßige auf diese Weise dem Raumbild dienstbar zu machen, ist ein Gedanke der späten Gotik, der dann in einigen emporenlosen Kirchen Süddeutschlands in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts weiterwirkte⁹⁴. Auch die dem pseudobasilikalen Querschnitt entsprechend geringfügige Staffelung der Dächer ist bayerischen Bauten der Gotik und der beginnenden Neuzeit geläufig⁹⁵. Für die vor den breiten Stirnseiten der Wandpfeiler stehenden schwächtigen Pilaster läßt sich allerdings weder diesseits noch jenseits der Alpen ein Gegenstück nachweisen.

Der ursprüngliche Entwurf enthält demnach neben einigen Vokabeln des deutschen Südens vor allem Gedankengut, das in Italien beheimatet ist. Die heimischen und österreichischen Bauten neuerer Zeit kennenzulernen, hatte Beer ausreichend Gelegenheit⁹⁶. Hier fand er sich darin bestärkt, einen gegliederten Baukörper als Gruppe isolierter „Klötze“, ein Inneres nicht als Raum, sondern als „Hohlkörper“, eine Mauer als unbewegte, von dichten Flächen begrenzte Masse aufzufassen und dieser folgerichtig nicht eine plastische, im Auftrag der Mauer stehende Gliederung nach der Art Mittelitaliens voranzustellen, sondern diese Flächen mit dekorativen Gliedern zu rahmen und zu teilen. Die neue Architektur hat Beer nicht in ihrem Heimatland kennengelernt. Und doch ist sein Reiß ohne die Erfahrung des Südens nicht denkbar.

⁹¹ Im Langhaus von St. Michael in München ist dem Obergaden ein Attikageschoß vorgesetzt, um in die Haupttonne einschneidende Kappen tunlichst zu vermeiden. Solari bestand im Langhaus des Salzburger Doms 1614 kompromißlos auf der kappenlosen Tonne und nahm die daraus folgende Dunkelheit des Raums in Kauf. Noch 1701 folgte ihm darin der Meister der Stiftskirche in Pöllau (Steiermark).

⁹² Regensburg St. Paul S. J. 1591, Freiburg i. Ü. St. Michael S. J. 1604, Vornbach bei Passau Klosterk. OSB 1624 (R Taf. 44), Arlesheim Kt. Basel Dom 1680.

⁹³ Die von Bramante geplanten Ecktürme und die beiden Campanile, die A. da Sangallo d. J. seitlich der Front von St. Peter zu errichten vorschlug, fanden ihre Verwirklichung u. a. in S. M. di Carignano in Genua 1552 und S. Biagio in Montepulciano 1518. In die Front eingebundene Turmpaare besitzen S. Atanasio dei Greci 1577 und SS. Trinità dei Monti 1595, beide in Rom. Unter italienischem Einfluß stehende Beispiele in Österreich nennt R S. 39.

⁹⁴ Dillingen Mariä Himmelfahrt S. J. 1610, Weilheim Pfarrkirche 1624 (R Taf. 43), Beuerberg Augustinerkirche 1628 (R Taf. 51), Mindelheim U. L. Frau S. J. 1625, Burghausen St. Josef S. J. 1630.

⁹⁵ München Frauenkirche 1468, München St. Michael S. J. 1583, Burghausen St. Josef S. J. 1630.

⁹⁶ Beer hielt sich bis 1650 in Österreich auf. Ältere gesicherte Lebensdaten fehlen (R S. 45, Genzmer S. 72).

Nun entsteht der Entwurf zu einem Bauwerk stets – und im 17./18. Jahrhundert vor allem – aus der Zusammenarbeit von Architekt und Bauherrn. Roman Giel v. Gielsberg hat, wie wir wissen, selbst drastisch und sachgerecht mehr als einmal in den Verlauf der Bauarbeiten eingegriffen. Er fühlte sich offensichtlich berufen, selbst über die Gestaltung seines Bauvorhabens zu entscheiden. Vor seiner Erhebung hatte sich der Fürstabt jahrelang in Italien aufgehalten⁹⁷. Die unlängst fertiggestellte Kirche Il Gesù und die ihr nachfolgenden Bauten konnten ihm in Rom nicht unbekannt geblieben sein. Mit diesen Bauten teilt das Kemptner Projekt die einem Kuppelraum in den Hauptachsen angefügten tonnengewölbten Arme, die seitlich über die Flucht des Langhauses nicht wesentlich ausladen und die das weite Saalschiff flankierenden Kapellen. Kempten folgt diesen Bauten jedoch nicht im Grundsätzlichen: Dort steht die Kuppel auf quadratischer Vierung über der Kreuzung von Armen gleicher Breite, das Schiff ist kurz und ist wie die übrigen Kreuzarme dem Kuppelraum zu- und untergeordnet, Zentralbau und Langbau sind zu einem einzigen Organismus vereinigt. Hier dagegen stellen der achteckige Chor mit seinen schmalen Armen und das weite, langgedehnte Schiff heterogene Summanden dar. Diese Auffassung ist nicht die römische, sie nähert sich jedoch der altertümlicheren Denkweise Oberitaliens, die ihre klassische Ausbildung etwa in Palladios Redentore zu Venedig gefunden hat. Die Planfigur dieses Kirchenbaus isoliert ähnlich wie das Kemptner Projekt einen kreuzförmig erweiterten, überkuppelten Zentralraum von einem tonnengewölbten Schiff, dem beiderseits Kapellenreihen angeschlossen sind. Diese Raumdisposition Palladios dürfte neben einigen oben bereits erwähnten, der Baukunst Oberitaliens geläufigen Elementen das Wunschbild des Bauherrn nicht wenig beeinflusst haben.

Die nur wenige Jahre nach dem Redentore geschaffene Eindeutschung des italienischen Raumtypus, St. Michael in München, ließ der Bauherr dagegen völlig unbeachtet. Wie Vignola hatte Sustris für St. Michael erst eine überkuppelte Vierung und kurze Querarme vorgesehen. Im endgültigen Projekt verzichtete er auf den fremdländischen Kuppelbau (1593) und führte die Tonne des Schiffs bis zur Triumphbogenwand weiter. Die Vierung ist damit zum Langhaus geschlagen. Daraus folgt, daß die bisher als Querarme fungierenden Räume sich nun den ihnen formal verwandten Kapellen anschließen und als Konchen die Folge der Kapellen steigern und beenden. Zugleich beschließen sie das Schiff als quergerichtete Flügelräume und machen die zwischen Langhaus und Chor errichtete Scheidewand sinnfällig. Sustris machte sich bei seiner Planänderung die in Bayern schon im Mittelalter verbreitete Neigung zunutze, das zwischen Langhaus und Chor stehende Querschiff samt der Vierung

⁹⁷ Herbst 1635 bis Frühjahr 1639 (Rottenkolber S. 129).

auszuscheiden. Auch der Kemptner Entwurf verzichtete auf das Querschiff. Trotz dieser Gemeinsamkeit unterscheiden sich die in Kempten und München vorliegenden Entwürfe schon in der Wurzel. Das Projekt Beers trennt den Chor vom Langhaus mit Hilfe des Zentralgedankens, während Sustris gerade auf den Kuppelraum verzichtet und die Laienkirche vom Langchor durch die Triumphbogenwand und die ihr vorgelegten „Querkonchen“ scheidet.

Der von Sustris bewerkstelligte Kompromiß fand Zustimmung bei den Meistern des süddeutschen Barock. Gerade die Nachfahren Michael Beers haben das ihre dazu beigetragen, dem in München konzipierten Gedanken zu folgerichtiger Reinheit zu verhelfen. Dagegen blieb dem von Roman Giel v. Gielsberg im Verein mit seinem Architekten geschaffenen Projekt nicht nur jede Nachfolge versagt; es wurde verworfen, noch ehe es völlig verwirklicht war.

Das Umbauprojekt des Johann Serro

Dem Entwurf Michael Beers folgend war die Stiftskirche bereits zur Hälfte aufgeführt, als Johann Serro im Frühjahr 1654 sein Umbauprojekt ausarbeitete. Dieses Projekt sah vor, das Oktogon zu unterteilen, dem Schiff Emporen und einen Obergaden zu geben und die Abseiten samt den seitlichen Gruftgängen neu zu errichten. Ohne nennenswerte Abweichungen wurde dieses Projekt in den folgenden 16 Jahren verwirklicht (Abb. 12). Ihm muß ein einheitlicher Entwurfsgedanke zugrunde liegen, den es im folgenden zu ermitteln gilt.

1. Der Chor.

Im Hauptgeschoß des Chors erstellte Serro vier kreuzförmige Pfeiler, welche die untere Hälfte des Oktogonraums in einen quadratischen Mittelraum und einen Umgang zerlegen, der sich aus rechteckigen Jochen und dreieckigen Zwickelräumen zusammenfügt. Die Kurve und ebenso die Kämpfer- und Scheitelhöhe der Gewölbe übernahm er von den Tonnen, die nach Beers Entwurf das Sanktuarium und die Querarme überspannen sollten. Das mittlere Joch blieb unbedeckt. Es stellt die räumliche Verbindung zur oberen Hälfte des Oktogons her, die Serro dem Hauptgeschoß entsprechend gliederte: Rechteckige und dreieckige Joche schließen sich hier im Wechsel ringförmig zu einer Empore, die unter einem am Dachstuhl befestigten Tabulat steht. Der Mittelraum ist in Höhe dieser Decke ins einbeschriebene Achteck übergeführt, überwindet mit zwei weiteren Geschossen die Höhe des kuppeligen Dachwerks und schließt mit einer Fensterwand, die, als Tambour ausgebildet, eine halbkugelige Kuppel aufnimmt.

Die Abmessungen dieses Entwurfs waren durch die von Beer geschaffenen Gegebenheiten festgelegt: Im Grundriß durch die Größe und Gestalt des Oktogons und die Freipfeiler der Gruft, im Aufbau durch die Wölbung der drei

Kreuzarme und die Traufhöhe des Oktogons, die mit Rücksicht auf den anzuhebenden First des Schiffs nicht zu reduzieren war. Aus dieser Gebundenheit folgt die Enge und unerhörte Steilheit des Mittelraums ebenso wie die vergleichsweise beträchtliche Weite der beiden Umgänge. Der „verwirrende, unklare, unruhige, manieristische“ Raumeindruck des bestehenden Chors entspricht also nicht notwendig dem persönlichen Stil Serros⁹⁸, sondern charakterisiert einen ad hoc getroffenen Kompromiß, den Architekt und Bauherr zu billigen notgedrungen bereit waren.

Gewonnen war mit diesem Umbau die tunlichst weitgehende Angleichung des von Beer geplanten Oktogons an das Raumbild einer Emporenbasilika, deren Mittelschiff einen eigenen Obergaden besitzt. Nur der von Beer festgelegte zentrale Grundriß, dazu die vom kuppeligen Emporendach erwogene tote Zone und die daraus folgende Absonderung des Obergadens hinderten Serro, den Entwurf mit dem Leitbild völlig zur Deckung zu bringen. Immerhin wirkt das Oktogon nun vom Schiff aus gesehen wie ein auf Freipfeilern stehender Langchor⁹⁹. Seine geringe Breite und die Enge der Intervalle können uns nicht hindern, dieses Positivum der Umwandlung anzuerkennen, denn eben diese Eigenheiten finden sich auch bei frei gestalteten Langchören der Zeit¹⁰⁰.

Es ging Serro aber nicht um einen bestimmten Raumtypus als solchen. Er wählte die Entwurfsidee einer Emporenbasilika, da diese ihm die formalen Hilfsmittel in die Hand gab, die Qualität des Raumes und die Lichtführung in der gewünschten Richtung zu verändern. In den beiden entscheidenden Geschossen traten nun Pfeiler und Bögen an die Stelle geschlossener Mauerflächen. Die zwischen diesem Gitter und der alten Raumgrenze stehenden Anräume umschließen den Binnenchor, verleihen ihm räumliche Qualität und bewirken eine verdeckte Lichtführung.

2. Das Mittelschiff.

Neu hinzugekommen sind die Emporen und – mit entsprechender Erhöhung der Oberwände – die in StICKKAPPEN stehenden Fenster. Vor allem auffallend ist

⁹⁸ R S. 34f.

⁹⁹ Schon Hauttmann (S. 128) hat auf diese Tatsache hingewiesen.

¹⁰⁰ Die Breite des Binnenchors dem Schiff gegenüber zu reduzieren, ist allgemeine Regel. Im Chor der Augustinerkirche in Beuerberg bei München sind auch die Achsmaße verringert (1628, R Taf. 51). – In der seitherigen Literatur galt der Chor der Lorenzkirche in seiner heutigen Gestalt – von Dehio, Handb. d. dt. Kunstdenkm. Bd. 3 abgesehen – als Ergebnis eines einheitlichen Entwurfs. Gegen diese Annahme spricht außer dem Baubefund und der Aussage der Archivalien nicht zuletzt der Umstand, daß es nicht gelingen will, diesen Chor einschließlich seiner Einbauten von irgendwelchen mit ihm angeblich verwandten „Vorläufern“ glaubhaft abzuleiten. Dazu Gurlitt 1889 S. 192; Frankl 1914 S. 70; Hauttmann 1923 S. 129; Wackernagel 1932 S. 94; Roediger 1938 S. 32ff.

die Gestalt der Emporen, die als fensterlose Gänge den Hochwänden des Schiffs entlangziehen. Zu dieser seltsamen Lösung des Oberbaus sah sich Serro durch folgende Tatsachen veranlaßt:

Mit Rücksicht auf die angespannten Finanzen des Bauherrn sollten wenigstens die Schiffswände – Wandpfeiler und Zwischenmauern – erhalten bleiben. Auch das Gebälk ging in das neue Projekt ein, da die Übereinstimmung mit der Kämpferhöhe des unteren Chorgeschosses nicht ohne Nachteil aufzuheben war. Schließlich war auch die Firsthöhe der Pultdächer in gewissen Grenzen durch die Ausladung der Abseiten vorgeschrieben und mit dieser Firsthöhe auch die Bankhöhe von etwa nicht in den Außenmauern unterkommenden Fensterreihen. – Für eine Umgestaltung des Langhauses boten zeitgenössische Bauten drei Lösungen an: 1) Die Empore steht unter dem durchlaufenden Gebälk¹⁰¹, 2) sie steht zwischen Attika-Aufsätzen über dem durchlaufenden Gebälk¹⁰², 3) sie unterbricht das Gebälk¹⁰³. Die Fenster führen im ersten Fall über Stichkappen des Hauptgewölbes auf das Mittelschiff oder sind – wie in den beiden weiteren Querschnittstypen ausnahmslos – in die Außenmauern der Emporen geschnitten. Wie sollte nun Serro in seinem Umbauprojekt disponieren? Nach dem ersten Typus stünden den beiden Abseitengeschossen eine Gesamthöhe von etwa 8 m zur Verfügung, d. h. die Seitenschiffe könnten nur etwa die halbe Höhe der heutigen Seitenschiffe erreichen und die Tiefe der Emporen würde das 1½fache ihrer Höhe betragen. Nach diesem Querschnitt hätte das Mittelschiff zudem wenig Nutzen von etwaigen Emporenfenstern, da die Breite der Emporenöffnungen durch die Pfeiler des Mittelschiffs aufs äußerste beschränkt ist. Die etwa in Gebälkhöhe des Mittelschiffs ansetzenden Pultdächer der Abseiten würden zudem, da an dieser Gebälkhöhe festzuhalten ist, einen Obergaden unmöglich machen. Die Emporen stünden also dem Schiff als selbständige und im Licht übergeordnete Räume zur Seite. Alles zusammen gerechnet war es undiskutabel, dem ersten Typus zu folgen. Die beiden anderen Typen konnten hier aber ebenfalls keinen gangbaren Ausweg weisen. Bis auf die zu geringen Geschoßhöhen mußten im einen wie im anderen Fall die aufgezeigten Nachteile ebenfalls auftreten. Ihnen würde sich eine mehr oder minder beträchtliche Erhöhung des Mittelschiffs hinzugesellen müssen, womit gerade im Raumbild die erstrebte Vereinheitlichung von Langhaus und Chor gänzlich vereitelt würde. Somit hatte Serro tatsächlich keine andere Wahl als auf die Anwendung der für Querschnitt und Wandaufbau ausgebildeten gängigen

¹⁰¹ Salzburg Dom 1614, Luzern St. Xaverius S. J. 1666, Kappel Wallfahrtsk. 1685, St. Florian bei Linz Stiftsk. 1686, Pöllau/Steiermark Stiftsk. 1701.

¹⁰² München St. Michael 1583, Landshut St. Ignatius S. J. 1631, Brig Hl. Geist S. J. 1673, Ellwangen Wallfahrtsk. auf dem Schönenberg 1682.

¹⁰³ Neuburg a. D. Hofkirche S. J. 1607, Eichstätt Schutzengelk. S. J. 1617, Oberaltaich Klosterk. OSB 1. H. 17. Jh., Neuburg St. Peter 1641, Solothurn Unbefl. Empfängnis S. J. 1680, Straubing U. L. Frau S. J. 1680, die Kirchen nach dem sog. Vorarlberger Münsterschema.

Systeme zu verzichten und einen Kompromiß ad hoc zu suchen. Dieser sollte den Seitenschiffen eine ausreichende Höhe zubilligen und mit der seitherigen Kämpferhöhe der Haupttonne auskommen, sollte aber auch ermöglichen, Emporen einzubauen und dem Mittelschiff mehr Licht als bisher zuzuführen. So mußten die Emporen zwischen die Seitenschiffe und die Obergaden, d. h. also in die Dachräume der Abseiten zu liegen kommen¹⁰⁴. Diese Dachräume waren ja breiter und bei etwa unveränderter Dachneigung auch höher als im Entwurf Beers. So gerieten beiderseits die oben genannten Putzstreifen unter die Dächer, und die minimale Bankhöhe eines Obergadens lag nur noch wenig unter dem seitherigen Traufgesims. Sollte zwischen ihm und den Pultdächern ein Lichtgaden unterkommen, so war eine entsprechende Erhöhung der Sargmauern unvermeidlich.

Aus den dem Langhausquerschnitt geltenden Überlegungen folgt zwangsläufig der Wandaufbau des Mittelschiffs: Die Emporenöffnungen unterbrechen im Bereich der Zwischenwände das Gebälk, sie beschränken die Höhe der Arkaden und der Oberfenster, sind selbst aber durch die Ausladung des Pfeilergebälks eingengt. So besteht die Gefahr, daß die Emporen im Wandaufbau als gewaltsam eingedrungene Fremdkörper wirken, womit trotz aller dem Querschnitt zugewandten Mühe der erhoffte formale Gewinn völlig ausbliebe. Serro gab den Emporenöffnungen daher eine Gestalt, die mit anderen Elementen des Wandaufbaus in der Vertikalen und der Horizontalen gewisse Analogien aufnimmt und macht damit diese Öffnungen wenigstens äußerlich zum Angelpunkt der ganzen Komposition. Dem mittleren Zirkelschlag der korbbogigen Arkaden entspricht der Segmentbogen; Bogen und Gebälk des eingestellten Palladiomotivs deuten auf das Rund der Oberfenster und die Horizontale des Pfeilergebälks. Der korbbogigen, von den Pfeilern ausgehenden Stirnfläche der Archivolten entspricht ein von der Sima des Pfeilergebälks ausgehendes Profil, das sich im Korbbogen über die Emporenöffnungen schwingt. Von Amoretten gehaltene hohe Kartuschen vermitteln zwischen den unteren beiden Geschossen; in die Breite gezogene Kartuschen mit flankierenden Voluten und niedere Attika-Aufsätze der Wandpfeiler beschließen die Wand und leiten zur Gewölbezone über.

Mit diesen formalen Hilfsmitteln erzielte Serro einen immerhin soweit homogen wirkenden Wandaufbau, daß kritische Beobachter der Meinung sein

¹⁰⁴ Mit diesem Kompromiß durfte sich Serro um so eher zufrieden geben, als auch anderwärts emporenähnliche Räume unter die Pultdächer der Abseiten verlegt zu sehen waren, wo sie wie nach Serros Projekt fensterlos bleiben mußten: Augsburg ehem. Salvatorik. S. J. 1582, Freiburg i. Ü. St. Michael S. J. 1604, Vornbach bei Passau Klosterk. OSB 1624, Innsbruck Dreifaltigkeitskirche S. J. 1627, Weißenlinden b. Rosenheim Wallfahrtsk. 1653 (R Taf. 44), Deggendorf Ndb. Pfarrkirche 1655, Niederschönenfeld Bayr. Schwaben Frauenklosterk. O. Cist. 1659, Straubing U. L. Frau S. J. 1680.

konnten, das Mittelschiff sei von einem Umbau völlig oder doch im wesentlichen unberührt geblieben¹⁰⁵.

Die Emporenöffnungen mit ihrer aufwendigen Gliederung kommen dem Raumbild noch mehr als dem Aufriß zustatten¹⁰⁶. Beer hatte das rhythmische Vortreten und Zurückweichen der Seitenwände vor allem durch die Führung des Gebälks sichtbar gemacht. Dessen Verkröpfung ersetzt Serro – gezwungen, aber gewiß nicht unwillig – durch den entschiedeneren Wechsel von Loch und Gebälk. Zudem: Die Emporenöffnungen lassen nun die Außenwände dünn-schalig erscheinen, und die hinter ihnen entlangführenden Gänge schließen die bisher zwischen den Pfeilern stehenden Füllwände zu durchlaufenden Scheiben zusammen, von denen sich nun die Wandpfeiler in betonter Körperlichkeit absondern. An die Stelle einer kräftigen, aber unentschiedenen Rhythmik ist die von „Freipfeilern“ skandierte Einheit der Wandflächen getreten, die nun mit dem Obergaden zusammen das Raumbild bestimmt.

Chor und Schiff sollten nach dem Entwurf Beers wie Gegenspieler nebeneinander stehen. Serro glich beide einem Dritten, der Pfeilerbasilika mit Emporen und Obergaden soweit an, als es der weit fortgeschrittene Bau zuließ. Die von Serro gewählte Lösung, welche die Einheit von Chor und Langhaus und die direkte Belichtung des Mittelschiffs zu bewirken gestattete, nähert sich einem Raumbild, das von zeitgenössischen Bauten in mehreren Varianten bereits verwirklicht worden war¹⁰⁷.

3. Die Abseiten.

Sie sind vom Mittelschiff durch die außerordentliche Breite der Pfeiler so weitgehend geschieden, daß ihre gesonderte Betrachtung gerechtfertigt erscheint. Ihre Ausladung war von den nun in das Raumprogramm aufgenommenen Gruftgängen, ihre Höhe von den Emporen festgelegt. Innerhalb dieses Rahmens jedoch war Serro im Entwurf unbehindert. Um dem Mittelschiff vergleichbare Proportionen zu erhalten, überließ er den Seitenschiffen nur die inneren beiden Drittel des Abseitenquerschnitts und behielt das restliche Drittel jeweils einer Kapellenreihe vor. Die Gliederung der Raumfolge ergab sich zwanglos aus der Breite der Hauptpfeiler. An ihren Rücken heftete er – wie schon erwähnt – je zwei Pilaster, denen auf der äußeren Seite des Seitenschiffs

¹⁰⁵ R Taf. 17. – Völlig einheitlich im Entwurf galt das Schiff bei Gurlitt, Hauttmann, Dehio, Wackernagel.

¹⁰⁶ Hauttmann S. 128 (R Taf. 46, 47) wies nach, daß Serro diese der zeitgenössischen Baukunst Süddeutschlands fremde Gestalt der Emporenöffnungen oberitalienischen Kirchen des 16./17. Jh. entlehnt hat.

¹⁰⁷ Freiburg i. Ü. St. Michael S. J. 1604, Konstanz St. Konrad S. J. 1604, Hall i. T. Allerheiligenk. S. J. 1608, Vornbach b. Passau Klosterk. OSB 1624, Innsbruck Dreifaltigkeitskirche S. J. 1627 (R Taf. 45), Weißenlinden b. Rosenheim Wallfahrtsk. 1653 (R Taf. 44), Luzern St. Xaverius S. J. 1666.

jeweils zwei Freipfeiler entsprechen. Durchbrochene Strebemauern verbinden diese mit Rücklagen, die vor den Außenwänden stehen. Untereinander und mit den Pilastern sind die Pfeiler durch rundbogige Gurte verbunden. So ergaben sich in den Seitenschiffen unterschiedlich große Joche, die abwechselnd mit Kreuzgewölben und kurzen Längstonnen gedeckt sind, in die beiderseits Stichkappen einschneiden¹⁰⁸. Diese gehen von Quertonnen aus, welche die zwischen Pfeilern, Strebemauern und Rücklagen verbleibenden Zwickelräume überdecken. An die Kreuzgewölbe angefügt sind Quertonnen, die sich über die Kapellen spannen.

Serro benützte zu dieser Lösung festgeprägte Elemente, die er alle, wenn auch anders kombiniert, an bestehenden Bauten vorfinden konnte. Kapellenreihen zu Seiten einer dreischiffigen Basilika waren ja diesseits wie jenseits der Alpen schon im Mittelalter bekannt; sie blieben dort auch der neueren Baukunst geläufig¹⁰⁹. Vor einer Rücklage und unter deren Deckplatte bzw. Gebälk stehende Stützen zu paaren, war ein im 16. Jahrhundert in Oberitalien beliebter Pleonasmus¹¹⁰. Rhythmische Stellung der Stützen und eine entsprechende alternierende Gliederung des Gewölbes zeigen zu gleicher Zeit ebenfalls in Oberitalien nicht wenige Hofhallen und Kreuzgänge¹¹¹. In der Art von S. Marco haben vor allem die Venezianer gruppierte Stützen mit schmalen Tonnen und überkuppelten oder – wie in Kempten – kreuzgewölbten Hauptjochen verbunden¹¹².

Ohne Vorbild ist allerdings die Beleuchtung der Abseiten. Ihre Lichtquellen – schmale hohe Fensterschlitze – sind an den Jochgrenzen in die Rücklage der Pfeilerpaare eingeschnitten. So stehen die Stützengruppen wie von innen erleuchtet wie Laternen zwischen den Kapellen, die ebenso wie die Seitenschiffe dämmriges Reflexlicht aus dem Mittelschiff erhalten. Mit dieser Lichtführung

¹⁰⁸ Diesen Wechsel der Gewölbeform übernahmen auch die Emporenänge. Hier haben die Durchbrüche der Strebemauern die Tonnen, die Emporenöffnungen die Querkappen veranlaßt.

¹⁰⁹ Florenz S. Lorenzo 1420, Florenz S. Spirito 1436, Loreto Dom eingezogene Strebepfeiler 1479/86, Siena S. M. dei Servi 1471, Faenza Dom 1474, Pavia Dom 1487, Piacenza S. Sepolcro 1488, Ferrara S. Francesco 1494, Padua S. Giustina 1501, Parma S. Giovanni 1510, Rom S. Peter Entwurf Raffaels nach Serlio (1540), Neapel S. Filippo Neri (Gerolomini) 1592, Mailand S. M. della Passione 1692.

¹¹⁰ Abbiategrasso S. Maria Vorhalle 1497, Certosa di Pavia Kirche Hauptportal 1501, Venedig Scuola di S. Giovanni Treppenpodest 1502, Venedig Markusbibliothek Fensterleibungen 1532, Vicenza Basilica Arkadenleibungen 1549, Bologna Pal. Publico Haupteingang 1555, Venedig Pal. Balbi 1582.

¹¹¹ Mantua Pal. del Té Gartenhalle 1525, Serlio 1547, Mailand Pal. Marino Hof 1558, Ravenna S. Vitale Kreuzgang 1562, Mailand Pal. Giureconsulti 1564, Mailand Erzbischöfl. Seminar Hof 1570, Genua Pal. Sauli ehem. Hof vor 1572 (Burckhardt fig. 12, 213), Rom Pal. Borghese Hof 1590, Genua Universität Hof 1623.

¹¹² Piacenza S. Sepolcro Mittelschiff 1488, Venedig S. Fantino 1507, Mantua S. Benedetto Po (S. Benedetto al Polirone) 1539.

sind die Abseiten den Emporen gleichgestellt und sind wie diese dem hell erleuchteten Mittelschiff untergeordnet.

4. Der Außenbau.

Die Bemühungen des Architekten galten dem Innenraum. Der Baukörper hatte die für ihn wenig vorteilhaften Folgen hinzunehmen. Der auf der Kuppel des Oktogons stehende Aufbau wurde der Weite des Kernraums entsprechend so schwerfällig, daß er die Bezeichnung „Laterne“ kaum mehr verdient. Die zur Chorempore beiderseits hinaufführenden Treppenhäuser verunklären den östlichen Anschluß des Hochschiffs. Dessen Gebälk anzuheben, bedeutet nicht nur die Zerstückelung des einen allen drei Baugruppen bisher gemeinsamen Horizontalgliedes, sondern beeinflußt auch den Aufriß der Westfront. Denn der Giebel des Hochschiffs beginnt nun nicht mehr mit einer Stockwerksgrenze; sein First erreicht im Entwurf und übersteigt in der Ausführung die Oberkante des 2. Gebälks. Diesen Giebel in der Front sichtbar zu machen, war nicht angebracht. So wurden die Uhrgeschosse der beiden Türme mit einer Mauer verbunden, und die Balustrade, die das Hauptgeschoß der Front zu krönen bestimmt gewesen war, mußte nun um dieses Geschoß höher angeordnet helfen, den Giebel vollends zu verdecken. Der Aufbau der Westfront ist damit zu seinem Nachteil verändert. Die Türme lösen sich nicht beizeiten vom Zwischenbau, vielmehr scheinen die Glockenstuben auf einen zweigeschossigen – wenn auch stark gefalteten – Unterbau aufgesetzt zu sein.

Erfreulich unter den Neuerungen am Außenbau sind nur die Seitenfronten, bei deren Gestaltung Serro freie Hand hatte. Diese Fronten spiegeln das Raumgefüge der Kapellenzonen. Die oben genannten „Rücklagen“ bilden im Außenbau die gute Flucht. Über diese treten die Kapellen als Risalite vor und veranlassen den geböschten Quadersockel und das Gebälk zu entsprechenden Versetzungen. Die mit den gedoppelten Freipfeilern korrespondierenden Pilaster schließen die an den Jochgrenzen zwischen den Risaliten stehenden Fenster ein. In der Mitte der Front tragen sie im aufgefundenen Riß zudem einen Aufzug, dem ähnlich gebildete Bekrönungen des Sanktuariums und der Querarme entsprechen.

Auch diese Fronten sind ohne das Vorbild der italienischen – besonders der oberitalienischen – Hochrenaissance nicht denkbar. Die angeblich von Bramante nach 1479 veranlaßte Bekleidung der Capp. della Depositione bei S. M. presso S. Satiro in Mailand begrenzt unter durchlaufendem Gebälk rechteckige Wandfelder mit Pilastern, zwischen denen Nischen in das Mauerwerk geschnitten sind. Denselben Gedanken trägt Bramante 1503 im Belvedere-Hof des Vatikan mit größerem Aufwand vor: Zwischen Blendarkaden stehen mit je zwei Pilastern belegte, in das Gebälk hinaufgreifende Risalite, in deren Stirnseite je zwei rechteckige Blendfelder übereinander eingelassen sind. Mehrere Palast- und Kirchenfronten machen sich in der Folgezeit dieses inzwischen mehr oder

weniger abgewandelte Schema zu eigen¹¹³. Raffaels Pal. Branconio dell'Aquila in Rom (um 1515) und die von Giulio Romano entworfene Seitenfront von S. Benedetto (S. Benedetto del Po) bei Mantua (1539) bieten folgende Variante: Das Gebälk ist nicht zwischen den benachbarten Pilastern, sondern über dem größeren Feld vorgezogen. Nicht die „tragenden“, im Gegenteil die nur „schließenden“ Abschnitte der Wand treten hier als Risalite vor. Die benachbarten Pilaster bilden deren Begrenzung und sind durch die übereinander stehenden Nischen (bzw. Blendfelder) nachdrücklich getrennt. Es konnte Serro nicht schwerfallen, entsprechend der für die Kemptner Abseiten angemessenen Lichtführung diese trennenden Glieder zu schlanken Fenstern zu vereinigen. In S. Benedetto steht hinter dieser Front wie in St. Lorenz ein Seitenschiff, dessen unterschiedlich große Joche abwechselnd mit Tonnen und Kreuzgewölben gedeckt sind¹¹⁴. Die Vermutung liegt auf der Hand, daß Serro diesen oder einen ähnlichen Bau Oberitaliens näher gekannt habe.

Betrachten wir abschließend die Entwurfsleistung der beiden Architekten, so wird ihre Gegensätzlichkeit deutlich: Beer isoliert die Räume und behandelt sie mit entsprechender Lichtführung als Antithesen. Auch im Außenbau stellt er selbständig bleibende, verschiedenartige Körper gleichwertig nebeneinander. An das unbewegte Mauerwerk heftet er seine dekorative, noch nicht tektonisch gedachte Gliederung. In den grundsätzlichen Entscheidungen folgt er den in Italien gesammelten Anregungen seines Bauherrn. Anders Serro: Sein Prinzip ist bereits das der organisch gewachsenen Gruppe, in der keine Einheit für sich steht, sondern mit anderen zusammen durch Formgebung und Lichtführung einem größeren Gebilde verwandtschaftlich zugeordnet ist. Die Gestalt des Palladio-Motivs kann geradezu als Symbol dieses Prinzips gelten. Wo Serro ungehindert ist, spielt er mit lockerer, sicherer Hand. Ein Vergleich mit Beers Schiffswänden und Serros ebenfalls gefalteten Seitenfronten macht dies deutlich. Die Beer noch ungewohnte Tektonik der neuen Baukunst ist ihm bereits eine überwundene Denkweise. Er gibt dem Mauerwerk und seiner Gliederung Leben, aber dieses Leben ist nur noch Schein, ist der prickelnde Reiz einer geschickt vorgetragenen Unlogik. Daß Serro mit dem Manierismus Oberitaliens – etwa auf einer Reise – näher bekannt geworden ist, läßt sich kaum bezweifeln.

Nun fand Serro in Kempten nicht ein frei zu gestaltendes Bauprogramm, sondern ein halbvollendetes Bauwerk vor, das seine Kritik herausforderte. Damals wie heute verlangt ein durchgreifendes Umbauprojekt, das ein neues, scheinbar homogenes Ganzes schaffen soll, vom Architekten ein hohes Maß an

¹¹³ Nischen zwischen Stützen unter vorgezogenem Gebälk: Aquila S. Bernardino 1527, Venedig Scuola di S. Fantino (Ateneo Veneto) um 1599. – Ebenso unter unterbrochenem Gebälk: Serlio 1547, Rom Pal. Spada 1550. – Durchbrüche zwischen den Stützen unter vorgezogenem Gebälk: Caprarola Pal. Farnese Hof 1547.

¹¹⁴ Burckhardt, Cicerone.

Selbstzucht und gestalterischer Fähigkeit. Serro hat sich seiner Aufgabe sehr geschickt entledigt. Und doch: Stellen wir den ursprünglichen Entwurf dem vollendeten Bauwerk gegenüber, so wird die Tragik des von Serro vorgeschlagenen Kompromisses sichtbar. Das Umbauprojekt gab den charaktervollen Entwurf Beers verloren und konnte seinem Verfasser doch keine Möglichkeit bieten, das ihm vorschwebende Ideal in voller Reinheit zu verwirklichen.

Die Herkunft der beiden Bauzeichnungen

Kehren wir abschließend zum Ausgangspunkt dieser Studie zurück mit der Frage, auf welchem Weg die beiden Risse, denen wir so viele Aufschlüsse verdanken, an ihren heutigen Aufbewahrungsort gelangt sein mögen.

Die Bestände des Kemptner Stiftsarchivs wurden nach der Säkularisation bayerischen Archiven zugeteilt¹¹⁵. Der Stuttgarter Zentralstelle gingen aus demselben Anlaß Archivalien aus den an Württemberg gefallen Klöstern Oberschwabens zu. Vor Ablauf des 18. Jahrhunderts hatte sich demnach eines dieser Klöster die Planunterlagen der Lorenzkirche erbeten und hat sie offenbar auch vollständig erhalten. Daß sogar eine Arbeitsskizze, also ein mit der Fertigstellung des Entwurfs wertlos gewordenes Blatt nach Stuttgart gelangt ist, während bei den Bauakten kein einziger Riß zurückblieb, läßt sich anders nicht erklären.

Der Empfänger wollte sich über den in Kempten errichteten Neubau fachgerecht informieren. Er trug sich demnach mit dem Gedanken, ebenfalls eine neue, große Kirche zu errichten. Nun konnte St. Lorenz für einen oberschwäbischen Bauherrn als eine vorbildliche Lösung nur in den wenigen Jahren gelten, die einerseits dem Abschluß der wesentlichen Bauarbeiten in Kempten (um 1660) folgten, andererseits der allgemeinen Wertschätzung des sog. Vorarlberger Münsterschemas (Obermarchtal 1686) vorangingen. Für diese Zeitspanne sind umfassende Bauabsichten nur aus Weingarten bekannt. Nach der Erneuerung des Noviziates sollte hier 1682 mit dem Neubau der Klosterkirche begonnen werden¹¹⁶. Die Arbeiten verzögerten sich jedoch und nach dem Tod des Bauherrn – Abt Alphons Stadelmayer starb 1683 – erteilte sein Nachfolger dem Einsiedler Architekten Kaspar Moosbrugger den Auftrag, neue Pläne für den Klosterbau zu schaffen. Doch erst Abt Sebastian Hiller erlebte 1715 die Grundsteinlegung der Barockkirche.

So war den Rissen der Lorenzkirche eine ehrenvolle Rolle im ersten Stadium der Planung zugefallen, die dem glanzvollsten Barockmünster Oberschwabens galt.

¹¹⁵ Rottenkolber S. 250f.

¹¹⁶ H. Schnell, Weingarten, München 1950, S. 8.

Nachwort

Der hier vorgelegte Aufsatz stammt aus dem Nachlaß des am 25. Mai 1980 verstorbenen Professors Dr.-Ing. Konrad Hecht, der seit 1956 Ordinarius für Baugeschichte an der Universität (Technischen Hochschule) Braunschweig war.

Die dem Manuskript zugrunde liegende Forschungsarbeit begann schon in den fünfziger Jahren, als der Autor vor seiner Berufung nach Braunschweig noch als Dozent an der TH Stuttgart wirkte. Damals kam die Publikation des Aufsatzes wohl deshalb nicht zustande, weil sich die vorhandenen Pläne der Kemptener Stiftskirche als wenig zuverlässig erwiesen und für die von Hecht vorgesehenen Abbildungen umfangreiche Aufmaßarbeiten nötig gewesen wären, die er anderen, für ihn vordringlicheren Arbeiten zuliebe zurückstellen mußte. Er hat zwar den Text druckfertig ausgearbeitet, aber nur Skizzen der beabsichtigten Abbildungen hinterlassen.

Bei dieser Sachlage war zunächst zu fragen, ob die Forschungen zwei Jahrzehnte nach ihrer schriftlichen Fixierung noch aktuell oder etwa durch andere Arbeiten überholt seien. Wie es scheint, ist inzwischen kaum eines der Hecht'schen Ergebnisse auch von anderen erzielt worden. Natürlich hätte der Autor selbst seinen Aufsatz nicht aus der Hand gegeben, ohne darin auf die neuere Literatur zu reagieren. Wesentliche Änderungen wären davon aber nicht zu erwarten gewesen.

So wird der Text hier unverändert in der von Hecht hinterlassenen Form wiedergegeben. Die einzigen Ausnahmen bilden zwei Stellen, wo Erkenntnisse, die der Autor in späteren Arbeiten niedergelegt hatte (K. H. Zur Maßstäblichkeit der mittelalterlichen Bauzeichnung, Bonner Jahrbuch 166, 1966; ders. Zur Geometrie des St. Galler Klosterplans, Abhdlg. der Braunschweigischen Wissensch. Gesellsch. 29, 1978, bes. S. 88 Anm. 72), in dem vorher entstandenen Manuskript nachgetragen wurden.

Das Anliegen, den Text nicht ohne die dafür vorgesehenen Abbildungen zu veröffentlichen, erwies sich als nicht realisierbar. Um die sich bietende Chance der Publikation nicht zu vergeben, wurde zu einer Notlösung gegriffen: In einem Fall konnte die Skizze des Autors, die eigentlich nur die beabsichtigte Zeichnung andeuten sollte, direkt an ihre Stelle treten (Fassadenaufrisse der Abb. 11 und 12). In den anderen Fällen hat Herr Dipl.-Ing. Thomas Ludwig (Techn. Hochschule Darmstadt) Skizzen gefertigt, die den andeutenden und z. T. Zwischenstadien der Überlegungen wiedergebenden Skizzen des Autors folgen und sie auf Grund des Textes soweit durchführen, daß die Forschungsergebnisse anschaulich werden.

Darmstadt, im Juli 1983

Walter Haas

Aus der Geschichte der Pfarrei St. Gallus in Fremdingen

Von Klaus Lingel

In der Mitte zwischen den ehemals freien Reichsstädten Nördlingen und Dinkelsbühl liegt an der „Romantischen Straße“ Fremdingen. Von welcher Seite aus immer man in das Dorf fährt, man ist beeindruckt von der mächtigen Kirche mit ihrem bergfriedartigen Turm, der die Landschaft unverwechselbar prägt. Die dreischiffige Säulenbasilika mit Westquerbau wurde in den Jahren 1903 bis 1907 erbaut.

1. Aus der Zeit der alten Kirche

Ursprünge der Pfarrei

Über die Anfänge der Pfarrei schweigen die Archivalien. Nur sehr ungenau kann man deshalb die Ursprünge rekonstruieren. Sicher ist, daß Fremdingen ursprünglich zur Augsburger Pfarrei Marktoffingen/Minderoffingen gehörte¹. Über das uralte Besitztum des Augsburger Bischofs, „welches noch aus den ersten Bistums-Dotationen von Pipin und Kaiser Karl dem Großen abzuleiten ist“², geben die beiden ältesten Urbare des Hochstifts Augsburg von den Jahren 1316 und 1366 die urkundliche Auskunft. In Fremdingen wird im Saalbuch von 1316 ein Widdumhof genannt. 1366 erscheint dieser Hof gesechstelt, 1565 größtenteils in Lehen umgewandelt³.

Nachdem Fremdingen eigene Pfarrei wurde, dürfte es unter dem Patronat der Hürnheimer in Hochaltingen gestanden sein⁴. Möglicherweise kam der Kirchensatz aber erst an die Hürnheimer, als im Jahre 1456 Kardinal Peter von Schaumberg „dem Ritter Walther von Hürnheim und seinen Söhnen den Markt Offingen mit aller Zugehörde mit der Vogtey zu Lehen“ gegeben hat⁵.

¹ D. Kudorfer: Historischer Atlas von Bayern, Teil Schwaben, Heft 8, München 1974, S. 44

² J. N. v. Raiser: Ortsgeschichte von Markt- und Minderoffingen (Herrschaftsgericht Wallerstein); 5./6. Jahresbericht des Hist. Kreisvereins v. Schwaben 1939/40

³ D. Kudorfer, Der Augsburger Hochstiftsbesitz im Oettingischen, in: ZBLG 1973, S. 43

⁴ Vgl. Anm. 1, S. 206

⁵ Vgl. Anm. 2 S. 66

Im Jahre 1559 jedenfalls weist Walther von Hürnheim auf seinen Kirchensatz in Fremdingen hin. Er sei von seinen „loblichen Vor Elteren“ auf ihn gekommen und gehöre ihm „zu halben Theil“. Sein Patronatsrecht fühlte er verletzt, da Graf Friedrich von Oettingen „auf des Heiligen zu Fremdingen habhaft Grund und Boden ein neues Haus mit Gewalt... gebauet, aufgericht“ und seinen „Hindersassen“ übergeben habe⁶. Oettingen-Spielberg, in dessen Hand die Dorfherrschaft zur Hälfte lag, hatte seinen Einfluß ausdehnen können und besaß 1766 das Recht der „Präsentation“ des Pfarrers mit Hochaltingen-Welden alternativ^{6a}.

Pfarreinkünfte

Der Fremdingener Widdumhof hatte 1316 „III malt avene XXX caseos uel x ß“ an den Bischof abzuliefern. Außerdem wird im Saalbuch von 1316 vermerkt, daß der Bischof auch den Groß- und Kleinzehnt von der Gemeinde beziehe⁸. „Die Früchte mußten zu Martini auf den Kasten zu Nördlingen geliefert werden“.

Am 27. Mai 1684 verkaufte Christoph, Bischof zu Augsburg, den zu des Hochstifts Kastenamt Marktoffingen gehörigen Getreidezehnt von Fremdingen und Herblingen um 7000 Gulden an die beiden Freiherrn von Welden-Hochaltingen¹⁰, Heinrich Ludwig und Johann Franz, den „Erbschenken des Augsburger Hochstifts“ um 7000 Gulden „genehmer Reichs- und Landeswährung so fünfzehn Bazzen oder sechzig Kreuzer für einen Gulden gerechnet“ bar in zwei Raten. Die Freiherrn hatten außerdem die „jeweiligen vorkommenden Baumängel so den Zehentherrn an Kirchen und Pfarrhof so dem Herkommen nach oblegen und bishero von Hochstiftswegen verreichet worden, künftig zu übernehmen“. Ferner verpflichtete sich der neue Nutznießer des Zehnten zum Unterhalt des jeweiligen Pfarrherrn zu Fremdingen jährlich 50 Gulden und „6 Malter Rocken, sechs Malter Dinkel und zwei Malter Haber neben zwei Tagwerk Rocken- und zwei Tagwerk Haberstroh“ beizusteuern¹¹.

Der Kleinzehnt, der ursprünglich auch im Besitz des Hochstifts war, wohl aber als Besoldungsteil dem jeweiligen Pfarrer zufiel, scheint in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges an den Grafen von Oettingen-Wallerstein gekommen zu sein.

⁶ Staatsarchiv Ludwigsburg, B 575/477

^{6a} Pfarrarchiv Fremdingen (= PA), Passiv-Reichnisse

⁷ Vgl. Anm. 2, S. 68

⁸ Vgl. Anm. 2, S. 69

⁹ Vgl. Anm. 2, S. 70

¹⁰ Am 6. März 1585 starb der letzte Hürnheimer aus der Linie Hürnheim-Niederhaus-Hochaltingen Hans Johann. Durch seine Tochter Cordula ging die Herrschaft an Dietrich von Welden über.

¹¹ Abschrift des Vertrages in PA (Prozeßakten)

So schreibt Pfarrer Ignaz Mayr im „Heiligenbuch“ von 1711, daß der Kleinzehnt von der Hochgräflichen Wallersteinischen Herrschaft ist „alienieret worden tempore belli Suevici“. Wider solche „alienation“ haben „bis hero auch alle Pfarrer sambt der Pfarrkinder protestieret“, da der Zehnt nach Wallerstein gekommen sei „non via juris, sed turbitu belli“¹².

Der Protestaktion war kein Erfolg beschieden, denn Pfarrer Johann Jakob Mayer sah sich veranlaßt, wegen „jedermänniglich bekannten unzulänglichen Pfarr-Subsistenz“ in Höhe von „100 Gulden in Geld und denen wenigen Juribus Stolae“ beim Grafen von Oettingen-Wallerstein 1747 um die Nutzung des Kleinen Zehnten nachzusuchen. Denn, so führt er in einer Bittschrift aus, „bei denen vor-gewest-laidig und verderblichen schwedischen Kriegszeiten nicht nur die Catholischen Land Pfarrer, in specie auch der zur selben Zeit zu Frembding geweste und andere Gaistliche mehr von ihren Pfarreyen und Clöstern, Laider! Gott erbarme es verstoßen und vertrieben... , mithin bey solch turbulent schwedischen Kriegsläufen der Kleine zur Pfarr Frembding gehörige, um willen zur selbig-formidablen Kriegszeit zu Frembding geweste Pfarrer von solcher Pfarrey verstoßen, nach gehents aber selbe von einem Wallersteinischen zu Minderoffingen gewesten Chor, oder Stiftsherrn nur einige Zeit lang provisionabiliter versehen, hernach aber auch dieser Gaistliche alda von Minteroffing hinweg und in das exilium vertrieben, mithin dieser frembdingische kleine Pfarr Zehent, weilen kein Gaistlicher vorhanden gewesen zu eines zeitlichen Pfarrers alda notabiliter Sustentations-Schmälerung...“ zum „Castenamtb Marktoffingen, welches solchen Kleinen Zehent de facto noch genießet, gezogen worden“¹³.

Nach der Darstellung von Johann Jakob Mayr habe auch der Domherr zu Wien, Graf Ignatius, ein Vetter des Grafen von Oettingen-Wallerstein, die Rückgabe des Kleinen Zehnts an den Pfarrer von Fremdingen unterstützt. Pfarrer Ignatius Mayr sei bereits benachrichtigt worden, der Domherr wolle „diesen Frembdingischen Kleinen Zehent, weilen selber nach alter Leithen Aussag zur Pfarr gehörig und vorhero schon dort gewesen wiederumb dorthin lassen“¹³.

Inzwischen aber war der Domherr verstorben und den Kleinzehnt, „der fast aller orton denen Seelsorgern wegen ihrer pfärrlichen sowohl tags als nachts habenden Verrichtungen“¹³ zustehe, zogen weiterhin die Wallersteiner ein. Es half also nichts, daß die Pfarrer „nach vollenden schwedischen Kriegszeiten... wegen Abgang dieses Kleinen Zehents immerhin lamentabiliter geklagt, auch instanter, instantius, instantissime wider die tempore belli beschehenen Zehnt-

¹² „Heiligenbuch“ von 1711, geführt durch Pfarrer Ignaz Mayr, S. 247

¹³ Fürstliches Oettingisches Archiv Wallerstein (= FÖAW) VI. 34 b 9: Schreiben des Pfarrers Johann Jakob Mayr an den Grafen von Oettingen-Wallerstein, ohne Datum, wohl aber aus dem Jahre 1748 oder 1749.

abnahme protestiert und wegen allzu schlechter Subsistenz sich wieder von solcher Pfarrey hinwegbegeben haben¹³“.

Pfarrer Johann Jakob Mayr wurde mit seinem „ohnstatthaften Gesuch“ am 22. März 1749 „ein vor allemahl“ abgewiesen, da es „offenbar erfunden, daß man von dies Orts von unfürdenklichen Jahren her in possessione vel quali juris decimandi daselbsten bestens fundiert“ sei¹⁴.

Noch lange währte der Streit. Pfarrer Franz Borgias Stuhlmüller, dem selbst 1803 Blutzehnt in Form von zwei Gänsen abgefordert wurde, und insbesondere Pfarrer Johann Michael Fick setzten sich dafür ein, daß der Kleine Zehnt dem jeweiligen Pfarrer zu seiner besseren „Sustentation“ zufließe. Pfarrer Fick bat 1808 die Fürstin inständig ein „günstiges Vorwort zu sprechen für einen Priester, der unter der Last seiner beständigen Amtsverrichtungen kärglich und ärmlich leben muß¹⁵“.

Doch der Fürst von Oettingen-Wallerstein ließ sich, im Gegensatz zum Patronatsherrn, der das Einkommen des Pfarrers stetig verbesserte, nicht erweichen.

Am 3. Dezember 1767 erhielt Johann Jakob Mayr vom fürstlichen Hause Oettingen-Spielberg zusätzlich „wegen seiner besonderen Verdienste zu seiner besseren Sustentation alljährlich 1 Malter Dinkel, 1 Malter Roggen, 50 Stück Dinkelstroh, dazu 3 Klafter Holz und 150 Wellen, solange derselbe am Leben und wirklicher Pfarrer zu Fremdingen sei und bleiben werde unentgeltlich, jedoch *citra consequentiam* zugewendet¹⁶“.

Auch den Nachfolgern wurden weitere bescheidene Zulagen gewährt, um die aber alle drei Jahre ausdrücklich nachgesucht werden mußte.

Diese freiwilligen Leistungen nahm der Fürst allerdings wieder zurück, so daß Pfarrer Liebert am 10. September 1851 gegen die fürstliche Standesherrschaft Oettingen-Spielberg eine Klage „wegen Schmälerung des Pfarreinkommens“ einreichte. Das Königliche Appellationsgericht von Schwaben und Neuburg entschied am 21. Mai 1852, daß die beklagte Standesherrschaft von der gegen sie erhobenen Klage zu „entbinden“ sei. Der Kläger habe außerdem die bisherigen Kosten des Prozesses von 100 Gulden zu tragen. Begründet wurde die Entscheidung gegen den Pfarrer, der sich außerdem in einer gerichtlichen Auseinandersetzung mit dem fürstlichen Hause wegen der Baupflicht an den Kultusgebäuden befand, damit, „daß der Mehrbezug von 1 Malter Dinkel, 1 Malter Roggen, 50 Stücke langen Strohs, 6 Klafter Holzs, 2 Klafter Stöcke und 200 Stück Wellen an Naturgehaltszulagen dem jeweiligen Pfarrer zu Fremdin-

¹⁴ FÖAW VI. 34 b 9

¹⁵ FÖAW VI. 34 b 9

¹⁶ PA (Pfarreinkünfte 1853–1854): zitiert nach dem Urteil des Königlichen Appellationsgerichtes von Schwaben und Neuburg vom 22. April 1853

gen nur aus Gunst, auf besonders deshalb gestellte Bitten, verabreicht wurde.¹⁷ Die Ablösung dieser „Passiv-Rechnisse“ erfolgte schließlich im Jahre 1859¹⁸.

„Baufälle“

Das alte Gotteshaus, eine Wehrkirche, war „ein kleines unregelmäßiges Gebäude. Der Thurm, ein Viereck mit sehr dicken Mauern und in ein Spitzdach mit eisernem Doppelkreuz auslaufend, steht in Betreff der Größe und Weite zu dem kapellenartigen Schiffe der Kirche in keinem Verhältnisse¹⁹“. Die Erbauung des Turmes, in dem sich auch das Presbyterium befand, reicht möglicherweise in das 13. Jahrhundert zurück²⁰. Aus der Beschreibung der alten Kirche geht auch hervor, daß der Turm vermutlich als Festungsanlage erbaut worden ist, von der aus des „Reiches Straße“, an der Fremdingen lag, überwacht wurde. Das Kirchenschiff wurde somit erst später an den Turm angebaut.

Die alte Kirche war bereits zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges baufällig. Nach einer Darstellung von 1618 war der „Kirchturm zu Fremdingen, die Sakristei wie auch die Kirchenmauern daselbsten also baufällig und dermassen zergangen, daß wo man... nit fortkommt, große Gefahr und Schaden zu gewarten“ habe. Der oettingische Pfleger und der Freiherr von Welden-Hochaltingen haben persönlich Augenschein genommen und vernahmen „Über- und Anschläge des mitgekommenen Maurers und Zimmermanns und beneben ein Verzeichnus des Hailligen zu gemelten Frembdinger Vermögens²¹“.

Im Herbst 1625 endlich wollte man die „materialia“ für die Reparatur zusammenbringen und im nächsten Frühjahr mit der Baumaßnahme beginnen. Das von dem „Heyligen“ angelegte Zinsgeld „soviel man hierzu von nöthen“ sollte „bei Zeithen abgekündet, damit die Handwerksleuth mit der Bezahlung nicht verhindert werden²²“.

Doch dann brach der Dreißigjährige Krieg auch ins Ries ein. Dennoch wurde wohl mit der Reparatur noch begonnen, denn nach dem Krieg (1656) berichtete der Fremdingener Pfarrer dem Grafen von Oettingen, daß „die vor dem völligen Einfall der Armeen erpauete Pfarrkirchen daselbsten nit vollendet, sondern imperfect gelassen“ worden sei. Das Gotteshaus habe „durch diese unruhige

¹⁷ PA (Pfarrereinkünfte 1853–1854)

¹⁸ FÖAÖ II/21/92

¹⁹ Pfarrchronik Fremdingen II (= PCh II), Eintragungen von Pfarrer Liebert, S. 3

²⁰ Kunstdenkmäler von Schwaben I, (hrsg. vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege): unveränderter Nachdruck der Ausgabe München 1938; München, Wien 1982, Bezirksamt Nördlingen (bearb. v. K. Gröber und A. Horn). Die Erbauungszeit des Turmes wird in das 14. Jahrhundert verlegt.

²¹ PA (Prozeßakten); Abschrift ohne Adresse und Anschrift

²² FÖAW VI 34 b 9 (Abschrift vom 14. September 1625)

verderbliche Zeiten solchen Schaden genohmen . . . , daß zuvörderist dem Pfarrer den Gottesdienst winter zeit zu halten undt den underthanen selbigem beizuwohnen nit mehr möglich seye.“ Aus eigener Kraft konnte die Reparatur nicht durchgeführt werden, da des „Heyligen gefäll allda nit soviel erklecken, daß die beleuchtung, opferwein, undt andere notdurften bezahlet werden mögen, sondern die gemeindt selbst aus eigenem beuttel bevorab zu ausstaffierung und underhaltung der Altär jürlich nit ein geringes beischeißen müssen.“ Er weist darauf, daß das „Hochwürdig Thumb Capitul“ als Zehentherr doch dafür zu sorgen habe, daß „noch vorher bey nahendem Winter obenerwendte Pfarrkirchen dermassen aufpauen undt verwahren lassen, damit der Gottesdienst recht gehalten undt die underthanen demselben fueglich undt vor dem Gewitter gesichert beywohnen kündten²³.“

Der Graf sollte offenbar seinen Einfluß geltend machen, damit die Kirche vom Domkapitel instandgesetzt werde.

In einem weiteren Schreiben der „gesambten underthanen“ wird die Dringlichkeit der Baumaßnahme unterstrichen. Der Pfarrer habe nicht „celebrieren“ können, „da sich starke Wind erheben und winters zeiten wegen mangels des däfers großer herabfallender Kälte, und geschwindens des Schnees²⁴.“

Nicht nur die Kirche war „sehr ruinohs und baufällig“, daß man „gleichsam täglich das Einfallen“ befürchtete, sondern auch die Kirchenmauer „lag gänzlich darnieder, „daß die wilde Thiere ohngehindert nächtlicher zeyht hierzu auf den frydhof laufen, die Gräber aufscharren und die Toten herausziehn thun²⁵.“

Die Reparaturarbeiten können durch Rechnungen nicht belegt werden. Da aber mit dem Jahre 1664 keine Bittschriften mehr abgesandt wurden, kann man annehmen, daß in den sechziger Jahren mit Unterstützung des Augsburger Domkapitels die Kirche in einen zumindest zufriedenstellenden Zustand veretzt worden ist.

Daß es nach dem Dreißigjährigen Krieg verhältnismäßig lange gedauert hatte, bis die Kirche instandgesetzt worden ist, lag sicherlich nicht nur am totalen Zerfall des Wirtschaftslebens, sondern auch daran, daß Fremdingen bis 1681 keinen Pfarrer am Ort hatte, der die Baumaßnahme energisch hätte betreiben können. Geistliche aus Marktoffingen, später aus Hochaltingen, vikarierten die Gemeinde, da der Pfarrhof in Fremdingen „eingegangen“ war. Erst 1681 wurde er „wiederumb aufgebautet.“ Die Fremdingen versuchten, den Grafen von Oettingen „intercedendo“ den Bischof zu Dillingen zu veranlassen, die Pfarrstelle zu besetzen. Bitter beklagten sie sich, „daß kein Geistlicher bey der Hand“ sei und daß man ihn „in schnell ereigneten Fällen mit nicht geringer Gefahr der

²³ FÖAÖ HA I. 23. 6.

²⁴ FÖAÖ HA I. 23. 6.

²⁵ FÖAÖ HA I. 23. 6. (Schreiben an den bischöflichen Kastner Franz Mayr zu Marktoffingen vom 24. 9. 1664)

Kranken erst von Holtingen“ abholen lassen müsse, „bey so gefährlichen Zeiten und öfters anfallenden todtlichen Zuständt²⁶.“

Nachdem dann 1673/74 die Sakristei an den Turm angebaut worden war, ging Pfarrer Ignaz Mayr an die innere Ausgestaltung der Kirche. 1709/1710 ließ er die „Borchirch“ errichten und für 17 fl. 30 ch. bemalen. Ein Handwerker aus Wilfingen faßte um 65 fl. die Kanzel neu. Der Boden wurde mit 300 Pflastersteinen aus Solnhofen ausgelegt. Die reich verzierte Monstranz mit einem „Silbergewicht von 85 Loth 3 quint“ wurde 1707 für 103 fl. 45 kr. angeschafft²⁷.

Eine wertvolle Augsburger Arbeit, der Galluskelch, „3 Markh 5 loth 1 loth à 19 bazen“ kostete 1710 85 fl. 58 ch²⁸.

1727 erscheint eine Ausgabe von circa 350 fl., welche die Herstellung eines neuen Altares und das Chorgewölbe betrifft²⁹.

Kirchenbaupflicht

Auch in den nächsten Jahrzehnten weisen Kirchenrechnungen darauf hin, daß Ausbesserungsarbeiten vorgenommen wurden. 1831 schließlich machte der Gemeindevorsteher Leiminger die „Hochfürstliche Durchlaucht“ darauf aufmerksam, „daß die Pfarrkirche und der Thurm zu Fremdingen sich derzumalen in üblem baulichen Zustande befinden³⁰.“

Der Fürst von Oettingen, der 1766 die Herrschaft Hochaltingen von den Freiherrn von Welden gekauft hatte und damit nunmehr alleiniger Patronats-herr war, beabsichtigte aber die Baupflicht der Gemeinde bzw. der Kirchenstiftung „aufzubürden“, obwohl der Großdezimator seit „unfürdenklichen Zeiten“ die Baulast trug³¹.

Die Gemeindeverwaltung sah sich deshalb „gezwungen“, gegen die fürstliche Standesherrschaft Oettingen den Rechtsweg zu beschreiten, „um Hochdieselbe zur Erfüllung einer Obliegenheit zu veranlassen, zu der sie vor der ganzen gerechten Welt verpflichtet ist³².“ Am 30. Dezember 1842 reichte die Kirchenverwaltung – vertreten durch den Anwalt Rennerbaum aus Dinkelsbühl – die Klage³³ ein, die fünf Jahre später, am 12. Oktober 1847 im „Namen Seiner Majestät des Königs von Bayern“ kostenpflichtig verworfen wurde. Die Kosten des klägerischen Anwalts beliefen sich auf 90 fl., jene des beklagten fürstlichen Hauses auf 83 fl. 3×³⁴.

²⁶ FÖAÖ HA I. 23. 6. (Schreiben vom Jahre 1681)

²⁷ Pfarrbuch I, S. 119

²⁸ Pfarrbuch I, S. 117, Eintragungen von Pfarrer Ignaz Mayr

²⁹ PA (Prozeßakten)

³⁰ FÖAÖ II. II. 37. 1

³¹ FÖAÖ II. II. 37. 1

³² FÖAÖ II. II. 37., 1

³³ PA (Prozeßakten)

³⁴ FÖAÖ II. II. 37. 1 (Urteil vom 12. Oktober 1847)

Aus den geltenden gesetzlichen Bestimmungen leitete das Gericht ab, daß „der Patron einer Kirche und der Großdezimator . . . nur subsidiär, nämlich bei Unzureichtheit des Kirchenvermögens in Anspruch genommen werden könne.“ Die Kirchenverwaltung habe aber in ihrer Klageschrift nicht behauptet, daß das Kirchenvermögen „gegenwärtig zur Tragung der fraglichen Baulast unzureichend sey“. Auch das Patronatsrecht für sich allein sei für die Baupflicht ohne Bedeutung, da das beklagte fürstliche Haus nicht „Nutznießer“ des Kirchenvermögens sei. Weiter wird das Kirchenrecht zitiert: „Qui fructus ipsius ecclesiae si non fuerint sufficientes, cogant episcopi omnes patronos et alios, qui fructus aliosque ex dictis ecclesiis provenientes percepiunt.“ Also nicht nur der Patronatsherr, sondern auch die Pfarrer als Nutznießer des Zehnten hätten, insofern es das „Amtseinkommen“ zuließe, „pro rata ihrer aus der baubedürftigen Kirche zu beziehenden Einkünfte zu den Baulasten beizutragen“³⁵.

Die Kirchenverwaltung war mit diesem Urteil nicht einverstanden und ging in Berufung. Mit der „Erkenntnis seiner Königlichen Majestät“ vom 5. April 1850 wird allerdings die erstrichterliche Entscheidung in vollem Umfang bestätigt³⁶.

„Damit die Klage verbessert“ gestellt werden könne, übertrug 1851 Pfarrer Liebert den Rechtsbeistand dem Augsburger Anwalt Dr. Gutermann. Dieser gab sogleich zu erkennen, „daß die Klage mit vollem Recht von den beyden Instanzen als gesetzlich unbegründet verworfen wurde“, da das fürstliche Haus „nicht etwa bloß subsidiär, sondern primair ohne alle Rücksicht auf den Stand des Kirchenfonds als baupflichtig in Anspruch genommen werden wollte“³⁷.

Die Kirchenverwaltung ließ von Dr. Gutermann die Klage, die nun auf die sekundäre Baupflicht des fürstlichen Hauses abhob, erneut 1851 einbringen. Nachdem aber am 28. Mai 1852 das „Ablösungsgesetz“ erschienen war, riet das Gericht, daß die Kirchenverwaltung mit dem Fürsten in Vergleichsverhandlungen treten solle. „Die Kirchen- und Gemeindeverwaltung, ermüdet durch die bedeutenden Prozeß-Kösten und bedenklich gemacht durch den unsicheren Ausgang desselben“, folgte diesem Rat³⁸.

Am 20. März 1855 konnten beide Parteien den Rechtsstreit als erledigt betrachten, da das fürstliche Haus nach Artikel 4 des Ablösungsgesetzes vom 28. Mai 1852 zu einer Ablösung bereit war. „Laut gerichtlich verlautbartem „Zehentfixationsvertrag“ betrug am 24. April 1850 „die Jahresrente des Großzehnts zu Fremdingen 730 fl.“

³⁵ A. a. O.

³⁶ PA (Prozeßakten 1850–1856) – beglaubigte Abschrift

³⁷ PA (Prozeßakten 1850–1856)

³⁸ PA (Prozeßakten 1850–1856)

Das „Ablösungskapital“ berechnete sich im „20fachen Betrage der Jahresrente zu 3½ Prozent mit 24 fl. 20 kr. aus den Jahreserträgen von 730 fl. auf 486 fl. 40 kr.“

Diese Summe bildete das „Ablösungskapital der kirchlichen Gebäude in Fremdingen“, das der Fürst von Oettingen-Spielberg aber bereits durch seine finanziellen Leistungen seit 1843 in Höhe von 781 fl. 80 kr. für die angefallenen Reparaturen an Kirche und Pfarrhaus abgegolten hatte³⁹.

So war die Kirche 1865 in einem „guten baulichen Zustand, aber für die ... Gemeinde zu klein“⁴⁰. Pfarrer Liebert hatte 1864 einen neuen Hochaltar angeschafft. Das Altarbild, das den heiligen Gallus darstellte, malte der „Historienmaler“ Schnitzelbaumer aus München. Auf dem linken Seitenaltar befand sich ein Gemälde „Maria Hilf“, das Konrad Huber gemalt hatte. Dieses Bild stammte vom Frauenkloster zu Hochaltingen, das die letzte „Conventualin“ Veronika Fickler „bei ihrer Übersiedlung“ in das Fremdingener Kloster der Pfarrkirche schenkte⁴¹. Leider haben Bilder und Altar ebensowenig den Neubau überlebt wie die uralte Figur des hl. Leonhard. Liebert ließ außerdem den früher nur 12 Fuß hohen Spitzbogen, durch den man den Turm betreten konnte, in einen 16 Fuß hohen Rundbogen ausbrechen und umändern, damit das Volk den Priester am Altar besser sehen und hören konnte⁴².

Seinem Nachfolger, Pfarrer Anselm Vogt, gefiel bei seinem Amtsantritt 1875 am wenigsten die Kirche⁴³. „Es ist schade um jeden Kreuzer, den man zur Unterhaltung dieses Gebäudes ausgeben muß.“ Zuerst dachte Vogt an eine Erweiterung nach Westen, doch dann erhielt man „einen langen Darm, zu dem Neubau fehlt das Geld ganz und gar.“ Er begann in „Gottes Namen“ 1876 „mit dem Betteln um Gaben zur Bildung eines Restaurationsfonds.“ Er bedauerte, daß dies nicht schon längst geschehen sei, „denn dann hätten wir jetzt Geld, viel Geld“⁴⁴.

1882 aber erkrankte der Pfarrer, seine Vikare vermochten die Kirchenbausauche nur wenig zu fördern, so daß ein Neubau vorläufig nicht zustande kam.

2. Der Neubau

Die Finanzierung

Erst als der Augsburger Bischof Petrus von Hötzl im Jahre 1898 den jungen, dynamischen und tatkräftigen Pfarrer Josef Anton Eisele nach Fremdingen

³⁹ FÖAW VI. 34 b 9

⁴⁰ Pfarrchronik Fremdingen II, Eintragungen von Pfarrer Liebert, S. 3

⁴¹ ebenda

⁴² ebenda

⁴³ Pfarrchronik Fremdingen II, Eintragungen von Pfarrer Vogt, S. 23

⁴⁴ ebenda S. 25

schickte, sollte es mit dem Neubau des Gotteshauses ernst werden. Er hatte die Pfarrei vom Bischof erhalten „mit der Mahnung, alles zu thun“, was „in seinen Kräften stehe, um die baufällige und allzukleine Kirche, welche wirklich den Namen eines Stalles verdiente, durch eine neue zu ersetzen“⁴⁵.

Die Kirche war mit 90 Quadratmetern für die 510 Seelen zählende Gemeinde räumlich nicht nur völlig unzulänglich, sondern auch wieder äußerst baufällig, „da die Umfassungen der beiden Langseiten und des westlichen Giebels Sprünge aufweisen, welche durch die ganze Mauerstärke greifen und ohne Unterbrechung vom Dachgesims bis in das Fundament verlaufen, – wobei die Langseiten auch noch aus der lotrechten Lage gewichen sind“⁴⁶.

Als Grund für diese Baufälligkeit wird die „Verwendung regellosen Bruchsteinmaterials bei mangelhaftem Bindemittel, in der nicht genügend tiefen Fundation und in den vom beschädigten Dachstuhl auf die Mauern wirkenden Seitenschub“ festgestellt⁴⁷.

Doch wie sollte der nun dringend notwendige Neubau finanziert werden? Zum Glück hatte die Gemeinde in Pfarrer Eisele nicht nur einen tüchtigen Seelenhirten, sondern einen äußerst rührigen Mann, dem es immer wieder gelang, neue Geldquellen zu erschließen.

Bereits an Weihnachten 1898 führte er zugunsten des „Restaurationsfonds“, der zu diesem Zeitpunkt einen Stand von 10 526 Mark aufwies, ein monatliches Kirchenopfer ein. „Dasselbe ergab monatlich 30 bis 40 Mark, gewiß ein schönes Zeichen für den Opfersinn der hiesigen Gemeinde“⁴⁸.

Dem Pfarrer gelang es, die „Bräuer-Wirthe“ der Gemeinde zu bewegen, „freiwillig zu Gunsten des Restaurationsfonds den Lokalmalz- bzw. Bieraufschlag zu bezahlen.“ In den Sommermonaten konnten die Wirte den Bierpreis von 22 Pfennig auf 24 Pfennig pro Liter erhöhen, wozu sich die Kirchengemeindeversammlung „mit viel Mühen“ einigte⁴⁹. Der zunächst auf drei Jahre befristete „Bierpfennig“, der dann bis 1911 geleistet wurde, erbrachte jährlich ca. 800 Mark, da sich auch die Wirtschaften in Bühlingen und Raustetten anschlossen. Jeder Zecher leistete so seinen Beitrag zum Kirchennebau.

„Eine gewaltige Förderung erhielt... die Kirchenbausache dadurch, daß ganz wider Erwarten das 1900 eingereichte Gesuch zu einer allgemeinen Kirchenkollekte vom Kultusministerium genehmigt wurde, obwohl von sieben Gemeinden frühere Gesuche vorlagen.“ Die Sammlung, die Ende 1900 und Anfang 1901 in ganz Bayern durchgeführt wurde, erhöhte den Kontostand des Baufonds um 22 621 Mark⁵⁰.

⁴⁵ Pfarrchronik Fremdingen II, Eintragungen von Pfarrer Eisele, S. 68

⁴⁶ PA (Bauakten), Vorbericht zum Kirchenneubau von Putz

⁴⁷ ebenda

⁴⁸ Pfarrchronik Fremdingen II, S. 69

⁴⁹ a. a. O. S. 69

⁵⁰ a. a. O. S. 50

An alle Pfarrhäuser und Frauenklöster sandte Eisele Heiligenbildchen mit dem Aufdruck auf der Rückseite: „Vergelt's Gott für einen Baustein à 10 Pfennig zum Kirchenbau in Fremdingen“, wobei ihn seine Nichte, die Pfarrhaushälterin Lina Schurr, eifrig unterstützte. Wenngleich die Sendungen teilweise unberücksichtigt blieben, belief sich der Reingewinn auf 7000 Mark⁵¹.

Der Landtag genehmigte 5800 Mark, der „Hefe-Fond“ spendete 900, der Ludwigsmiissionsverein 1000 Mark. Obwohl das Fremdingener Frauenkloster Maria de Victoria nicht mit großen Reichtümern gesegnet war, trug es mit 8000 Mark in erheblichem Maße zum Neubau bei⁵².

Die „Besserbemittelten“ des Dorfes steuerten über 10 000 Mark bei. Pfarrer Eisele selbst bettelte noch ca. 4000 Mark im ganzen Ries zusammen, wobei ihn eine „gute Seele, der Jüngling Aloys Hach, Barbier und Blumenmacher“ zu begleiten pflegte⁵³.

Am 11. November 1902 beschlossen auf einer Kirchengemeindeversammlung die anwesenden 89 Stimmberechtigten einstimmig, die alte Pfarrkirche abzurechen und durch eine neue zu ersetzen⁵³. Nur drei Jahre nach Eiseles Amtsantritt wies der „Kirchenbaufond“ bereits 60 000 Mark auf. Die Restsumme für das auf 107 000 Mark veranschlagte Bauwerk – 77 000 Mark für den Rohbau, 30 000 Mark für die Inneneinrichtung – sollte durch weiterhin erhoffte Spenden und durch Darlehen bestritten werden. Außerdem hatten die Fremdingener freiwillig und unentgeltlich die „Hand- und Spanndienste“ in Höhe von 8800 Mark zu leisten⁵³.

Planung

Drei Pläne wurden für die Kirche erarbeitet. Den ersten hatte bereits Vikar Helmschrott durch den Amtstechniker Weidenschlager fertigen lassen. Dieser wurde aber von der Königlichen Regierung abgelehnt, da der Bau zu sehr das Ebenbild der Schopfloher Kirche werde und einem „Stadel“ ähnlich sehe⁵⁴.

Eisele übertrug nun die Neuanfertigung des Planes dem Regierungs- und Kreisbauassessor Putz aus Augsburg. Sein „prächtiges Projekt“ fand schließlich auch den Beifall der ganzen Gemeinde⁵⁴. Um die Unterhaltungskosten herabzusetzen, plante er einen Ziegelrohbau zu erstellen, „dessen Lisenen, Sockel, Gesimse und übrige Ziergliederungen... in billigerem... dauerhaften Haussteinmaterial“ gefertigt werden sollten⁵⁵.

⁵¹ a. a. O. S. 77

⁵² E. Hänle, Geschichte des Frauenklosters Fremdingen in JBAG 5, 1971, S. 185

⁵³ Pfarrchronik Fremdingen II, S. 73, Eintragungen von Pfarrer Eisele

⁵⁴ a. a. O. S. 69

⁵⁵ PA (Bauakten), Vorbericht zum Kirchenneubau von Putz

„Um der Gemeinde Fremdingen sowohl in künstlerischer als praktischer Beziehung ein würdiges Gotteshaus zu bauen“, legte Eisele den Putzschen Plan der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“ in München zur Prüfung vor. Das Urteil lautete, „daß der Voranschlag vorzüglich ausgearbeitet sei, daß man aber für dieses Geld etwas viel Gediegeneres, d. h. künstlerisch Wertvolles bauen könne. Der Putzsche Plan halte sich zu sehr an die Schablone⁵⁶.“

Eisele bat nun den königlichen Professor in der Kunstgewerbeschule in München, Leonhard Romeis⁵⁷, „um die Fertigung einer Skizze, nach welcher Putz seinen Plan verbessern sollte. Bei dieser Skizze war von dem Putzschen Projekt allerdings nichts mehr beibehalten als die Situation⁵⁶.“

Romeis bekam nun den Auftrag, da Putz es ablehnte, seine Planung zu ändern und sein Projekt in Weichering 1902 verwirklichte. Romeis legte Skizzen für eine zweischiffige bzw. eine dreischiffige Kirche vor. Erstere lehnte Eisele als zu „einseitig“ ab; letztere wäre zu teuer gekommen. Da aber kam Eisele auf eine Idee, die 10 000 Mark ersparte. Er schlug vor, den „altersgrauen Turm“ stehen zu lassen und in den Naubau miteinzubeziehen. Romeis begrüßte diese Idee „als künstlerisch und praktisch sehr gut.“ Der Turm wurde lediglich erhöht und konnte so den alten Helm behalten⁵⁶. Allerdings mußte der Chor von Ost nach West verlegt werden. Da aber weiterhin Kloster und Kirche durch einen geschlossenen Klausurgang verbunden bleiben sollten, verloren die Schwestern ihr Chörlein in unmittelbarer Nähe des Hauptaltars. Von der neuen Nonnempore aus im hinteren Ende des rechten Seitenschiffes konnten sie nicht mehr auf den Hochaltar sehen. Der Pfarrer feierte deshalb ihnen „zulieb“ in der Fronleichnamsoktav die hl. Messe am rechten Seitenaltar, „damit sie wenigstens einmal im Jahr auch etwas von der hl. Feier zu sehen bekamen. Erst seit 1935 durften die Schwestern zur hl. Messe in die Pfarrkirche herunterkommen⁵⁸.“

Friedhofserweiterung

Da das neue Gotteshaus eine weitaus größere Fläche beanspruchte, trug sich Eisele mit dem Gedanken, drei an den Friedhof angrenzende Häuser aufzukau-
fen und abzubrechen. Starken Widerstand leisteten Gemeinderat und Bürger-
meister, die den Gottesacker bei der St. Leonhardskapelle anlegen wollten, da
durch die Friedhofserweiterung die Gemeinde in große Schulden gestürzt

⁵⁶ Pfarrchronik Fremdingen II, S. 72, Eintragungen von Pfarrer Eisele

⁵⁷ F. X. Eder in Pfarrführer S. Benno München 1977, S. 19: „Auf eine Einladung an die deutschen Architekten, Pläne für neue Kirchen zu erstellen, kamen an die 200 Vorschläge. Von diesen erhielt Leonhard Romeis, kgl. Professor in der Kunstgewerbeschule in München, den ersten Preis – im Alter von 34 Jahren.“ In den Jahren 1888–1895 erbaute Romeis die Bennokirche in München-Neuhausen. Für das Fremding Gotteshaus vereinfachte er deren Pläne.

⁵⁸ vgl. Anm. 52, S. 185

würde. Da der Pfarrer aus „finanziellen, praktischen und pietätvollen Gründen“ überzeugt war, daß die „Beibehaltung und Erweiterung des alten Friedhofs das einzige Richtige sei“⁵⁹ und die Gemeindeverwaltung „doch keinen vernünftigen Vorstellungen zugänglich gewesen wäre“, übernahm die Kirchenstiftung die gesamten Kosten für die Friedhofserweiterung allein, um allen Streit in der Gemeinde zu vermeiden⁶⁰.

Am 9. Dezember 1900 beschloß dann die Kirchengemeindeversammlung, diese drei an den Friedhof angrenzende Häuser aufzukaufen und abzubrechen, um somit eine genügend große Fläche für Friedhof und Kirche zu schaffen. Rohbau

Am Feste Maria Verkündigung (25. März) 1903 feierte Eisele in der alten Kirche den letzten Gottesdienst. Das Allerheiligste übertrug man in feierlicher Prozession nach St. Leonhard, wo in der Folgezeit die hl. Messe zelebriert wurde.

In vier Tagen wurde die alte Kirche bis auf den Turm abgebrochen, „wobei die Gemeindeglieder mit großem Eifer Hand- und Spanndienste leisteten“, deren Leitung der Pfarrer selbst übernahm.

Das Nürnberger Baugeschäft Kaiser und Schorr, die mit 32 185 Mark billigste Firma unter den Submittenden, begann am 20. April 1903 mit den Erdarbeiten. Unter der umsichtigen Leitung des Baumeisters Konrad Schorr gingen die Arbeiten zügig voran, so daß am 1. Juni 1903, einem Pfingstmontag, Domkapitular Bernhard Käufel die feierliche Grundsteinlegung vollzog⁶². Der Grundstein ruht im Fundament des rechten Chorbogens⁶³.

Am 3. Oktober des gleichen Jahres konnte bereits Hebauf gefeiert werden, da die Witterung das ganze Jahr über sehr günstig war. Noch Mitte November wurde der Turm gedeckt, so daß vor Wintereinbruch das Gebäude unter Dach kam.

Im Frühjahr 1904 wurden die Arbeiten von der Baufirma wieder aufgenommen. Der Außenverputz, der durch kalte Nächte Schaden genommen hatte, mußte ausgebessert werden. Die Kirche wurde dann innen verputzt, die Gewölbe fertiggestellt und das Pflaster gelegt. Da Bauleiter Schorr 1904 nur selten nach Fremdingen kommen konnte, gingen die Arbeiten schleppend voran, so daß Eisele „viel Ärger und Verdruß damit hatte“^{63a}. Die Firma Franz Braun aus Dinkelsbühl lieferte das Kirchengestühl; nur die Bänke im Turm stammen aus der alten Kirche.

⁵⁹ Pfarrchronik Fremdingen II, S. 70, Eintragungen von Pfarrer Eisele

⁶⁰ a. a. O. S. 71

⁶¹ a. a. O. s. 74

⁶² PA: Programm der Grundsteinlegung, die unter dem Leitgedanken stand: „In allem werde Gott verherrlicht.“

⁶³ Pfarrchronik Fremdingen II, S. 75, Eintragung von Pfarrer Eisele; vgl. Anlage 1

^{63a} a. a. O. S. 77

Die vorläufige Benediktion erfolgte am 1. Oktober 1904 durch Dekan Kaspar Ernst aus Hochaltingen unter Assistenz des Ortspfarrers. So konnte in der neuen Kirche in der Folgezeit Gottesdienst gefeiert werden. Die „Pfarrkinder“ wurden bei der Feier „bis zu Tränen gerührt bei einem Vergleich des alten, schmucklosen und viel zu kleinen Kirchleins mit dem jetzt prächtigen Gotteshaus, über das man von nah und fern nur eine Stimme des Lobes und der Anerkennung hört.“ „Als beim Einzug der Prozession der Kirchenchor, den Eisele 1903 gegründet hatte, das vierstimmige ‚Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre‘ anstimmte, konnten selbst harte Männer der Tränen sich nicht erwehren“⁶⁴.

Zu diesem „Freudenfest“ war auch der Architekt Leonhard Romeis von München nach Fremdingen geeilt. „Mit stiller, seliger Freude beschaute er das wohlgelungene Werk; fast konnte er beim Abschied den letzten Blick nicht von der Kirche wenden, wie wenn es der brave Mann gehant hätte, daß er sie zum letztenmal sehen sollte“⁶⁵.

Im Alter von nur 50 Jahren starb Romeis am 17. 11. 1904 in München und wurde dort auf dem Westfriedhof begraben. Die Galluskirche in Fremdingen sollte sein letztes Werk sein.

Innere Ausgestaltung

Pfarrer Eisele rief nun Münchner Künstler, „die angesehensten jener Epoche“, nach Fremdingen und beauftragte sie mit der Innenausstattung der Kirche, die hauptsächlich in den Jahren 1905 und 1906 erfolgte.

Professor Karl Johann Becker-Gundahl⁶⁶, der in seiner Malerei einen „expressiv gesteigerten Realismus vertrat“⁶⁷, übernahm die figürliche Bemalung der Kirche, die ganz von der Farbe beherrscht wird. Besonders imposant wirkt sein Fresko (1906) im halbrund geschlossenen Chor: Gottvater, der „Himmel und Erde geschaffen hat“, wird angebetet von Engeln und Heiligen, die die Dreifaltigkeit besonders verehren, Bernhard von Clairvaux und Klara von Montefalco. Die Medaillons zwischen den Fenstern stellen dar: Thomas von Aquin, Barbara, Hilarius von Poitiers, Augustinus, Theresia von Avila und Johannes von Matha⁶⁸.

⁶⁴ Rieser Volksblatt, 6. Oktober 1904

⁶⁵ Pfarrchronik Fremdingen II, S. 80

⁶⁶ Professor Karl Johann Becker-Gundahl wurde am 4. April 1856 in Ballweiler/Rheinpfalz geboren, er starb 1925. Vgl. E. Hänle: Kath. Pfarrkirche St. Gallus Fremdingen (Kirchenführer) 1. Auflage 1981: Becker-Gundahl wurde „eingeladen für das Fresko Christus Dominator“ im Bamberger Dom, das dann Caspar angeführt hat. Werke Becker-Gundahls finden wir in den Kirchen St. Anna und St. Maximilian in München

⁶⁷ P. Sigfrid Grän, Pfarrkirche St. Anna München Lehel, München u. Zürich 1974, in: Kunstführer Nr. 1004, Verlag Schnell & Steiner, 1. Auflage 1974, S. 4

⁶⁸ E. Hänle: Kath. Pfarrkirche S. Gallus Fremdingen (Kirchenführer), 1. Auflage 1981

Das religiöse Verhältnis zu Gott kommt in der Umschrift zum Ausdruck: „Dich den ewigen Vater beten an der Himmel und die Erde.“ Zwei weitere Fresken Becker-Gundahls von nicht geringer malerischer Qualität finden wir an den Seitenwänden des Hochschiffes: „Der barmherzige Heiland“ und die „Krönung Mariens.“

Die farbenprächtige Holzdecke von Professor Karl Wahler⁶⁹, der außerdem die ornamentale Bemalung übernahm, zeigt die wichtigsten Geheimnisse des christlichen Glaubens: Menschwerdung und Auferstehung Christi.

In seinem Gutachten bezeichnet Akademieprofessor Rudolf von Seitz „die Ausschmückung der Pfarrkirche in Fremdingen geradezu als eine vorbildliche Leistung. Herr Professor Becker-Gundahl hat es verstanden, in den figürlichen Darstellungen eine feine, seelische Empfindung, mit der für monumentale Aufgaben so wichtigen dekorativen Wirkung meisterlich zu vereinen. Herr Professor Wahler, der den ornamentalen Teil übernahm, hat in Reichtum von Einfällen sowohl, als in schönen sinnigen Formen und Farbgebungen eine mustergültige Tat vollbracht. Das Zusammenwirken dieser beiden Künstler war für sie selbst sowohl, als wie die Pfarrkirche von großem Wert.“⁷⁰

Ende September 1904 wurde der Hochaltar aus Suevit aufgestellt. Die Steinhauerarbeiten hatte Fritz Söldner, Nördlingen, die Bildhauerarbeiten Alois Miller, München, ausgeführt⁷¹. Der Altaraufbau ist einem Reliquienschein nachgebildet, aus dem in der Mitte der Tabernakel – gefertigt von der Firma Steinicken und Lohr (München) – hervorragt. Die sechs vergoldeten Reliefs – sie wurden anlässlich einer Ausstellung in Nürnberg gezeigt – schnitzte Bildhauer Schildhorn (München) nach Modellen von Professor Waderé. Sie zeigen Männer und Frauen, die den christlichen Glauben in unsere Heimat getragen haben: Bonifatius, Walburga, Kilian, Willibald, Gertrud und den Patron der alten und neuen Kirche, St. Gallus.

Die Brücke von Gottvater zum Altar und zu den Menschen bildet der gekreuzigte Heiland, der nicht als Leidender, sondern als Herrscher mit der Königskrone dargestellt ist. Nicht hart und vorwurfsvoll, sondern gütig und voller Erbarmen ist der Blick des Gekreuzigten: Christus zeigt sich als überlegener Herrscher. Unentgeltlich überließ Professor Pruska (1846–1930) die Modelle der Kreuzigungsgruppe, die er für die Bennokirche in München geschaffen hatte, und übertrug die Ausführung dem Bildhauer Schildhorn⁷².

⁶⁹ F. X. Eder: Pfarrführer St. Benno München S. 30: Von Wahler stammt das Mosaik „Christus als Weltenrichter“ in der Bennokirche, Ausführung Fa. Rauecker, Solln, 1906

⁷⁰ Gutachten (Abschrift) über die „Malerische Ausschmückung der Pfarrkirche in Fremdingen“ vom 13. Oktober 1906 in: PA (Bauakten)

⁷¹ Pfarrchronik Fremdingen II, S. 79

⁷² Pfarrchronik Fremdingen II, S. 87

Auf den beweglichen Altarflügeln – gemalt von Professor Georg Mayer-Franken⁷³ – sind vier Szenen aus dem Leben des Kirchenpatrons abgebildet. Gallus, der Heilige des alamannischen Raumes, gründet mit Hiltibold die Galluszelle an der Steinach. Am Kreuz aus Haselholz hängen Reliquien. Mit Feuereifer predigt Gallus, dessen Heimat das ferne Irland war, den Alemannen die Frohe Botschaft.

Durch Segen und Gebet heilt Gallus die schwerkranke Fridiburg, die Tochter des Alamannenherzogs Gunzo.

Aus dem Kloster Luxeuil erscheinen irische Mönche und bitten Gallus, er möge ihr Abt werden. Ohne langes Bedenken lehnt er ab und verweist auf seinen jüngeren Mitbruder.

Außer den Kreuzweggemälden, die Pfarrer Eisele am 16. Juli 1906 benedizierte, malte Mayer-Franken im Herbst noch den rechten Seitenaltar, den „Herz-Jesu-Altar“.

Am linken Seitenaltar, dem Rosenkranzaltar, gestaltet von Alois Miller 1905, berichten uns fünf Stein-Reliefs von der Menschwerdung und Kindheit des Gottessohnes⁷⁴.“

„Ganz besondere Sorgfalt“ verwendete Eisele auf die Beschaffung der Orgel, da in der alten Kirche nur ein Harmonium zur Verfügung gestanden hatte. Nach der Disposition von Franz Hacker, Domkapitular und Musikpräfekt in Eichstätt, erhielt die Münchner Orgelbaufirma März und Sohn den Auftrag⁷⁵.

Um 4590 Mark lieferte diese Firma im Jahre 1904 „ein brillantes Werk mit 16 klingenden Registern⁷⁶.“

Der Glockengießer Wolfahrt aus Lauingen schuf ein neues Geläut, indem er die alten Glocken umgoß und sie durch eine 20 Ztr. schwere Glocke ergänzte. Zum erstenmal läuteten diese am Vorabend des Weißen Sonntags 1904 zur „Freude der ganzen Gemeinde⁷⁷.“ Nur wenige Jahrzehnte konnten die Glocken die Gläubigen zum Gottesdienst rufen: 1942 wurden sie für Kriegszwecke beschlagnahmt. Nur die kleinste, die Gallusglocke, blieb. Pfarrer Lorenz Götz mußte nach dem Krieg neue Glocken beschaffen, die 1952 eingeweiht werden konnten.

⁷³ Georg Mayer-Franken wurde am 15. März 1870 in Forchheim/Oberfranken geboren und starb am 18. März 1926; seit 1905 war er Professor an der Städt. Malschule in München)

⁷⁴ Pfarrchronik Fremdingen II, S. 83

⁷⁵ Hermann Fischer, Theodor Wohnhaas: Historische Orgeln in Schwaben, München, Zürich 1982, S. 292: Begründer der Orgelbauerfamilie war Konrad Maerz, der 1796 das Geschäft in München begann. Unter seinem Sohn Max gewann die Werkstatt ab 1844 an Bedeutung. Max Maerz adoptierte 1868 den Doppelwaisen Franz Borgias Nothwinkler (30. 7. 1848–23. 2. 1910), der 1879 die Firma übernahm und 1905 den Titel eines königlichen Hoforgelbaumeisters erhielt.

⁷⁶ Pfarrchronik Fremdingen II, S. 78

⁷⁷ a. a. O. S. 77

Aus der alten Kirche stammen noch die Pieta von 1700 und der Taufstein aus dem 14. Jahrhundert, eine Halbkugelschale auf abgetrepptem Kegelstumpf.

Unter großer Anteilnahme von Gläubigen und Geistlichen weihte am 24. Oktober 1907 Bischof Dr. Maximilian von Lingg die neue Kirche feierlich ein. Stadtpfarrer Deller aus Oettingen hielt die Festpredigt, der bischöfliche Sekretär Spindler das levitierte Hochamt, „da der kränkliche H. H. Bischof infolge der Konsekration der Kirche sehr ermüdet war“⁷⁸.

In das Sepulchrum des Hochaltars legte der Bischof Reliquien des hl. Martyrers Pankratius und der hl. Jungfrau Restituta⁷⁹.

Zum Dank an Gott für das Gelingen des Werkes schloß Pfarrer Eisele die Kirchenbausache mit einer „Volksmission“ vom 10. bis 17. November 1907 ab, welche die Kapuzinerpatres Meinrad (Guardian in Türkheim), Solverius (Dillingen) und Maximin (München) abhielten. Nicht nur die Fremdingen nahmen vollzählig daran teil, sondern auch Gläubige aus der Umgebung. „Über 1000 hl. Kommunionen wurden in der Pfarrkirche selbst gespendet. Die größte Zahl von Besuchern aber fand sich zur Schlußfeier der Mission ein. Wohl 2000 Zuhörer waren im Gotteshause, die anderen, noch eine stattliche Zahl, konnte es nicht mehr fassen. Soviele Leute hatte Fremdingen noch nie gesehen und wohl noch keine Dorfkirche im Ries“⁸⁰.

Eisele und seine Gegner

Die großartige Leistung des Kirchenbaus wurde überschattet durch Auseinandersetzungen mit einigen Gemeindebürgern, die Pfarrer Eisele schließlich dazu veranlaßten, nach elf äußerst erfolgreichen Jahren Fremdingen zu verlassen.

Konflikte waren vorprogrammiert, denn der energische Pfarrer, der Fremdingen buchstäblich ins 20. Jahrhundert führte⁸¹, war nicht gewillt, sich den überkommenen Machtstrukturen zu fügen, vielmehr war er bestrebt, „die in sozialer Beziehung ziemlich rückständige Gemeinde vorwärts zu bringen“⁸². Seine Gegner, die sich damit nicht abfinden wollten, versuchten nun Ansehen und Einfluß des Pfarrers dadurch zu untergraben, „daß sie schwerste Verdächtigungen gegen ihn austreuten“⁸³. Gegen den Pfarrer wurde gehetzt und seine Ehrlichkeit bei der Geldverwaltung in Zweifel gezogen. Eisele stellte Strafan-

⁷⁸ a. a. O. S. 90

⁷⁹ Urkunde über die Konsekration der neuen Pfarrkirche in PA

⁸⁰ Rieser Volksblatt vom 20. November 1907

⁸¹ Pfarrer Eisele gründete in Fremdingen: 1901 eine „Kinderbewahranstalt“ – 1904 den „Pfarrcäcilienverein“ (Kirchenchor) – 1905 den „Christlichen Bauernverein“ – 1905 den „Darlehenskassenverein“ – 1905 den „Katholischen Burschenverein“

⁸² Pfarrchronik Fremdingen II, S. 82

⁸³ a. a. O. S. 73

trag, den er aber zurückzog, nachdem die Verleumder Abbitte geleistet und sich verpflichtet hatten, eine Geldbuße für den Kirchenbau zu leisten⁸⁴.

Als Eisele so „unklug“ war, sich in eine „Jagdverpachtungsangelegenheit“ einzumischen, wurde von „Männern und Buben“ – Katholiken und Protestanten – aus Fremdingen und Umgebung am 20. 11. 1908 an den Nuntius ein Schreiben eingereicht und die „Entfernung des Pfarrers“ gefordert⁸⁶.

Als Eisele von dem Schreiben erfuhr, das der Päpstliche Nuntius an das bischöfliche Ordinariat überwiesen hatte, stellte er den dringenden Antrag, gegen ihn eine „strenge Untersuchung“ durchzuführen⁸⁷.

Domkapitular Dr. Ahle vernahm eidlich am 28. und 29. Dezember 1908 im Pfarrhof 28 Zeugen, „darunter nahezu alle... Gegner, die in Siegesfreuden schwelgten.“ Der Pfarrer selbst konnte sich nicht einmal verteidigen, da er krank zu Bette lag⁸⁸.

Das Ergebnis dieser Untersuchung konnte jedermann im Rieser Volksblatt nachlesen: „Diese Beschwerde wurde... durch Entschließung des hochw. Ordinariats vom 5. ds. Monats (Januar) zurückgewiesen, worin es unter anderem wörtlich heißt: ‚Hiebei stellte es sich vor allem heraus, daß die Beschwerdeschrift vom 20. Nov. 08 von 17 Beschwerdeführern, die gar nicht zur Pfarrgemeinde Fremdingen gehören, und sogar von drei Protestanten unterschrieben war. Es kann die oberhirtliche Stelle darin nur den Beweis sehen, daß unter den wirklichen Pfarrangehörigen keine weiteren Unterschriften zu bekommen waren, daß hinter diesem Vorgehen ein rücksichtsloses Treiben gegen Pfarrer Eisele und zugleich der Versuch steckt, die oberhirtliche Stelle irre zu führen. Diese Stelle wäre daher berechtigt, schon aus diesem Grunde von vornherein die ganze Beschwerde abzuweisen.‘ Auf eine kurze Würdigung der Zeugenaussagen eingehend, stellte die oberhirtliche Stelle fest, ‚daß sämtliche Zeugen gegen die seelsorgerliche und amtliche Tätigkeit des Pfarrers Eisele nichts vorzubringen hatten.‘ Wenn mehrere Zeugen das jähzornige Temperament des Pfarrers, welches sich nach den eidlichen Aussagen seit Jahren nicht mehr bemerkbar gemacht hat, und dessen Einmischung in die Jagdverpachtungsangelegenheit, wobei übrigens derselbe in der Gemeindeversammlung öffentlich das Pachtangebot, welches er nur für andere gemacht hatte, dem Rate eines geschätzten Freundes folgend wieder zurückgezogen und die Hand zum Frieden geboten hat, wirklich auch beklagen, so bilden ‚diese rein persönlichen Mängel keinen gesetzlichen Grund zu einer Versetzung desselben‘⁸⁹.“

⁸⁴ a. a. O. S. 74

⁸⁵ a. a. O. S. 89

⁸⁶ a. a. O. S. 93

⁸⁷ Rieser Volksblatt vom 28. 12. 1907

⁸⁸ Pfarrchronik Fremdingen II, S. 93

⁸⁹ Rieser Volksblatt vom 13. Januar 1909

Abb. 15: Neue Pfarrkirche Fremdingen 1905.

Abb. 16: Pfarrkirche Fremdingen, Innenansicht 1975.

Die von der Kgl. Oberstaatsanwaltschaft Augsburg eingereichte Klage „wegen eines Vergehens der Beleidigung“ wurde eingestellt, da Eisele gemäß den Worten des hl. Stephanus „Herr, rechne es ihnen nicht zur Sünde an“ auf eine gerichtliche Auseinandersetzung verzichtete⁹⁰

Doch damit war der Streit nicht beigelegt. Zum traurigen Höhepunkt kam es am Fastnachtdienstag des Jahres 1909. Die Gegner Eiseles spielten in einer Gastwirtschaft ein sich auf den Pfarrer beziehendes Theaterstück mit dem Titel „Der kranke Onkel Schwindelhuber“. Pfarrer Eisele beschreibt den Inhalt so: „1. Onkel Schwindelhuber ist schwer krank und wird von seiner jammernden Nichte gepflegt. 2. Diese läßt einen Arzt rufen, welcher wegen des schwierigen Falles einen Assistenzarzt . . . beizieht. 3. Onkel Schwindelhuber muß operiert werden: Zuerst von einem Leibschaten, dann von einem Gewächs, das (der Arzt) in Gestalt eines Schweinenabels herumzeigt. 4. Zum erhebenden Schlusse wird Onkel Schwindelhuber mit einem alten Regendach klystiert⁹¹.“

Pfarrer Eisele, der rastlos und unermüdlich – auch zu Lasten seiner Gesundheit – sich für Gemeinde und Kirche engagierte, hatte diese Behandlung nicht verdient.

Obwohl 30 Familienväter sofort beim Kgl. Bezirksamt Nördlingen und der Regierung schriftlichen Protest einlegten, stand Eiseles Entschluß fest, Fremdingen zu verlassen. Auf sein Gesuch hin wurde ihm vom Bischof die kleine Pfarrei Sulzbach bei Aichach übertragen. Nachdem ihm „noch die ganze gutgesinnte Bürgerschaft einen höchst ehrenvollen Abschied bereitet hatte“, trat er am 16. Oktober 1909 seine neue Stelle an⁹².

Eisele verlieh seinen Gegner und empfahl „die Gemeinde wieder in das Göttliche Herz Jesu, des guten Hirten⁹³.“

Er blickte nicht zurück im Zorn, sondern besuchte Fremdingen immer wieder, insbesondere das dortige Kloster. Zu Ehren dieses Mannes, dem Fremdingen soviel verdankt, ließ Pfarrer Hubert Lutz im Jahre 1929 über der Sakristeitüre folgende Inschrift anbringen:

IN MEMORIAM

JOSEF EISELE

PAROCHUS IN FREMDINGEN 1898–1909

AEDIFICATOR HUIUS TEMPLI DOMINI

Da sich Pfarrer Eisele wie wohl kein anderer um das Dorf verdient gemacht hat, benannte 1978 die Gemeinde nach ihm eine Straße, eine späte Wiedergutmachung.

⁹⁰ Pfarrchronik Fremdingen II, S. 95

⁹¹ a. a. O. S. 96

⁹² a. a. O. S. 95

⁹³ a. a. O. S. 96

Als Eisele am 31. 1. 1951 in Sulzbach bei Aichach starb, wurde er auf eigenen Wunsch nach Fremdingen überführt und links neben dem Hauptportal der Kirche begraben, an deren Bau er so maßgeblichen Anteil hatte.

3. Renovierung (1971–1975)

Nach fast 70 Jahren war es dann notwendig, die Kirche innen und außen zu renovieren. Im Sommer und Herbst 1971 schlug man den gesamten Außenputz ab und ersetzte ihn durch einen neuen. Das Dach an Schiff und Turm wurde saniert.

In mehreren Abschnitten erfolgte die Innenrenovierung durch den Kirchenmaler Franz Schormüller aus Reimlingen. 1972 begann er mit dem Langhaus. „Dabei machte vor allem die bemalte Holzdecke viel Arbeit. So mußten über 900 Schrauben mit Rostschutzfarbe gestrichen, verkittet und farblich wieder eingestimmt werden. Durch Vergoldung der Profilleisten erhielt die Decke neues Feuer⁹⁴.“ Das südliche Seitenschiff renovierte der Maler 1973, den Chor 1974 und das nördliche Seitenschiff, Orgelempore und Turminnere 1975. Eine Heizungsanlage wurde eingebaut, eine Lautsprecheranlage installiert und die elektrischen Leitungen erneuert.

Um die Gläubigen mehr in das gottesdienstliche Geschehen einzubeziehen, erhielt der Chorraum Ambo und Mittelaltar, ohne die Wirkung des prächtigen Hochaltars zu beeinträchtigen⁹⁵.

Die Kirche wurde exakt in den Zustand der Erbauung versetzt. Zunächst allerdings neigte man dazu, das Gotteshaus innen modern bzw. „romanisch“ umzugestalten. Man wollte den Chorraum heller gestalten und die farbigen Kirchenfenster entfernen⁹⁶.

Die reiche Ornamentik sollte ebenso beseitigt werden wie Becker-Gundahls Fresken. „Aber es ist so leicht etwas aus den Kirchen entfernt und so schwer etwas Neues und Gutes an die Stelle des Alten gesetzt⁹⁷.“

Konservator Fredrich vom Landesamt für Denkmalpflege und Josef Kunstmann, bischöflicher Referent für Sakrale Kunst, die Pfarrer Hänle konsultierte, kamen zu dem beinahe übereinstimmenden Urteil, daß eine Veränderung „eine gefährliche Unternehmung“ sei⁹⁸.

„Das Ganze ist eine solche Einheit, daß nichts geändert werden sollte. Die

⁹⁴ E. Hänle: in Rieser Nachrichten vom 6. 11. 1975

⁹⁵ Mittelaltar und Ambo sind Werke des Wallersteiner Künstlers Sebastian Fink

⁹⁶ Die Kirchenfenster im Chor wurden 1904 von der Firma Steinicken und Lohr gefertigt und stellen dar: St. Wendelin, St. Ulrich, St. Anna mit Maria. St. Katharina von Alexandrien, Weltall mit Sonne, Mond und Sterne

⁹⁷ E. Hänle: Brief vom 29. 8. 1970 an das Landesamt für Denkmalpflege (Durchschlag im PA)

⁹⁸ Josef Kunstmann in seinem Gutachten vom 16. 7. 1970 in PA

ganze Restaurierung hat sich auf die Auffrischung durch den Maler zu beschränken⁹⁹.“

Das Diözesanbauamt hätte „gerne eine kühnere Lösung vorgeschlagen“, aber es fühlte sich „durch die Einheitlichkeit der Gesamtwirkung, durch die verhältnismäßig hohe Qualität der Malereien aufgefordert, die Kirche in der jetzigen Grundstimmung zu erhalten; dies auch deshalb, weil es nur wenig Kirchen dieser Zeit und Form gibt¹⁰⁰.“

Wenngleich die künstlerische Ausgestaltung von manchem als Nachahmung historischer Baustile geringgeschätzt wird, gibt sie „ein Zeugnis für die Frömmigkeit um die Jahrhundertwende, das die letzte Renovierung unversehrt erhalten wollte“¹⁰¹.

Auch den Gläubigen heute vermag die Kirche als ein Bilderbuch des Evangeliums anzusprechen, als eine Stätte des Glaubens, der durch die Kunst dokumentiert wird.

Die Kosten für die Renovierungsmaßnahmen beliefen sich auf 430 403 DM, wozu die bischöfliche Finanzkammer einen Zuschuß von 126 386 Mark gewährte. Auch die Gemeinde beteiligte sich, trotz ihrer angespannten Finanzlage, mit 30 000 Mark – auf drei Jahre verteilt – an diesem Projekt. Den beträchtlichen Rest schafften die Fremdingen selbst durch ihr monatliches „Silberopfer“ seit 1966¹⁰².

Wie beim Neubau erbrachten die Gemeindeglieder freiwillig unbezahlte Arbeitsleistungen – 3691 Stunden bei der Außen- und 1161 bei der Innenrenovierung –, was eine Ersparnis von ca. 26 000 Mark bedeutete. Die ortsansässigen Firmen stellten teilweise keine Rechnungen oder waren „in anderer Weise großzügig“¹⁰³.

Anlässlich der Vollendung dieses Werkes bestätigte Bischof Dr. Josef Stimpfle während eines Abendgottesdienstes am 9. 11. 1975 der Gemeinde, „sie habe sich dieses Gotteshaus mit der Ermöglichung der Renovierung neu erworben, sich somit auch der Väter würdig erwiesen, die es unter großen Opfern erbaut haben“¹⁰⁴.“

Anhang 1

Urkunde (in einer Bleidose verschlossen), die im Grundstein ruht¹⁰⁵
O.A.M.D.G. Im Jahre des glorreichen Pontifikats Seiner Heiligkeit des

⁹⁹ PA: Stellungnahme des Konservators Fredrich vom Landesamt für Denkmalpflege

¹⁰⁰ vgl. Anm. 98

¹⁰¹ E. Hänle: Kath. Pfarrkirche St. Gallus in Fremdingen, 1. Auflage 1981

¹⁰² Nach einer Aufstellung der Eigenleistungen im PA waren im Januar 1972 bereits 90 838,31 DM angespart.

¹⁰³ Rundbrief des Pfarrers an die Frauen und Männer der Gemeinde an Pfingsten 1973 in PA

¹⁰⁴ Ulrichsblatt vom 30. November 1975, S. 32/1280

¹⁰⁵ Pfarrchronik Fremdingen II, S. 75/76

Papstes Leo XIII., während des Episkopats Seiner Gnaden des Hochw. Herr. Dr. Maximilian von Lingg Bischofs von Augsburg, unter der kraftvollen Regierung Seiner Majestät des deutschen Kaisers Wilhelm II., und der wahrlichen Regentschaft Seiner Kgl. Hoheit des Prinzen Luitpold von Bayern, an Stelle seiner Majestät des Königs von Bayern Otto I., unter dem gnädigen Patronate Seiner Durchlaucht der Herrn Fürsten Albrecht zu Oettingen und Oettingen und Oettingen Spielberg, in der ehrenden Gegenwart des hochgeachteten Herrn Heinrich Hauptmann, derzeitiger Vorstand des Kgl. Bezirksamt Nördlingen, und einer zahlreich versammelten Hochw. Geistlichkeit, unter freudiger Anteilnahme der hiesigen Pfarrgemeinde und der ganzen verehrten Nachbarschaft hat der Hochw. gnädige Herr Bernhard Käufel, Kapitular des hohen Domkapitels in Augsburg die Gewogenheit gehabt, den Grundstein für die neu zu erbauende Pfarrkirche in Fremdingen am Pfingstmontag den 1. Juni 1903 feierlich zu weihen.

Auf diesem geweihten Friedhofsgrunde, angefügt dem Turm der alten Kirche, indem das Presbyterium sich einst befunden, soll nunmehr nach dem Plan und unter der Oberleitung des Hochwohlgb. Herrn Kgl. Professors Leonhard Romeis aus München durch die Herrn Baumeister Kaiser und Schorr aus Nürnberg erbaut werden das neue Gotteshaus, mit dem Chor nach Westen. Nach aktenmäßiger Überlieferung war die alte Kirche schon 1623 baufällig und nun mußte sie wegen Einsturzgefahr und räumlicher Beschränktheit im heurigen Jahre abgebrochen werden, während der altersgraue Turm erhalten, restauriert und entsprechend erhöht werden soll.

Dem derzeitigen Pfarrer Josef Anton Eisele wurde es bei seinem Antritt der hiesigen Seelsorge am 6. September 1898 vom hochseligen Bischof Petrus von Augsburg zur heiligen Pflicht gemacht, an Stelle des alten, unwürdigen Gotteshauses ein neues zu erbauen. Darum war von Anfang an sein Bemühen darauf gerichtet, den durch seinen sel. Vorgänger Herrn Pfarrer Vogt im Jahre 1876 gegründeten sogenannten Restaurationsfond, der die Summe von 10 000 Mark erreicht hatte, zu vermehren und zu einem Baufond umzuschaffen. Bereits unterm 9. Dezember 1900 wurde von der Kirchengemeinde der Beschluß gefaßt, durch Ankauf und Abbruch von drei angrenzenden Häusern den Friedhof und damit zugleich den Bauplatz für die neue Kirche zu erweitern. Durch eine allergnädigst gewährte Landeskollekte mit dem Erträgnis von 22 631 Mark und einem Staatszuschuß von 5 800 Mark, durch gnädige Zuschüsse vom bischöflichen Ordinariate Augsburg, vom Ludwigsmissionsverein in München, vom Fürsten Oettingen-Spielberg und vom Fürsten Thurn und Taxis, durch die rühmenswerte Opferwilligkeit so vieler, besonders des größten Theils der hiesigen Einwohner, sowie durch die Wohltätigkeit der katholischen Rieser Bevölkerung ist unter Gottes wunderbarem Segen eine Summe von 70 000 Mark zusammengefloßen, so daß mit dem heutigen Tage der Auftrag des hochsel. Bischofs Petrus seiner Ausführung hat näher gerückt werden können.

Demütigster Dank Gott dem allgütigen Lenker dieses Werkes und der Herzen! Innigster Dank all den edlen Wohlthätern: möge Gott es ihnen lohnen!

Wolle das neue Gotteshaus erstehen Gott zur Ehre, der Gemeinde zum Heile und allen frommen Besuchern zum zeitlichen und ewigen Frieden!

Anhang 2

Als Pfarrer in Fremdingen werden genannt¹⁰⁶:

1411	Nikolaus ¹⁰⁷
...	
1541–1544	Hans von Hürnheim, auch Pfarrer in Raustetten ¹⁰⁸
...	
1579	Lorenz Ziegelmeier von Ellwangen
1587	Johann Bollinger, auch Pfarrer in Raustetten
1617	Wilhelm Schurheimer
1619	Mgr. Jakob Model von Engen in Baden, gewesener Chorvikar zu Ellwangen; war auch Pfarrer in Raustetten
1623	Zacharias Mayer von Marktöffingen
1627	Jakob Huber
1629	Mgr. Johannes Barth Schreckenfuchs von Augsburg
1630	Christoph Schweickhart von Ellwangen
1636	ohne Eintrag!
1645	Johann Gentner, Pfarrer in Hochaltingen
1646	Christoph Lusmann, Pfarrer in Hochaltingen
1654	Martin Brendelin, Pfarrer in Hochaltingen
1660	Johann Wolfgang Eringer, Pfarrer in Hauen
1661	Heinrich Niggel
29. September	
1666	Leonhard Adolf von Nürnberg, zuvor Cooperator in Traunstein, Diözese Salzburg. Er wohnte in Hochaltingen. Am 14. Mai 1666 wurde er als Pfarrer für Raustetten vom Kapitulum Ellwangen präsentiert.
Januar	Urban Priggelmayer, wohnt in Hochaltingen
1666	
Oktober	
1667	Thomas Dorner, Kaplan in Hochaltingen, zugleich Pfarrer in Fremdingen
Juli	
1668	Johann Georg Mahler, wohnt in Hochaltingen
September	
1669	Matthäus Wilhelm Kraft, wohnt in Hochaltingen
Januar	
1674	Heinrich Niggel, zugleich Pfarrer in Fremdingen und Hausen, wohnt in Hausen
Februar	

¹⁰⁶ Angaben nach Pfarrbuch I von 1717, S. 139 ff, die durch Pfarrer Eugen Hänle ergänzt wurden. Verwertet wurde außerdem: P. Weißenberger in JABG 12, 1978, S. 236

¹⁰⁷ FÖAW U I 5349

¹⁰⁸ E. Hänle: Pfarrei und Einsiedelei in Raustetten im 18. Jahrhundert, in: JABG 15, 1981, S. 222

- 1674 April Jakob Henle aus Ingolstadt, Kaplan in Hochaltingen, Pfarrer und Kammerer in Fremdingen.
1681–1706 Pfarrer in Hochaltingen; gestorben am 1. April 1706,
- 1681 16. Oktober Leonhard Hasler, wohnt im „Vogthaus“ zu Raustetten, bis der Pfarrhof in Fremdingen erbaut ist. Ab 1683 Pfarrer in Utzwingen, wo er am 7. März 1684 starb.
- 1683 8. September Franz Jakob Nadler von Marktoffingen. Er übernahm 1685 die Pfarrei Kicklingen bei Dillingen; starb 1732 als Kammerer.
- 1685 22. April Johann Konrad Eichhorn aus Herblingen; er übernahm später die Pfarrei Laubheim und wurde dort Dekan.
- 1691 6. September Mag. Wilhelm Rueff von Dillingen. Er wurde 1691 als Pfarrer von Raustetten präsentiert. Am 3. 4. 1695 starb er in Fremdingen und wurde in der Pfarrkirche beim Eingang in den Chor begraben.
- 1695 30. April Christoph Michael Claus von Wallerstein; gestorben in Kirchheim
- 1702 März Franz Reiminger, starb in Ingolstadt
- 1706 27. Juli Ignaz Mayr, getauft am 28. 7. 1676 in Behlingen. Er förderte die Klostergründung in Fremdingen 1721.
- 1743 März Josef Schwemmerger von Geislingen; übernahm bald das Beichtvateramt im Kloster und starb am 24. 7. 1782
- 1747 28. August Johann Jakob Mayr, geboren und getauft am 11. 10. 1705 in Megesheim bei Oettingen; er war sechs Jahre Kaplan in Gnotzheim (Diözese Eichstätt)
- 1775 16. Mai Johann Nepomuk Baumhauer von Oettingen; vorher zwei Jahre Cooperator in Utzwingen, später Stadtpfarrverweser in Oettingen, gestorben am 13. 12. 1800.
- 1783 18. März Johannes Theodosius Baumgratz, geboren am 12. Januar 1734 in Fremdingen.
Er war von 1765 bis 1783 erster Pfarrer der neu errichteten Pfarrei Rühlingstetten; gestorben am 12. 12. 1802 in Hochaltingen.
- 1790 13. Dezember Franz Borgias Stuhlmüller von Oettingen; 7 Jahre Kooperator in Oettingen, 9 Jahre Kurat in Hirschbronn.
1806 bis 1817 Pfarrer in Megesheim, dann in Gnotzheim, wo er 1823 starb.
- 1806 Johannes Michael Fick, vorher 7 Jahre Kaplan in Binswangen, von 1797–1804 Kaplan in Oettingen, 1804–1806 Pfarrkurat in Ehingen.
- 1818 16. Juni Johannes Braunger, geboren am 25. April 1778 in Schaffhausen, Priesterweihe 1802, gestorben am 11. 11. 1834
- 1835 6. Februar Christian Sertorius, geboren am 7. Dezember 1805 in Oettingen, gestorben am 6. Mai 1837 in Fremdingen.
Zuvor zwei Jahre „gubernator comitum de Otting-Fünfstetten“, dann Kaplan in Oberndorf, ein Dreivierteljahr „gubernator comitum de Fugger“, 2½ Jahre Kaplan in Oettingen und ebenfalls 2½ Jahre Kaplan in Rettenbach bei Günzburg.

- 1837
9. August Johannes Baptist Bumüller. Er war zuvor Pfarrer in Rohr und Gambach bei Pfaffenhofen an der Ilm.
Geboren am 10. November 1803 in Göggingen; zog am 9. 8. 1843 nach Oberigling.
- 1844
26. Februar Franz Xaver Liebert. Zuvor Benefiziat bei St. Rochus in Augsburg.
Geboren am 13. Januar 1815 in Augsburg; gestorben am 12. 12. 1874 in Fremdingen
- 1875
16. April Anselm Vogt. Vorher Kaplan in Oettingen, Nassenbeuren, Neu-Ulm und Augsburg St. Georg.
Vogt war seit 1882 schwer krank, so daß folgende Kapläne die Pfarrei versahen: 1883 Johann Eggers, 1884 Friedrich Münch, 1885 Ludwig Bosch und Josef Komposch, 1885 Ludwig Reinicke, 1886 Alois Öhler, 1888 Ludwig Klojer, 1889 Heinrich Kohlhaas, 1894 Heinrich Helmschrott
geboren am 13. April 1845 in Lauchdorf bei Kaufbeuren; gestorben am 6. August 1895 im Kloster Neresheim, wo er Erholung suchte.
- 1898
6. September Josef Anton Eisele, Erbauer der Pfarrkirche, war vorher Vikar in Rühlingstetten und in Friedberg bei Augsburg.
Geboren am 4. März 1868 in Dürrwangen; zum Priester geweiht am 22. 7. 1893; gestorben am 31. Januar 1951 in Sulzbach bei Aichach, begraben in Fremdingen.
- 1909
18. November Sebastian Winkler, vorher Kaplan in Dinkelsbühl
- 1926
1. Januar Hubert Lutz. Vorher Benefiziat in Ichenhausen; ab 1. 3. 1932 Pfarrer in Oberalting-Seefeld, später Pfarrer in Heimertingen bei Memmingen.
Geboren am 4. 6. 1888 in Augsburg, am 20. 7. 1919 in München zum Priester geweiht, am 31. 8. 1975 gestorben in Legau, begraben in Heimertingen am 3. 9. 1975.
- 1932
Mai Josef Schmid. Zuvor Kaplan in Oettingen; ab Januar 1952 Pfarrer in Wilpoldsried bei Kempten. Geboren am 9. 6. 1902 in Penzing; zum Priester geweiht am 18. 7. 1926; gestorben am 11. 6. 1968 in Wilpoldsried.
- 1952
28. April Lorenz Götz, zuvor Stadtkaplan in Lindau-Aeschach und in Schrobenshausen; geboren am 11. 5. 1912 in Herblingen, zum Priester geweiht am 26. 6. 1938, seit Februar 1964 Stadtpfarrer in Augsburg Neu-Stadbergen.
- 1964
6. März Eugen Hänle, ab 1. 7. 1957 Stadtkaplan in Weilheim/Obb., ab 1. 7. 1960 Stadtkaplan in Augsburg/St. Moritz. Geboren am 6. 3. 1932 in Nördlingen, zum Priester geweiht am 2. Juni 1957 in Dillingen.

Die Erarbeitung des Stoffes wurde von vielen Seiten gefördert. Besonders bedanken möchte ich mich bei H. H. Pfarrer Eugen Hänle für seine zahlreichen Hinweise bei Herrn Richard Raab, der die historischen Bilder zur Verfügung stellte, sowie bei Frau Dr. Elisabeth Grünwald für die freundliche Unterstützung.

Johannes von Nepomuk und seine Verehrung auf dem Härtsfeld im 18. Jahrhundert

von P. Paulus Albert Weißenberger OSB

Um die Ausbreitung der Johannes-Nepomuk-Verehrung auf dem Härtsfeld, das bis zur Säkularisation zum Bistum Augsburg gehörte, haben sich in besonderer Weise in Dischingen die Schenken von Castell und ihre Besitznachfolger, die Fürsten von Thurn und Taxis, in Iggenhausen die Grafen von Oettingen-Baldern und in Neresheim der Stadtpfarrer und Dekan Anton Karl Mack verdient gemacht.

Markt Dischingen und Dorf Trugenhofen mit Schloß waren in den Jahren 1662–1724 im Besitz der Schenken von Castell. Diese Familie hatte ihr Stammschloß nicht im fränkisch-bayerischen Land, wie man vielleicht vermuten möchte (Schloß bei Kitzingen), sondern in Tägerweiler, Kanton Thurgau/Schweiz. Neben den beiden genannten Orten Dischingen und Trugenhofen auf dem Härtsfeld besaß diese schweizerische Adelsfamilie noch vielen anderen Streubesitz im Württembergischen Land, so in den einstigen Oberämtern Biberach, Blaubeuren, Ehingen, Saulgau, Ulm und Waiblingen (vgl. O. v. Alberti, Wttbg. Adels- und Wappenbuch, Stuttgart 1898, Seite 109). Im Jahr 1681 wurde diese Familie der Schenken von Castell (de castris) in den Reichsgrafenstand erhoben (Beschreibung des Oberamts Neresheim, Stuttgart 1872, S. 265).

Im Jahr 1727 gründete der letzte Graf, Marquard Willibald Schenk von Castell, in seiner Pfarrkirche zu Dischingen eine eigene Kaplanei zu Ehren des hl. Willibald, seines Namenspatrons und ersten Bischofs der Nachbardiözese Eichstätt. Wahrscheinlich war dieses Benefizium mit der hl. Messe in der St. Gotthardskapelle zu Dischingen verbunden und bestand bis ins 19. Jahrhundert (s. auch Schematismus der Diözese Augsburg, 1762, Seite 220).

1734 verkaufte die Familie Schenk von Castell den Dischinger Besitz an den Fürsten Anselm Franz von Thurn und Taxis (1714–1739). Damit „beginnt die Periode der großen Ländernerwerbungen durch das fürstliche Haus Thurn und Taxis auf deutschem Boden. Nur durch entsprechenden Landerwerb konnte die Aufnahme des fürstlichen Hauses in den Reichsfürstenrat ermöglicht werden“, was seit 1695, dem Jahr der Erhebung in den Reichsfürstenstand, „eine der großen Hauptaufgaben dieser Familie sein mußte“ (vgl. M. Piendl, Das fürstliche Haus Thurn und Taxis, Regensburg 1980, S. 73).

Iggenhausen aber gehörte bis 1798 den Grafen von Oettingen-Baldern und ging nach dem Aussterben dieser Linie in den Besitz des Fürsten von Oettingen-Wallerstein über.

Haben die Herrschaftsfamilien vor allem durch die Errichtung von Kapellen und Stiftungen die Nepomuk-Verehrung gefördert, so tat es der Neresheimer Stadtpfarrer Mack durch die Veröffentlichung eines Buches.

Die Selig- und Heiligsprechung des Johann von Nepomuk

Papst Innozenz III. Graf Conti erlaubte am 7. Juni 1721, daß Johannes von Nepomuk als Seliger verehrt werden durfte, worauf am 4. Juli 1721 die erste große Feierlichkeit zu Ehren des neuen Seligen in Prag abgehalten wurde.

Was wissen wir über diesen in katholischen Ländern überaus beliebten und verehrten Seligen und Heiligen?

Er wurde um 1350 zu Pomuk oder Nepomuk im Kreis Pilsen/Böhmen geboren, wurde Priester, viel gesuchter Beichtvater und schließlich Generalvikar des Erzbischofs von Prag. Im Jahr 1393 starb er als Martyrer des Stillschweigens (nach unverbürgter Tradition Martyrer des Beichtgeheimnisses), indem König Wenzel von Böhmen ihn in der Moldau ertränken ließ.

Vom Augenblick der päpstlichen Erlaubnis zur Verehrung des Seligen, d. h. vom Jahr 1721 an, verbreitete sich die Verehrung dieses volkstümlichen Seelsorgers bald über ganz Böhmen, Österreich und Süddeutschland. Sein Bild findet sich häufig, vielfach als Brückenheiliger in Stein gehauen, dargestellt im priesterlichen Gewand, mit Rochet oder Chorrock, Stola und Birett den rechten Zeigefinger am Mund als Zeichen seiner Schweigsamkeit, in Stadt und Land, so auch in Dischingen. Sein Grab wird noch heute im Dom zu Prag viel besucht. Eines seiner bekanntesten und berühmtesten Heiligtümer ist die Joh. Nepomukkirche von Egid Quirin Asam in München (1733–1746). (Näheres über Joh. v. Nepomuk in der Kunst s. R. Künstle, Ikonographie der christlichen Kunst II, Freiburg 1926, S. 350f.)

Schon am 19. März 1729 wurde Johannes von Nepomuk durch Papst Benedikt XIII. zur Ehre der Altäre erhoben und heiliggesprochen. Sein Fest wurde von Anfang an auf den 16. Mai gelegt, an dem es noch heute auch nach der neuesten Liturgiereform gefeiert wird.

Die Verbreitung der Nepomuk-Verehrung auf dem Härtsfeld

Einer der begeistertsten deutschen Verehrer des neuen Seelsorger-Heiligen war der Augsburger Fürstbischof Alexander Sigismund von Pfalz-Neuburg, der sein Bistum 47 Jahre lang regierte. Ihm lag die Verbreitung der Nepomuk-

Verehrung in seiner Diözese sehr am Herzen. Darum verordnete er unmittelbar nach der Heiligsprechung für sein ganzes weites Bistum eine achttägige Gedächtnisfeier mit vielen Predigten, Gottesdiensten und Andachten zu Ehren des heiligen Johannes von Nepomuk. Solche wurden in der Bischofsstadt Augsburg selbst vom 21. bis 28. August 1729 und in der Bischöflichen Residenzstadt Dillingen vom 30. April bis 7. Mai 1730 in festlichster Weise abgehalten (A. Layer, *Die Hochblüte der Johann-Nepomuk-Verehrung in Augsburg*, in JABG IX, 1975, S. 199–220).

Den eingehendsten Bericht über diese Johannes-Nepomuk-Feiern in Augsburg, Dillingen, wie in der übrigen Diözese, besonders auch im Gebiet der Grafen Schenk von Castell im unteren Härtsfeld wie auch des Grafen Kraft Anton Wilhelm von Oettingen-Baldern, der in Iggenhausen/Dischingen begütert war, liefert Anton Karl Mack aus Dillingen, Stadtpfarrer in Neresheim und gleichzeitig Dekan des Landkapitels gleichen Namens in einem Werk, das 1747 bei Anton Brunhauer in Ellwangen gedruckt wurde und im gleichen Jahr in Neresheim im Eigenverlag Mack's erschien (532 S. Text, 27 S. Register und viele Beigaben). Auf dieses Buch wird unten S. 131 ff. näher eingegangen. Aus diesem Werk stammen die meisten folgenden Nachrichten über die Verehrung des heiligen Johannes von Nepomuk in der Gegend um Neresheim bzw. im Landkapitel Neresheim. Mack konnte authentisch berichten, da er 40 Jahre lang, 1711 bis 1751, in Neresheim gewirkt und selbst die Nepomuk-Verehrung gefördert hat.

Der Bau einer Johann-Nepomuk-Kapelle in Iggenhausen

Um 1762 zählte die Pfarrei Dischingen mit Iggenhausen rund 1096 Seelen, die von Trugenhofen 234 Katholiken (vgl. Augsburger Schematismus von 1762). Trugenhofen besaß damals noch einen eigenen Pfarrseelsorger. In Dischingen aber amtierten nicht weniger als 4 Geistliche: 1 Pfarrer, 1 Frühmessner, 1 Koope-rator sowie ein Ruhestandsgeistlicher von 72 Jahren.

Damit nun die Pfarrangehörigen von Iggenhausen es seelsorglich etwas leichter hätten, stiftete der fromme Reichsgraf Wilhelm Anton Maximilian zu Oettingen-Baldern-Sötern (Näheres bei Mack S. 506 ff.), ein ebenso inniger Verehrer des seligen Johannes von Nepomuk wie der Bischof von Augsburg, unter dem 4. Juli 1718, d. h. noch zu Beginn des Informativprozesses für die Seligsprechung, in dem seiner Herrschaft zugehörigen, aber der Pfarrei Dischingen unterstellten Ort Iggenhausen eine Kapelle mit einer Wohnung für einen Einsiedler oder allein lebenden Mesner. Die Bewilligung zum Bau der Kapelle wurde vom Bistum Augsburg 1719 erteilt. Unmittelbar danach begann 1720 der Bau, der 1721 mit der Erstellung eines angebauten Wohnhauses für den Einsiedler oder Mesner abgeschlossen wurde. Patrone der Kapelle waren von

Anfang an bis heute sowohl der hl. Josef wie der (damals noch nicht heiliggesprochene) Johannes Nepomuk. Es war somit die erste Kapelle, die in der Diözese Augsburg und wohl auch in anderen süddeutschen Diözesen zu Ehren dieses Seelsorgerheiligen erbaut wurde. Ein eigentliches Weihedatum ist nicht bekannt geworden.

Als dann 1721 Johannes von Nepomuk in Rom unter die Seligen eingereiht wurde, bemühte sich der Graf von Oettingen-Baldern-Sötern zusammen mit dem Bischof von Augsburg, für die Kapelle in Iggenhausen für den Festtag des neuen Heiligen, den 16. Mai, einen vollkommenen Ablass für alle ihre Besucher zu erlangen, was von Rom am 27. September 1725 gewährt und vom Ordinariat Augsburg am 4. Mai 1726 bestätigt wurde (Mack S. 507).

Wachsende Verehrung des hl. Johannes von Nepomuk

Als am 19. März 1729 Johannes von Nepomuk als Heiliger erklärt und die hl. Messe zu seiner Ehre allüberall mit schönen Eigentexten erlaubt wurde, breitete sich die Verehrung des Heiligen immer mehr aus. Das wird wohl am besten erkennbar in dem Johann-Nepomuk-Katalog (herausgegeben vom Adalbert Stifter-Verein, Passau 1971 mit nicht weniger als 208 Seiten Text und 128 Bildseiten). Es kann hier auch beigefügt werden, daß in den bayrischen Kunstdenkmälern, Abt. Schwaben, allein für den Landkreis Dillingen nicht weniger als 50, für die Bischofsstadt Dillingen aber 17 Hinweise auf künstlerische Darstellungen unseres Heiligen zu finden sind.

Im Dienst der zunehmenden Verehrung des seligen Johannes Nepomuk zu Iggenhausen dürfte wohl auch die Gründung einer eigenen Kaplanei an der Pfarrkirche zu Dischingen im Jahr 1727 gestanden haben. Gründer derselben war Graf Marquard Willibald Schenk von Castell. Diese Kaplanei – zu Ehren des hl. Willibald, des Namenspatrons des Stifters und zugleich des ersten Bischofs der Nachbardiözese Eichstätt –, konnte mit der St. Gotthardskapelle in Dischingen verbunden sein, mit ihren Verpflichtungen aber auch in der Kapelle zu Iggenhausen vollzogen werden, um so den Iggenhauser Pfarrkindern öfters die Teilnahme an einer hl. Messe zu ermöglichen (vgl. Beschreibung des Oberamts Neresheim, Stuttgart 1872, S. 265; Schematismus Augsburg 1762, S. 220). Da in Dischingen im 18. Jahrhundert zeitweilig 4 Priester ansässig waren, war ein Gottesdienst an Werktagen in der Kapelle zu Iggenhausen leicht zu ermöglichen.

Gründung einer Gebetsbruderschaft zu Ehren des hl. Johannes von Nepomuk in Iggenhausen und Dischingen

Seit dem Jahr der Heiligsprechung von Johann von Nepomuk im Jahr 1729 findet sich auch immer häufiger die Gründung von sog. Gebetsbündnissen oder Bruderschaften zu Ehren dieses Heiligen. Noch 1729/30 wurden solche Bruderschaften in den Städten Augsburg, Neuburg, Rain, Schw. Gmünd und an anderen Orten errichtet. Auch Graf Wilhelm Anton Maximilian zu Oettingen-Baldern-Sötern bemühte sich in dieser Richtung, und zwar für seine Hintersaßen in Iggenhausen. Schon am 30. Dezember 1729 bat er um die Errichtung einer solchen Bruderschaft mit entsprechenden Ablässen, samt einem privilegierten Altar in seiner dort erbauten Kapelle. Am 7. Juni 1730 war diese Bitte von Augsburg nach Rom weitergeleitet und am 18. Juli 1730 von Papst Clemens XII. Corsini erfüllt und das Bruderschaftsfest für Iggenhausen auf den Festtag des Heiligen, den 16. Mai, gelegt worden, an dem es bis heute gefeiert wird.

Am 14. August 1730 wurde dann das Bruderschaftsfest vom hl. Johannes Nepomuk in der Gesamtpfarrei Dischingen eingeführt, das Bruderschaftsfest für Dischingen selbst aber auf das Hl. Kreuzfest im September verlegt und hier am 16. September 1731 als am 16. Sonntag nach Pfingsten erstmals festlich begangen.

Festliche Einführung der St.-Joh.-Nepomuk-Bruderschaft in Iggenhausen

Im kleinen Weiler Iggenhausen wurde die Festlichkeit zu Ehren des hl. Johannes von Nepomuk am 16. Mai 1731 in der Weise begangen, daß der damalige Abt von Neresheim, Edmund Heyser, in einer großen Prozession, an der nicht weniger als 22 Geistliche teilnahmen, das Allerheiligste unter dem Schall von Pauken und Trompeten durch das Dörfchen trug, wobei ein Bild des neuen Heiligen, wohl von Michael Zink, mitgetragen, eine Lobpredigt zu Ehren des neuen Heiligen gehalten und während der Festlichkeit auch die „Stucken und Böller“ abgeschossen wurden. Zahlreiche Leute aus Adel, Geistlichkeit und einfachem Volk schlossen sich zu einer Bruderschaft zusammen und versprachen, alljährlich das Fest des heiligen Johannes feierlich zu begehen, während jedes einzelne Mitglied der Bruderschaft sich verpflichtete, jährlich zwei hl. Messen für alle lebenden und verstorbenen Glieder der Bruderschaft selbst zu feiern oder lesen zu lassen (sog. Bundmessen).

Das erste Bruderschaftsfest in Dischingen

Noch festlicher als in Iggenhausen konnte sich die erstmalige Feier des Bruderschaftsfestes im Marktflecken, dem Pfarrort Dischingen, entwickeln. Es war am 16. September 1731. Darüber berichtet eine Schrift in Folioformat von 31 Seiten Umfang (6 Seiten Titel und Einsetzungsbericht, 25 Seiten Predigttext), die in mehreren Exemplaren unter der Predigtliteratur der Barockbibliothek der Abtei Neresheim zu finden ist (und wohl auch in der leider vor einigen Jahren an einen Antiquar veräußerten einstigen Dekanatsbibliothek vorhanden war).

Da die damals alte Pfarrkirche von Dischingen – die heutige prächtige und geräumige Kirchenhalle wurde erst 40 Jahre später durch das Mitwirken des Fürstenhauses Thurn und Taxis errichtet – die Menge der Besucher aus der ganzen Umgegend nicht zu fassen vermochte, wurden für den Ablauf der Festlichkeit in dem um die bisherige Kirche liegenden Fried- und Kirchhof ein Altar samt einer Kanzel errichtet und beide „mit schönen Tapeten (Teppichen), Laubwerk und Früchten ausstaffiert“, während zu beiden Seiten des Altars „schöne, mit goldenen Sternen gezierte hohe Cypressen“ standen. Als Festprediger war Johann Leonhard Lohbronner aus Dillingen gewonnen worden. Nach den auf dem Titelblatt der gedruckten Festpredigt aufgezählten persönlichen Titeln war Lohbronner Doktor der Hl. Schrift, Dechant und Stadtpfarrer beim Kollegiatkapitel zum hl. Petrus in Dillingen, hochfürstlich Augsburgerischer Geistlicher Rat, Visitator der Diözese Augsburg und Dechant (Dekan) des Landkapitels Dillingen. In seiner Predigt stellte Lohbronner das Leben und die Gestalt des hl. Johannes von Nepomuk den beiden anderen Patronen der Pfarrkirche, dem hl. Johannes dem Täufer und dem hl. Evangelisten und Lieblingsjünger des Herrn, Johannes, als Vorbild und Neuerfüllung ihrer Sendung in ihrer Zeugenschaft für Christus und in ihrer Liebe zu Maria gegenüber. Die Festpredigt, die mindestens eine Stunde dauerte, stand unter dem Motto aus Isaias 12,6: „Exulta et lauda, habitatio Sion, quia magnus in medio tui sanctus Israel“, d. h. Juble und preise den Herrn, du Volk vom Sion, denn groß ist in deiner Mitte der Heilige Israels“. Die Festpredigt wurde mit größtem Beifall seitens des zahlreichen Volkes belohnt, fand „höchsten Contento“ und wurde noch im gleichen Jahr in Dillingen gedruckt. Sie ist in der Barockbibliothek der Abtei Neresheim unter H 167/8 und sonst mehrmals erhalten unter dem typisch barocken Titel:

„Joannes in eodem drey große Joannes in einem, das ist Joannes von Nepomuck, neuerwählter und dis Namens dritter Schutzheiliger und Kirchenpatron zu Dischingen, ist wie beyde Joannes der Tauffer und der Evangelist Schutz- und Kirchenpatronen daselbsten dem Namen nach groß vor Gott und zum Heyl der Auserwählten Gottes der größt vor der Welt“, in einer „Lob- und Ehrn-, Trost- und Lernpredigt, da in gedacht hochgräfl. Schenck-Castellischen Marckflecken die St. Johann Nepomucenische Bruderschaft zum Trost der

Lebendigen und ein Totenbund zum Trost der Abgestorbenen aufgerichtet und unter großem Zulauf des Volks höchstfeyerlich eingeführt wurde“.

Mit der Festpredigt wurde ein Festgottesdienst im Kirchhof mit viel Musik, dem Krachen von Böllern und dem Lärmen von Gewehrsalven verbunden. Diesen Festgottesdienst mit der nachfolgenden Sakramentsprozession hielt unter Teilnahme von nicht weniger als 31 Welt- und Ordensgeistlichen Herr Baron Ferdinand Konrad Tänzl von Trazberg, Herr auf Oberbechingen und Bissingen (Kesseltal), kurfürstlich-pfalzgräflicher Kämmerer und Hauptpfleger zu Lauingen. Die Kanonen („Stuck“, im Ganzen 14 St. großes Geschütz) und Böller waren in der Nähe der Egaubrücke und auf dem sog. Schloßberg über Dischingen aufgestellt. Die Prozession wurde vom klingenden Spiel von „Waldhornisten, Hoboisten, Vagotisten und Thamborei“, von Pauken und Trompeten begleitet und von der Bürgerschaft eine eigens für den Festtag gearbeitete neue Bruderschaftsfahne mitgetragen, wobei die erwachsenen Bürger „mit Ober- und Seitengewehr“ mitmarschierten. Bei dieser Sakramentsprozession wurde Baron Tänzl von Trazberg von den beiden Brüdern und Grafensöhnen, Johann Frobenius Ludwig Anton Ignaz, Domherr zu Augsburg, und Franz Josef Anton, Domherr zu Mainz, beide aus dem Geschlecht der Schenk von Castell, begleitet, während der alte Graf Marquard Willibald Schenk von Castell mit einer brennenden Kerze hinter dem Allerheiligsten schritt.

Die Teilnehmer aus dem Volk wurden durch einen Genius (Zeremoniar) in schönen Kleidern angeführt, darnach folgten zwei Ministranten mit Fähnlein, zwischen ihnen das Crucifix. Die Prozessionsteilnehmer selbst waren in mehrere Gruppen eingeteilt, denen jeweils Bild-Schrifttafeln mit Begebenheiten aus dem Leben des hl. Johannes von Nepomuk vorangetragen wurden. Bilder wie Aufschriften sollten dem Volk in eindrucksvoller Weise das Leben des hl. Martyrers zum Bewußtsein bringen, indem die fünf Bilder samt ihren Beischriften auf die Zeiten des Redens (tempus loquendi), des Schweigens (t. tacendi), des Leidens (t. patiendi), des Sterbens oder Martyriums (t. moriendi) und die Zeit der Verherrlichung (t. colendi) aufmerksam machten. In der fünften und letzten dieser Gruppen wurde in einer kleinen Monstranz eine Reliquie des Heiligen Johannes mitgetragen und so in besonderer Weise von allem Volk verehrt.

In ausnehmender Weise wurde dem hl. Johannes Nepomuk gleichzeitig noch dadurch eine besondere Huldigung dargebracht, daß der Hochaltar der Pfarrkirche ein neues Altarblatt erhielt, auf dem die drei hl. Johannes als Patrone der Pfarrei Dischingen, über ihnen die hl. Dreifaltigkeit, dargestellt waren, ferner, daß bereits im Jahr 1730 auf Kosten der ganzen Pfarrgemeinde ein Standbild des Heiligen, in Stein gehauen, auf der kleinen Egaubrücke innerhalb des Pfarrortes Aufstellung fand. Der gesamte Bericht über die Festlichkeit samt der Festpredigt von Lohbronner anläßlich der Einführung der Joh.-Nepomuk-Bruderschaft in der Pfarrei Dischingen wurde bei Joh. Ferdinand Schwerdtlen in

Dillingen gedruckt und hier auch verlegt.

Wer die Steinplastik des Heiligen auf der Dischinger Egaubrücke schuf, ist von Mack nicht berichtet wie auch einschlägige Akten oder auch das entsprechende Dekanatsbuch (Dischingen gehörte damals zum Landdekanat Lauingen) weder in Lauingen oder in der Pfarr-Registratur Dischingen aufgefunden wurden. Als Meister der Dischinger Johann Nepomuk-Steinplastik kommt wohl nur der Steinhauer Hans Michael Gentner im Kloster Neresheim (aus Iringen in Baden stammend) oder Johann Mair in Baldern in Frage (über beide s. P. Weißenberger, Baugeschichte der Abtei Neresheim, Stuttgart 1934, S. 60 ff.).

*Die ersten Mitglieder der neuerrichteten Bruderschaft
in (Dischingen)-Iggenhausen.*

Dekan und Stadtpfarrer Anton Karl Mack zählt in seinem Buch „Ehrentriumph des hl. Johannes Nepomuk“ (S. 517–532) nicht weniger als vier „Klassen“ von Leuten auf, die sich im Anschluß an die Errichtung der Bruderschaft zu Ehren des neuen Heiligen und Schutzpatrons einschreiben ließen und die Erfüllung der damit verbundenen Meßverpflichtungen auf sich nahmen. Mack hält die Namen und Titel all derer fest, die, offenbar bis zum Jahr seiner Buchveröffentlichung 1746, in die Iggenhauser-Dischinger Bruderschaft eingetreten waren. Es sind im Ganzen 16 Adelige männlichen und weiblichen Geschlechts, 57 Geistliche des Welt- und Ordensklerus, 31 weltliche Beamte und 45 Leute aus dem Bürgerstand und dem einfachen Volk. Sie werden alle, soweit möglich, mit ihren Vor- und Familiennamen, ihren Titeln, Heimatorten und Stellungen im Leben aufgezeichnet. Sie seien hier aus kulturgeschichtlichen Gründen, wenn auch etwas gekürzt, wiedergegeben:

I. Klasse – Von dem Hohen Adel.

1. Crafft Wilhelm, regierender Graf zu Oettingen-Baldern-Sötern, Kais. Geheimer Rat und Kämmerer, des Hauses Oettingen Senior und Regalium Administrator.
2. Damian Albert Anton Willibald Josef Notger Graf zu Oettingen-Baldern-Sötern.
3. Franz Josef Freiherr Reichlin von Meldegg, Ritter des Deutschordens und Komtur zu Kloppenheim, Kaiserlicher und Kgl. Ungarischer Mayestat Kämmerer, des Kaiserl. Harrachschen Infanterieregiments Kommandierender Oberst.
4. Franz Wilhelm Notger Josef Graf zu Oettingen-Baldern-Sötern.
5. Friedrich Franz Anton, regierender Graf von der Leyen.
6. Ignaz Franz Philipp Karl Josef Notger Antonius Graf zu Oettingen-Baldern-Sötern, des Stifts Speyer Erzschatzmeister wie auch des erzbischöfl.

Domstifts Köln und der hochfürstl. Stifte Eichstätt und Bruchsal Kanonikus.
7. Johann Nepomuk Ludwig Xaver Graf zu Muggental, Herr zu Bederau und Leipach.

8. Lothar Franz Ludwig Josef Notger Maria Graf zu Oettingen-Baldern-Sötern eines „römischen Concilii de s. Rota“ Auditor, des infulierten Domstifts Augsburg und des fürstl. Stifts Ellwangen Kanonikus.

9. Philipp Karl Anton Graf zu Oettingen-Oettingen und Oettingen-Wallerstein Kaiserl. Kämmerer.

10. Frau Charlotta Juliana Maria Josefa Walburga, Reichsgräfin zu Oettingen-Oettingen und Oettingen-Wallerstein, geb. Gräfin Oettingen-Baldern-Sötern

11. Fräule(in) Charlotta Maria Elisabeth, Gräfin von der Leyen.

12. Frau Eleonora Gräfin zu Oettingen-Baldern-Sötern, geb. Gräfin Schönborn.

13. Fräule(in) Maria Anna Eleonora Elisabetha Walburga Josefa Gräfin Oettingen-Baldern-Sötern.

14. Fräule(in) Maria Theresia Gräfin zu Oettingen-Baldern-Sötern.

15. Fräule(in) Sophia Ernestina Maria Anna Josefa Walburga Gräfin Oettingen-Baldern-Sötern, des adeligen Stifts zu Dorn Stiftsdame.

16. Fräule(in) Sophia Maria Gräfin von der Leyen.

II. Klasse – Von dem geistlichen Stand

1. Abt Aurelius Braisch OSB, Abtei Neresheim, Kais. Mayestät Rat und Erbkaplan.

2. Prälat Kaspar Ord. Prämonstr. Roggenburg, Abt wie auch der Stifter Churwalden und St. Lucy in Bindten (Schweiz) Vaterabt, des hl. Ordens der Prämonstratenser in Schwaben, Elsaß und Graubünden Generalvikar und des Schwäb. Kreis-Prälatenstandes Kondirektor.

3. Andreas Mayrhöfer, der hl. Theologie und des Kirchenrechts Kandidat, Oettingen-Baldern. Hofkaplan.

4. Anton Karl Mack, Lizenziat der Theologie und des Kirchenrechts, Landdechant und Stadtpfarrer zu Neresheim, der Bruderschaft S. Joh. Nep. in Iggenhausen Präses.

5. Augustin Haffner, Pfarrer in Auernheim.

6. Bartholomäus Pollinger, Pfarrer zu Ohmenheim und Cammerer des Landkapitels Neresheim.

7. P. Bonifatius Linder, Benediktiner der Abtei Neresheim, Präses (wohl der Rosenkranzbruderschaft in der Abtei) und Holzmeister daselbst.

8. Elias Martin Widenmann, Kandidat der Theologie und des Kirchenrechts, Pfarrer in Dunstelkingen.

9. P. Ernst Obermüller, Abtei Neresheim, Großkellermeister.

10. Frater Felix Leopold Hoffmann, Eremit auf der Altenbürg (bei Nördlingen).

11. Ferdinand Jakob Ulrich Freyhard, Kandidat der Theologie und des Kirchenrechts, Deutschordenspriester, Ihr. Eminenz des Erzbischofs und Kurfürsten zu Köln und Hoch-Deutschmeisters Rat, des Ellwangischen Landkapitels Dechant und Pfarrer zu West- und Jagsthausen.
12. Franz Amandus Marquard Netzel, Kandidat des Kirchenrechts, gräfl. Oettingen-Wallerstein. Hofkaplan.
13. Franz Anton Erhard, Kandidat des Kirchenrechts, Kaplan in Markt Bissingen (Kesseltal).
14. Franz Anton Ferdinand Kieninger, Kandidat des Kirchenrechts, Frühmesser in Markt Dischingen.
15. Franz Anton Fischer, Kandidat des Kirchenrechts, Pfarrer in Härtsfeldhausen.
16. Franz Anton Molitor, Kandidat der Theologie und des Kirchenrechts, Priester in Wallerstein.
17. Franz Anton Netzel, Kandidat der Theologie, Pfarrer in Elchingen.
18. P. Franz Holtzmann, Kanoniker des Prämonstratenserreichsstifts Roggenburg, Pfarrer in Nattenhausen.
19. Georg Donderer, Kandidat des Kirchenrechts.
20. P. Georg Lienardt, Kanoniker des Prämonstratenserstifts Roggenburg, z. Zeit Prior und Professor der Theologie a. D. (emeritus).
21. P. Gerung Frenzel, Kanoniker des Prämonstratenserstifts Roggenburg.
22. P. Heinrich Finck, Benediktiner der Abtei Neresheim, Kellermeister.
23. Johann Baptist Schwager, Kandidat des Kirchenrechts, in Neresheim.
24. Johann Balthasar Mantz, Kandidat der Theologie und des Kirchenrechts, Pfarrer in Dorfmerkingen.
25. Johann Benedikt Astner, Kandidat des Kirchenrechts, Pfarrer in Pfaffenhofen, Landkap. Wertingen.
26. Johann Davogt, geprüfter und approbierter Kandidat der Theologie und des Kirchenrechts, Pfarrer zu Markt Zöbingen, Dechant des Landkapitels Wallerstein.
27. Johann Georg Kieninger, Kandidat der Theologie und des Kirchenrechts in Neresheim.
28. Johann Georg Seitz, Kandidat des Kirchenrechts, Pfarrer in Thannhausen, Landkapitel Wallerstein.
29. Johann Georg Sutor, Kandidat des Kirchenrechts, Pfarrer in Eglingen.
30. Johann Georg Vötter, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, Pfarrer in Unterriffingen und Kammerer des Landkapitels Neresheim.
31. Johann Georg Ziegler, Kand. des Kirchenrechts, Pfarrer in Ballmertshofen.
32. Joachim Heinrich Pröschel, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, Pfarrer in Lauchheim.
33. Johann Jakob Ziegelbauer, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, Kaplan in Ziertheim.

34. Johann Ignaz Bestle, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, Pfarrer in Utzmemmingen.
35. Johann Kögel, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, Pfarrer in Reimertshofen, Landkapitel Oberroth.
36. Johann Nepomuk Eysenbart, Kand. des Kirchenrechts, Frühmesser in Markt Bissingen.
37. P. Johann Nepomuk Reißweg, Benediktiner der Abtei Neresheim.
38. Johann Roser, Kand. des Kirchenrechts, Pfarrer in Wössingen, Landkap. Wallerstein.
39. P. Innozenz Waigel, Kanonikus im Prämonstr.Kloster Roggenburg
40. Josef Bartholomä, Kand. des Kirchenrechts, Pfarrer in Kleinerdingen, Landkapitel Donauwörth.
41. Josef Benedikt Halbedl, Kand. des Kirchenrechts, Pfarrer in Bollstadt, Landkap. Neresheim.
42. Josef Joachim Böckensteiner, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, Pfarrer in Modelhausen, Landkap. Wertingen.
43. Josef Anton Schmidt, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, Benefiziat-Kurat in Flochberg, Landkap. Neresheim.
44. Josef Schaich, Kand. des Kirchenrechts, Pfarrer in Reistingen, Landdek. Neresheim.
45. Josef Sutor, Pfarrer in Ebnat.
46. P. Leonhard Kohler, Benediktiner der Abtei Neresheim.
47. P. Marian Mock, Kanoniker des Prämonstratenserreichsstifts Roggenburg, Großkeller.
48. Matthäus Heißler, Kandidat des Kichenrechts, Pfarrer in Amerdingen, Landkap. Neresheim.
49. Matthäus Kieninger, Kand. der Theologie, erster Assistent des Landkap. Neresheim, Pfarrer in Kösing.
50. Matthias Graßmayer, Kand. d. Kirchenrechts, Pfarrer in Schnaitheim, Landkap. Wallerstein.
51. Mauritius Johannes Schmidt, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts.
52. P. Melchior Eggarth, Kanoniker des Reichsstifts der Prämonstratenser in Roggenburg.
53. Philipp Anton Vanosi, Dr. theol., Geistl. Rat des Fürstbischofs von Konstanz, Pfarrer in Dorf Maihingen.
54. P. Philipp Bayhammer, Kanoniker des Prämonstr.Stifts Roggenburg.
55. Stefan Astner, Kandidat beider Rechte, Pfarrer in Kerkingen, Landkap. Wallerstein.
56. P. Tassilo Lucas, Benediktiner der Abtei Neresheim und Präses der Bruderschaft vom hl. Rosenkranz daselbst.
57. Thomas Blöker, Kooperator in Dunstelkingen.

III. Klasse – *Weltliche Herren Ministri, Officiales und Beamtenstandes, beiderlei Geschlechtes.*

1. Kaspar Ignaz Schweiger, Kand. beider Rechte, des Deutschen Ordens Amtmann in Lauchheim.
2. Franz Anton Josef Benedikt Rueff, Obervogt des Benediktinerklosters Mönchsdeggingen.
3. Franz Anton Mantz, Kand. beider Rechte, Oettingen-Wallerstein. Kammererrat und Brauerverwalter in Wallerstein.
4. Franz Josef Felix von Speth, Comes Palatinus Caesareus, Oettingen-Wallerstein. Geheimer Rat und Oberamtman zu Markt Bissingen.
5. Franz Josef Nidermayer, Sekretär im Reichsstift Roggenburg.
6. Franz Winckler in Zöbingen.
7. Georg Ignaz Schrott, Oettingen-Wallerstein. Oberamtspfleger zu Markt Bissingen.
8. Johann Anton Lebillier, Lizentiat beider Rechte, Oettingen-Wallerstein. Hof- und Regierungsrat und Oberamtman zu Neresheim.
9. Johann Augustin Spriegel, Kand. beider Rechte, Oettingen-Wallerst. Kastner zu Trochtelfingen.
10. Johann Bernhard Eher, Pfalz-Neuburg. Obervogt.
11. Johann Bonifatius Schrott, Oettingen-Wallerstein. Oberamtspfleger zu Neresheim.
12. Johann Martin Bruckmayer, Lizentiat beider Rechte, Kurfürstl. Durchl. zu Pfalz Hofrat zu Neuburg und Pfleg-Kommissar zu Burgheim.
13. Johann Melchior Strampfler, Dr. der schönen Künste (artium liberalium) und der Medizin in Lauchheim.
14. Johann Ulrich Schaich, Rentmeister des Deutschordenskomturs zu Althausen.
15. Josef Ignaz Franz Xaver von Sartori, Lizentiat beider Rechte, Oettingen-Wallerstein. Geheimer Rat.
16. Josef Ignaz Hiltz, Kurbayr. Bräuerverwalter zu Oster-Etringen.
17. Leopold Brenner, Lizentiat beider Rechte, Oettingen-Wallerstein. Hof- und Regierungsrat zu Wallerstein.
18. Anna Christina Charlotta Strampflerin in Lauchheim (Doktorin).
19. Anna Sophia Schrottin, Oberamtspflegerin in Neresheim.
20. Maria Barbara Antonia von Speth, geb. von Hart, Oberamtman in Markt Bissingen.
21. Maria Katharina Niedermayrin, Sekretärin in Roggenburg.
22. Maria Katharina Schweigerin, Deutschordensamtman in Lauchheim.
23. Maria Katharina Wincklerin, Oettingen-Baldern. Forstmeisterin zu Zöbingen.
24. Jungfrau Maria Katharina Wincklerin zu Zöbingen.

25. Maria Claudia Elisabeth Lebillerin, Hof- und Regierungsrätin, Oberamt-
männin in Neresheim.
26. Frau Maria Franziska Wincklerin zu Zöbingen.
27. Maria Margaretha Dillmännin, verwitwete Oettingen-Wallerstein. Kam-
merrätin und Rentmeisterin in Wallerstein.
28. Maria Theresia Hiltzin, Kurbayr. Bräuverwalterin zu Oster-Etringen.
29. Jungfrau Maria Theresia Franziska Adelheidis Dillmännin in Wallerstein.
30. Jungfrau Maria Theresia Schrottin in Markt Bissingen.
31. Jungfrau Maria Walburga Eva Wincklerin in Zöbingen.

IV. Klasse – *Vom Bürger- und gemeinen Stand.*

1. Anton Schmidt, Untervogt in Roggenburg.
2. Anton Waitzmann in Zöbingen.
3. Anton Waitzmann in Morenstöten.
4. Balthasar Wunderle in Utzmemmingen.
5. Franz Anton Wild von Zöbingen.
6. Franz Josef Volmar, Scharfrichter in Ingstätten.
7. Georg Daniel Seitz, Jäger zu Utzmemmingen.
8. Johann Balthasar Wunderle in Utzmemmingen.
9. Johann Baptist Wörner, des Rats und Lammwirt zu Neresheim.
10. Johann Georg Gesell, Bürger und Weber in Neresheim.
11. Johann Georg Wuster in Zöbingen.
12. Johann Jakob Guggenberger, des Rats und Kreuzwirt zu Neresheim.
13. Johann Martin Mayer, Schreiner von Nattheim „conversus“ (er hatte somit
den katholischen Glauben angenommen).
14. Johann Michael Alt, Organist und Schulmeister zu Flochberg.
15. Josef Pfand, Zelter (?)
16. Josef Sailer, Bäcker von Wertingen.
17. Matthias Kohler, Bürger zu Lauchheim.
18. Matthäus Hofmann in Zöbingen.
17. Michael Wuster von Zöbingen.
18. N. N. Seitz von Bollstadt.
19. Philipp Platzari, Kauf- und Handelsmann in Dillingen.
20. Vitus Josef Mahler, Wirt und Gastgeber zu Elchingen.
21. Wilhelm Kaufmann, des Rats und Bäcker zu Neresheim.
22. Anna Anckerin von Hofen.
23. Anna Kampfnerin von Zöbingen.
24. Anna Sendlingerin von Dunstelkingen.
25. Jungfrau Anna Barbara Kaufmännin von Elchingen.
26. Anna Elisabeth Schmidin von Zöbingen.
27. Anna Maria Degin von Oettingen.
28. Jungfrau Anna Perpetua Brennerin von Neresheim.

29. Anna Maria Kohlerin, Wittib in Markt Dischingen.
30. Barbara Sendlingerin von Dunstelkingen.
31. Katharina Aurenhammerin von Zöbingen.
32. Elisabeth Rettenmayrin von Zöbingen.
33. Eva Jaumännin von Kleinerdingen.
34. Johanna Katharina Elisabeth Erhardin von Zöbingen.
35. Johanna Hoffmännin von Ellwangen.
36. Margaretha Gallin, Wittib in Utzmemmingen.
37. Frau Margaretha Wörnerin, Ratsfrau und Lammwirtin in Neresheim.
38. Maria Anna Gesellin, Bürgerin und Weberin in Neresheim.
39. Maria Anna Messerin zu Kleinerdingen.
40. Maria Magdalena Fürstin von Utzmemmingen.
41. Maria Magdalena Mayerin von Zöbingen.
42. Maria Tuecherin, verwitwete Steinmüllerin in Neresheim.
43. Maria Wunderlin von Utzmemmingen.
44. Sybilla Angsterbergerin von Zöbingen.
45. Sybilla Emerlingin von Utzmemmingen.

Einsiedler in Iggenhausen.

Zur Betreuung der 1720 erbauten Josefs- und Johann-Nepomuk-Kapelle zu Iggenhausen ließ Graf Wilhelm Anton zu Oettingen-Baldern-Sötern 1721 ein eigenes Haus (Anbau an die Kapelle) errichten, das für einen allein hausenden Einsiedler oder auch Mesner als Wohnung dienen sollte.

Da einschlägige Akten im fürstlichen Archiv zu Wallerstein z. Zt. nicht greifbar waren und das für diese Zeit in Frage kommende Dekanatsbuch des Kapitels Lauingen nicht aufzufinden war, sind mir nur einige der in Iggenhausen wohnenden Einsiedler bekannt geworden.

Pfarrer K. Schips, Neresheim, nennt („Führer über das Härtsfelt“, Stuttgart 1901, S. 68) einen namentlich nicht näher bezeichneten Einsiedler, der in Iggenhausen am 11. August 1762 als „der letzte Eremit aus dem Kloster Christgarten“ starb und in Dischingen beerdigt wurde. Welche Rolle hier das einstige Kartäuserkloster Christgarten spielt, das schon im 16. Jahrhundert protestantisiert wurde, ist mir nicht bekannt geworden, zumal auch die Sterbematrikel der Pfarrei Dischingen über viele Jahre des 18. Jahrhunderts hin Lücken aufweist.

Ein anderer, vielleicht der letzte Eremit von Iggenhausen, war Fortunatus Anton Zink, ein Sohn des Neresheimer Malers Michael Zink, der in Iggenhausen am 27. April 1796 im Alter von 73 Jahren starb, nachdem er seit 1789 dort, wohl schon Witwer, gelebt und die Kinder des Weilers unterrichtet hatte (vgl. P. Weißenberger, Die Malerfamilie Zink, in Ellwanger Jahrbuch Jg. 22 = 1967/68, S. 56). In der Sterbematrikel von Dischingen wird Fortunatus Zink als

„litteratus“ bezeichnet, ebenso als „uxoratus“ (verheiratet, in Iggenhausen wohl schon verwitwet).

Die Totenmatrikel der Pfarrei Dischingen ist für den zweiten Teil des 18. Jahrhunderts ab 1765 verloren. Für die Zeit vorher kommen im Dischinger Totenbuch folgende Bemerkungen zur Einsiedelei von Iggenhausen und ihre Bewohner vor:

1741, 30. Mai Johannes Böck, gewester Eremit auf dem Altenberg (bei Dillingen) hat hier (in Iggenhausen) den Eremitenhabit seines zeitlichen Lebens mit 66 Jahren abgelegt (Todestag).

1746, 3. Oktober starb der Jüngling Nikolaus Zweistätter (?), etlich 30 Jahre alt, zu Iggenhausen in der Clausen, so sich bei dasigem Einsiedler (Name nicht genannt) aufgehalten.

1752, 5. Dezember Frater Jacobus Kantz, tertiarius s. Francisci ordinis eremitarum †, in Graz/Steiermark geboren.

1753, 18. Januar in eremitorio Igenhausen tamquam secularis vivere cessavit Antonius Eisenbarth von Katzenstein.

1762, 11. August Frater Syrach Fischer, eremita tertii ordinis s. Francisci in Igenhausen senio gravi“.

Stadtpfarrer Mack-Neresheim und seine Geschichte der Verehrung des hl. Johannes Nepomuk

Stadtpfarrer Anton Karl Mack aus Dillingen, Lizenziat der Theologie und des kanonischen Rechts, war rund 40 Jahre in der kleinen Oberamtsstadt Neresheim als Seelsorger, viele Jahre auch als Dekan des Ländkapitels tätig. Gegen Ende seines Lebens und Wirkens in Neresheim befaßte er sich noch intensiv mit dem Leben, Sterben und der Verehrung des heiligen Johannes Nepomuk und ließ darüber ein dickes Werk von nahezu 600 Seiten drucken und im Eigenverlag im Jahr 1747 erscheinen. Der genaue Titel des Buches lautet:

„Ehrentriumpf der Tugend und Heiligkeit des hl. Blutzegen Joannis von Nepomuck in der streitenden Kirche auf Erden als ein kleiner Entwurf der großen Glory und Vermögenheit (Macht) bei Gott dieses Heiligen in der triumphierenden Kirche im Himmel“... Im Verlag des Authoris. Ellwang, gedruckt bey Anton Brunhauser, Hochfürstlich. Ellwangischen Buchdruckern 1747“.

Dieses Werk von Anton Karl Mack hat für Neresheim insofern einen besonderen Wert, als das Buch als Titelkupfer eine Darstellung des hl. Johannes von Nepomuk als Verehrer der Gnadenmutter zu Alt-Boleslau/Alt-Bunzlau bei Prag besitzt, die von dem Neresheimer Maler Michael Zink gezeichnet und vom Kupferstecher Klauber in Augsburg gestochen wurde. Über den Wallfahrtsort Alt-Bunzlau bei Prag, der als der älteste und bedeutsamste Marienwallfahrtsort Böhmens gilt, vgl. Lexikon der Marienkunde I, Regensburg 1967, Sp. 156 f.).

Auf dem Stich ist im Hintergrund die vieltürmige Stadt Prag, davor die Moldaubrücke, darüber das Bunzlauer Gnadenbild und davor St. Johannes von Nepomuk in betender Haltung auf den Wolken zwischen Putten zu sehen. Unter dem knieenden Heiligen ist eine symbolische männliche Figur abgebildet (Herkules?), der mit beiden Armen die Wolken-Teppichunterlage mit dem darauf knieenden Heiligen trägt. Die Putten halten verschiedene Symbole in ihren Händen, so eine Lilie, eine Palme, eine Kerze, einen Siegeskranz, ferner zwei Inschrifttafeln: beim hl. Johannes mit der Aufschrift „Das Buch des Gewissens“, bei Maria „Maria in Altboleslau“. In der Mitte des unteren Bildrandes findet sich eine muschelförmige Konsole mit der Inschrift „S. Johannes von Nepomuck Mart.“

Auf Titelkupfer und Titelblatt folgt eine elfseitige Widmung an Fürstbischof Josef von Augsburg unter Verzeichnung seiner adeligen Titel. Diese Widmung geschieht auch im Namen der Kapitulare des Landkapitels Neresheim, die am Schluß mit Namen und Titeln in entsprechender Reihenfolge abgedruckt sind. Aus der Widmung ergibt sich, daß Bischof Josef (Landgraf von Hessen-Darmstadt, am 18. August 1740 zum Bischof von Augsburg ernannt, am 12. Februar 1741 konsekriert, vgl. Pl. Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg IV, Augsburg 1815, 449f.) schon im 2. Jahr seiner Regierung in Rom um ein päpstliches Breve mit der Erlaubnis zur Feier einer Oktav zu Ehren des hl. Johannes Nepomuk für sein Bistum eingab, wie das schon Freising und Regensburg und anderen Bistümern gewährt worden sei. Dieser Eifer ihres Bischofs habe ihn, Mack, und seine Kapitulare dazu angespornt, „auf ihre Kosten . . . ein Handbuch von der Verehrung des hl. Nepomuk zu verfassen und durch den Druck dem Publiko mitzuteilen“. Mack verweist dann darauf, daß Bischof Josef mit verschiedenen Heiligen in verwandtschaftlichen Beziehungen stehe, so mit dem hl. Aloysius von Gonzaga, der hl. Elisabeth von Thüringen, dem hl. Ludwig und anderen. Mack hofft deshalb auch, daß Bischof Josef das Handbuch über den hl. Johannes Nepomuk gern in seinen Schutz und die Widmung annehmen werde, zugleich als Zeichen der Treue, des Gehorsams und der Liebe aller Kapitulare des Landkapitels Neresheim gegenüber ihrem Bischof, dem sie eine „immerwährende Flor des Bistums Augsburg“ wünschen. Diese undatierte Widmung an den Bischof unterzeichnen folgende Kapitulare des Landkapitels Neresheim vom Jahre 1746:

1. Anton Karl Mack, der Theologie und des Kirchenrechts Linzenziat, Landdechant und Stadtpfarrer zu Neresheim.
2. Bartholomäus Pollinger, theologus moralis, Senior, Kapitelskammerer und Pfarrer zu Ohmenheim.
3. Matthäus Kieninger, Kandidat der Theologie, erster Kapitelsassistent und Pfarrer zu Kösing.
4. Gervasius Stuehler, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, zweiter Kapitelsassistent und Pfarrer zu Großkuchen.

5. Franz Anton Roth, Bakkalaureus der Theologie und Kand. des Kirchenrechts, Pfarrer in Ziertheim und Dattenhausen.
6. Josef Sutor, theologus moralis, Pfarrer in Ebnat.
7. Franz Anton Nezel, Kand. der Theologie, Pfarrer in Elchingen.
8. Josef Benedikt Halbedel, Kand. des Kirchenrechts, Pfarrer zu Bollstadt.
9. Johann Georg Sutor, Kand. des Kirchenrechts, Pfarrer in Eglingen.
10. Josef Schaich, Kand. des Kirchenrechts, Pfarrer zu Reistingen.
11. Johann Georg Ziegler, Kand. d. Kirchenrechts, Pfarrer zu Ballmertshofen.
12. Augustin Haffner, Kand. des Kirchenrechts, Pfarrer zu Auernheim.
13. Matthäus Heißler, Kand. beider Rechte, Pfarrer zu Amerdingen.
14. Johann Ulrich Schipfer, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, Pfarrer in Zöschingen.
15. Elias Martin Widenmann, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, Pfarrer zu Dunstelkingen.
16. Josef Anton Schmidt, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, Kuratbenefiziat in Flochberg.
17. Johann Balthasar Manz, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, Pfarrer zu Dorfmerkingen.

Dieser Widmung und dem Verzeichnis aller Weltgeistlichen des Landkapitels Neresheim (das Kloster selbst besaß noch keine eigene Pfarrei; seine weltlichen Angestellten zählten zur Pfarrei der Stadt Neresheim, soweit sie im Kloster selbst wohnten) folgen nun die Approbation durch den Augsburger Generalvikar Nikolaus Anton Seitz und den Großpönitentiar des Bistums, Franz Josef von Handl auf Laiblachsberg und Ziertheim, datiert Augsburg 30. November 1746, ferner ein kaiserliches Privileg über den Schutz des Buches vor unerlaubtem Nachdruck, auf zehn Jahre befristet, datiert aus Wien vom 10. Januar 1747 mit den Unterschriften von Kaiser Franz I., dem Grafen Coloredo und dem Sekretär A. H. v. Glandorf.

Dieses Privileg war verbunden mit der Auflage, fünf Exemplare des gedruckten Buches an den Kaiserlichen Reichshofrat in Wien abzuliefern und das erteilte Kaiserliche Nachdruckverbot mit seinem Text dem Anfang des Buches voranzusetzen. Hieran schließt sich eine „Vorrede an den günstigen Leser“ von 13 Seiten Umfang. Mack beruft sich darin für sein Werk auf „bewährte und glaubwürdige Autoren“. Sein Ziel ist letztlich, Gott selbst in seinen Heiligen zu ehren, die Leser aber durch die „Exempel des Heiligen zur Nachfolge zu ziehen“. Die Anregung zu seinem Werk erhielt er von seinem Landkapitel.

Mack gliedert sein Buch, das auf bestem Quellenstudium beruht, in vier Teile, nämlich

I. Von der fast allgemeinen Verehrung des hl. Johannes von Nepomuk in Böhmen, Deutschland und an anderen Orten von der Zeit seines Martertodes an (16. Mai 1383) bis zum Jahr 1715 (17 Kapitel, S. 1–266).

II. Die Ehr- und Verehrung des Johann von Nepomuck nimmt noch mehr zu von 1715 bis zu dessen Beatification und hernach erfolgter solenner Heiligsprechung (9 Kapitel), S. 267–423).

III. Die Ehr- und Verehrung des hl. Johannes von Nepomuck nimmt am allermeisten zu bey und nach der Beatification und solenner Heiligsprechung desselben (8 Kapitel, S. 424–456).

IV. Von der Ehr und Verehrung des hl. Johannes von Nepomuck im Bistum Augsburg, wie auch besonders zu Iggenhausen . . . bey der St. Johann Nep. Bruderschaft und mit Bischöflicher Autorität aufgerichtetem Nepomucenischen Foedus allda (7 Kapitel, S. 457–516); darin S. 457–487 Die Festfeier in Augsburg mit genauer Beschreibung der Triumph- und Ehrenpforten samt Bildern und Inschriften sowie der verschiedenen Gottesdienste und Festpredigten, S. 487ff. Die Festfeiern in der Diözese, besonders in der Bischofsstadt Dillingen, letzteres auf S. 489–503.

In Kap. 4 dieses vierten Teiles spricht Mack vor allem über die zu Ehren des hl. Johannes Nepomuck aufgerichteten Bruderschaften oder Gebetsbündnisse und in Kap. 5 von seiner Verehrung in Iggenhausen (S. 506–516). Das letzte Kapitel bringt die Namen der Mitglieder der Gebetsbruderschaft von Iggenhausen in vier Volksklassen, wie sie schon oben (S. 124ff.) mitgeteilt wurden. Die Einleitung oder Überschrift zu diesem letzten Kapitel lautet: „Register der Einverleibten in den Johann Nepomucenischen Foedus zu Iggenhausen . . . nach Ordnung des Alphabets in den Namen der Conföderierten ohne geringste Prejudiz deren Würden, Titeln, Rangs oder anderen gebührenden Prärogativen“ (S. 517–532). Hieran schließt sich endlich noch ein ausführliches Register über das ganze Werk samt einem einseitigen Nachtrag oder „Anhang zu dem Register der Einverleibten in dem St. Joh. Nepom. Foedus oder Bund zu Iggenhausen, mit folgenden Namen:

1. Franz Anton Roth, Kand. der Theologie wie des Kirchenrechts, Sekretär des Landkapitels Neresheim und Pfarrer zu Ziertheim und Dattenhausen.
2. Gervasius Stuehler, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, zweiter Assistent des Landkapitels Neresheim und Pfarrer zu Großkuchen.
3. Johann Ulrich Schipfer, Kand. der Theologie und des Kirchenrechts, Pfarrer in Zöschingen, Landkapitel Neresheim.
4. Abraham Keberle, Waldbereuter (Waldschützer) der Abtei Neresheim.
5. Philipp Edmund Freyhammer, Kandidat beider Rechte, Oettingen-Baldernscher Pfleger zu Katzenstein.
6. Frau Anna Christina Freyhammerin, gewesene Oettingen-Baldern. Pfliegerin zu Katzenstein.
7. Frau Maria Apollonia Keberlin, Kloster Neresheim, Wald-Bereuterin.
8. Jungfrau Maria Katharina Keberlin von Neresheim.

*Einsetzung einer Reliquie des hl. Johannes Nepomuk
aus Prag in der Pfarrkirche zu Dischingen 1749/50*

In einem Predigtsammelband der Barockbibliothek der Abtei Neresheim (Signatur: H. 167/11 n. 9) finden sich zwei gleichlautende Exemplare einer „Lob- und Ehrenpredigt bei hochfeierlicher Übersetzung eines ansehnlichen Heiltums des Johann von Nepomuk“. Diese Predigt (in Folioformat, von 26 S. Umfang und 1750 in Dillingen bei Johann Ferdinand Schwertlen, fürstbischöfl. Hof- und Stadtbuchdrucker erschienen) weist bedauerlicherweise keinen Verfasser auf. Wohl aber ergibt sich aus den Unterlagen des fürstl. Thurn und Taxis Zentralarchivs, daß die Translation dieser Reliquie aus Prag nach Dischingen am 11. Mai 1749 vor sich ging (Quelle: Schwäb. Akten Nr. 301).

Das Thema der Festpredigt lautete: „Quasi stella matutina in medio nebulae“ (Eccli 50,6: „Wie ein Morgenstern inmitten des Nebels“). Möglicherweise war Dekan Mack von Neresheim der Verfasser der Festpredigt, da sein Werk über Johannes Nepomuk inzwischen im Druck erschienen war und deshalb nicht mehr über den großen Festtag des Marktes Dischingen berichten konnte.

Aus dem Text der Predigt ergibt sich an historischen Tatsachen, daß das fragliche Heiltum des hl. Johannes vom Fürsten Alexander Ferdinand von Thurn und Taxis und seiner Mutter, Louise Anna Franziska geb. Lobkowitz, vom damaligen Erzbischof von Prag, Johann Mauritius Gustav Graf Mandercheid-Blankenhorn erbeten und gegeben worden war. Das Heiltum bestand aus einem ansehnlichen Teil der Gebeine des hl. Johannes von Nepomuk, eingeschlossen in einem „cristalenen Stern“ als sog. Reliquiar.

Die gedruckte Predigt trägt den kurzen, recht nüchternen Titel: „Lob- und Ehrenpredigt bey hochfeyerlicher Übersetzung eines ansehnlichen Heiligthumbs des heiligen Johann von Nepomuk“.

Sehr wahrscheinlich wurde diese Predigt acht Tage nach der Translation (11. Mai), d. h. am eigentlichen Festtag des Heiligen, dem 16. Mai 1749, oder gar erst nach Fertigstellung des Reliquiars aus Kristall, am gleichen Tag des Jahres 1750 vorgetragen. Anwesend waren dabei neben der Frau Fürstinmutter auch der Fürst von Thurn und Taxis, Alexander Ferdinand (1704–1773), nebst zwei fürstlichen Prinzen. So hatte auch das fürstliche Haus Thurn und Taxis einen besonderen Anteil an der Verehrung des hl. Johannes von Nepomuk und deren Aufschwung im unteren Härtsfeld. Das Reliquiar ist noch heute in Dischingen erhalten, wenn auch die Verehrung nach der Barockzeit sehr zurückging. Ob das zur Ehre Nepomuks gemalte Hochaltarbild der einstigen kleinen Pfarrkirche noch erhalten ist, war nicht in Erfahrung zu bringen. Nur der Brückenheilige in Dischingen erinnert noch immer an eine vergangene glorreiche Zeit der Dischinger Pfarr- und Kirchengeschichte. Nach dem von Pfr. Alfred Müller herausgegebenen Kirchenführer (Schnell' Kunstführer n. 105, 2. Auflage vom Jahr 1968: Dischingen) bestand die Bruderschaft zu Ehren des hl. Johannes von

Nepomuk von 1728–1822 (Seite 23). Warum sie in letzterem Jahr eingegangen ist, wird nicht berichtet.

*Die Kapelle in Iggenhausen erhält 1761 eine Reliquie
des hl. Johannes von Nepomuk*

Daß der hl. Johannes von Nepomuk auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor allem in Iggenhausen noch besonders verehrt und geehrt wurde, zeigt eine weitere Festpredigt, die am 16. Mai 1761 in Iggenhausen gehalten wurde. Prediger war der „hochehrwürdige hochgelehrte Herr“ Josef Dauser, Kandidat beider Rechte und Pfarrer in Köisingen.

Auch seine Predigt findet sich in der Barockbibliothek der Abtei Neresheim (Signatur H 167/15 n. 1). Er hielt diese Festpredigt (16 S. Umfang, Folioformat, Druckort und Druckernamen sind nicht angegeben) anlässlich „der Ein- und Aussetzung“ einer „sehr ansehnlichen Reliquie“ des Heiligen in der Bruderschaftskirche zu Iggenhausen. Der lange barocke Titel der Festpredigt lautet:

„Der H. Johann von Nepomuk, ein Weltgeistlicher oder christlicher Unterricht von dem Weltpriesterstand dem Volk zur Erneuerung der schuldigen Ehrerbietung zwischen Schafen und Hirten, an dem Namens- und Bruderschaftsfest dieses glorreichen Heiligen, wie auch bey höchstfeierlicher Ein- und Aussetzung einer sehr ansehnlichen Reliquie von diesem glorreichen Heiligen, so von der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Elisabetha Christiana Rudolphina zu Oettingen-Baldern und Sötern, gebornen Fürstin zu Schwartzburg, Gräfin zu Hohenstein, Frauen zu Arnstadt, Sondershausen, Leitenberg, Lohra und Clettenberg etc. der Bruderschaftskirchen ist zum ewigen Angedenken gnädigst geschenkt worden,
vorgetragen zu Iggenhausen, hochgräfl. Oettingischen Pflögams Katzenstein“.

Nähere Einzelheiten über die Gestaltung dieser Festlichkeit des 16. Mai 1761 in Iggenhausen konnten bisher nicht aufgefunden werden. Aus dem Text der Predigt ergibt sich nur, daß die hohe Spenderin der Reliquie diese selbst aus Prag mitgebracht hatte und daß diese Reliquie in Iggenhausen „von der gesamten gegenwärtigen Priesterschaft unter Lösung des großen und kleinen Geschützes, unter annehmlicher Musik und Trompetenschall, unter Gebet und Freuden gesängen zur allgemeinen öffentlichen Verehrung ein- und ausgesetzt worden“.

Die Augenwende am Gnadenbild in Maria Steinbach

Ein Beitrag zum 250jährigen Jubiläum der Wallfahrt 1733–1983

Von Ludwig Dorn

I. Einleitung:

Die um 1700 aufkommende Verehrung der Kreuzpartikel war auch für Maria Steinbach der „äußere“ Anlaß einer aufblühenden Wallfahrtsbewegung. Seit 1723 wurden vor dem in dieser Kirche verehrten Kreuzpartikel jeden Freitag feierliche Gottesdienste gehalten. Die von Süden her kommenden Wallfahrer kamen etwa 1 km vor dem Orte an einer wieder neuerrichteten Kapelle vorbei. Neben dem darin befindlichen Cruzifix waren zwei Figuren, nämlich die schmerzhafteste Mutter Gottes und Johannes aufgestellt worden; letztere zwei Statuen waren aus der Klosterkirche Rot hierher geschenkt worden.

Die großen Pilgergruppen waren der Anlaß zu einer Neugestaltung des Chores der Kirche. Im Jahre 1728 wurden die vom Volke schon verehrten drei Figuren der Kapelle dorthin gebracht. Die beiden Nebenfiguren wurden (wegen Platzmangels) auf die im Chor befindlichen Beichtstühle gestellt. Seit 1730 bemerkten Leute an der Muttergottes-Statue auffallende Gesichtsveränderungen, besonders auch die Augenwende. Diese Merkwürdigkeiten waren der Anfang einer erregenden, sensationellen Wallfahrt in Südschwaben.

Das Bischöfliche Ordinariat in Konstanz verhielt sich sehr ablehnend, da durch das zuständige Bischöfliche Dekanat Leutkirch – der damalige Dekan war der Pfarrer in Hofs bei Leutkirch – ungenaue, ja teilweise gehässige Berichte geschickt wurden. Der Abt von Rot als Patronatsherr der Steinbacher Kirche wandte sich an die oberste zuständige Instanz, nämlich an den päpstlichen Nuntius in Luzern. Auf seinen Befehl mußte das Ordinariat Konstanz eine eigene bischöfliche Sonderkommission aufstellen. Die Leiter dieser Untersuchungskommission waren der bischöfliche Vice-Offizial Franz Andreas Rötlich und der Dekan Andreas Bruggberger, Pfarrer in Erolzheim. Am 7. September 1733 nahmen sie in Steinbach ihre protokollarischen Vernehmungen auf. Bis zum 24. September machten sie gemeinsam die Verhöre, vom 25. bis 30. Oktober der Dekan Bruggberger mit den Protokollführern allein¹.

¹ Da Maria Steinbach dem Kloster Rot (an der Rot) inkorporiert war, liegen heute die betreffenden Akten im Hauptstaatsarchiv Stuttgart unter der Bezeichnung B 486 Kloster Rot.

Nach der gründlichen Prüfung dieser Protokolle wurde am 19. Dezember 1733 durch bischöfliches Reskript Steinbach als Wallfahrtsort anerkannt. Als besondere Beweggründe werden die vereidigten Aussagen über die „wunder-same Augenbewegung, die Verfärbung des Antlitzes“ angegeben. Der Bischof schreibt noch hinzu: „Keinem Menschen soll es erlaubt sein . . . diese Zeichen zu verlachen, zu leugnen oder zu verspotten“.

Im vorliegenden Aufsatz sollen nun von den 60 vorliegenden Zeugenaussagen² einige herausgegriffen und veröffentlicht werden. Es sind die Erklärungen Nr. 3 bis 9, abgegeben von vier Steinbacher Männern – darunter Mesner Johann Ulrich Haggenmüller – und von drei Frauen, die als erste in der Fronleichnamsoktav „im Frühjahr 1730“ die Augenwende gesehen hatten. Diese sieben Zeugenaussagen werden im Originaltext geboten, während aus den anderen nur einige Besonderheiten, z. B. das Erleben der Augenwende (Freude, Schrecken, Schluchzen), oder Beobachtungen am Gnadenbild (Erbleichen des Antlitzes, Bewegung der Lippen [= Lippen] Aufschwellen der Augen, das nächtliche Erleuchtetsein der Kirche) in Auswahl dargestellt werden. Unter den 60 genannten Personen befinden sich sieben Geistliche (Welt- und Ordenspriester) und mehrere Studiosi.

P. Hieronymus Richter dagegen nennt in seinem 1738 erschienenen Mirakelbuch³ die Namen von 69 Personen, die unter Eid aussagten, die Augenwende gesehen zu haben. Er führt auch eine Reihe von Leuten an, die wegen Zeitmangel von der Kommission nicht mehr verhört wurden. Die Kommission war wohl der Auffassung, daß diese Aussagen gar nicht mehr nötig waren.

Es handelt sich um folgende Akten:

Bü. 793: Akten betreffend der Wunder der schmerzhaften Muttergottes zu Steinbach 1731–33 (I. Teil)

Bü. 794: (Titel ebenso) 1732–1733 (II. Teil)

Bü. 795: (Titel ebenso) 1733 (III. Teil)

Bü. 796: (Titel ebenso) 1733–1743 (IV. Teil)

Bü. 797: Protokolle über Zeugenaussagen, 1733

Bü. 798: Protokolle von Zeugenaussagen über die Wunder der schmerzhaften Muttergottes, 1733

Bü. 1754 Akten über die Wunder der schmerzhaften Muttergottes, 1733–1752.

Für vorliegenden Aufsatz kam Bü. Nr. 798 in Frage.

Die ursprüngliche Signatur lautete: Litt: A: Steinbach, Lad: N°: 76

- ² Das amtliche Protokoll nennt 61 vereidigte Deponenten. In Wirklichkeit aber sind es nur 60. Durch ein Versehen wurde der 59. Deponent als 60. numeriert (laut Mitteilung des HStA Stuttgart vom 8. 9. 1982)
- ³ Das von P. Hieronymus Richter 1738 veröffentlichte Mirakelbuch enthält im 1. Teil (S. 37–40) die Geschichte der Entstehung der Steinbacher Wallfahrt, im 2. Teil (S. 159–166) die Namen von 69 Personen, die unter Eid aussagten, die Augenwende gesehen zu haben, ferner (S. 167–176) die Namen der Personen, die vor der Kommission zur Augenwende Angaben machen wollten, aber nicht vernommen wurden.

Überhaupt bestehen einige Unterschiede zwischen dem gedruckten Bericht von 1738 und dem handschriftlichen Protokoll. So verwendet z. B. Richter eine andere Reihenfolge, er führt die geistlichen Personen, die die Augenwende gesehen haben, zuerst auf. Das Protokoll dagegen bringt zunächst die wichtigsten Zeugen. Es sind der Dekan des zuständigen Kapitels Isny, der auch unrichtige, ja böswillige Berichte an das Konstanzer Ordinariat geschickt hatte, der damalige Pfarrer und Pfleger in Steinbach, P. Hieronymus Richter, der Mesner Johann Ulrich Hagenmüller, die drei Steinbacher Bauern Lorenz Fischer, Joseph Madlener und Gottfried Schmid und schließlich die drei ersten „Seherinnen“ Maria Morgen, Maria Hiemerin und Katharina Eggenspergerin.

Diese namentlich genannten wie auch alle übrigen Zeugen wurden nach einem bestimmten Schema verhört. Dabei ging es nicht um die Feststellung von wunderbaren Gebetserhörungen, sondern um die Feststellung der Augenwende und Gesichtsveränderungen, wie sie erlebt bzw. gesehen wurden. Das Schema umfaßte folgende Punkte:

1. Feststellung der Personalien der Zeugen (der Deponenten)
2. Die Berichterstattung des erlebten Vorganges
Dann wurden folgende Fragen gestellt:
 - a) ob der Deponent die „wirkliche Bewegung der Augen an der Statue gesehen habe, also das Auf- und Zutun der Augen
 - b) ob diese Bewegung noch jemand gleichzeitig gesehen habe
 - c) von welcher Entfernung vom Gnadenbilde
 - d) ob der Zeuge gute Augen habe
 - e) ob durch längeres Hinsehen diese Bewegung vielleicht durch die Sonne auf der Vergoldung der Figuren etwa entstanden sei („wegen der vielen Vergoldung etwas verblendet gewesen“)
 - f) wie lange der Zeuge das Bild vorher betrachtet habe und ob er auf eine Augenwende-Erscheinung gewartet bzw. erhofft habe
 - g) ob der Zeuge öfters schon in Steinbach gewesen sei
 - h) ob die große Begierde die Augenwende zu sehen diese Einbildung gemacht habe
 - i) zu welcher Jahreszeit und zu welcher Tageszeit diese Augenwende erfolgt sei
 - k) ob und welche Gedanken und „Anmutungen“ beim Zeugen verursacht worden seien
 - l) ob andere dabei gewesen seien und gesehen und gehört haben, was bei dieser Erscheinung der Zeuge gesagt oder ausgerufen habe

Je nach der ersten Aussage des jeweiligen Zeugen wurden diese Fragen oft nur teilweise gestellt.

II. Der Protokolltext⁴

Protocollum Comissionale in puncto Mirorum et specialium Beneficiorum Seu Miraculorum factorum ad statuum B. V. Mariae in Ecclesia parochiali Steinbach⁵

Deponens 3^{ius}

[S. 22] Joannes Vlrich Hagenmyller, Mesmer in Steinbach, seines Alters 38 Jahr auf beschehene Erinnerung von der Schwer des Ayds vnd Straf des Meinayd bedäüret jurato, das ihn niemandt ynderricht, was er sagen solle, vihlweniger seye ihm etwas versprochen worden, er wisse auch von diser aufgehenden Wahlfarth keinen Nuzen zu hofen, wohl aber habe er daruon vihl Mühe und Arbeith.

Auf a Comissione beschehene Frag, ob ihm bewußt der Anfang diser Andacht, vnd wie sich dieselbige ergeben habe, sagt er under seinem abgelegten aydt:

Das anno 1730, so vihl ihm annoch erinnerlich, im Früejahr (wisse den Tag eydtlich nicht zu sagen) an einem Werckhtag, frueh, nach der heiligen Mess, ein Weibsbild von Altisried (den Nammen aber derselben wisse er nit mehr zu sagen) zu ihm Mesmer gekommen, vnd ernstlich gefragt, ob [S. 23] das Mutter Gottes Bild auf dem Beicht Stuhl negst dem Chor Altar also gerichtet seye, das es die Augen bewege, ob Redlin in dem Bild seyen oder ob die Augen des Bilds mit Drath oder mit Schnierlin gezogen werden? Er Mesmer, habe daryber gelacht, vnd geantwortet, er wisse nichts daruon. Er Deponens habe nachmahls dises vnverhofte Anfragen Herrn Pater Hieronimo als seinem Pfarrer

⁴ Den Protokolltext hat H. Oberstudiendirektor i. R. Artur Angst, Leutkirch, in Reinschrift geliefert. Dafür möchte ich ihm an dieser Stelle vielmals danken.

⁵ Hinweise zur nachfolgenden Abschrift:

Groß- und Kleinschreibung des deutschen Textes nach heutigen Regeln – die Abkürzungen wurden aufgelöst, ausgenommen die in den Zwischenüberschriften, die nachfolgend erläutert sind, und die Abkürzung *lst.* auf Seite 12, deren Auflösung („ledigen Standes“) ich nur vermute – Rechtschreibung genau wie in der Urschrift, einschließlich der Inkonsequenzen und gelegentlichen Schreibfehler – die verschiedenen Zeichen für einfaches „s“ werden durchweg mit „s“ wiedergegeben, doppeltes „s“ mit „ss“ – Grundzahlen werden ohne Punkt wiedergegeben, z. B. „bey 56. Jahr alt“ wird geschrieben „bey 56 Jahr alt“ –

Verdeutschung des Titelblattes:

Kommissionsprotokoll betreffend die erstaunlichen besonderen Gnadenerweise oder geschehenen Wunder bei dem Standbild der seligen Jungfrau Maria in der Pfarrkirche Steinbach
Buchstabe A: Steinbach

Lade Nummer 76

Zu Beginn der Zeugenaussagen steht jeweils die Abkürzung:

Deponens 3^{ius} (= tertius) = 3. Zeuge

Deponens 4^{ius} (= quartus) = 4. Zeuge usw.

Int: 1^{um} = Interrogatus (-ta) primum = gefragt erstens

Int: 2^{um} = Interrogatus (-ta) secundum = gefragt zweitens

Int: 3^{um} = Interrogatus (-ta) tertium = gefragt drittens

Int: 4^{um} = Interrogatus (-ta) quartum = gefragt viertens usw.

R: = Responso = Antwort

erzellet, welcher ihme Mesmer befohlen, dises Weib in Pfarrhof kommen zu lassen, was aber dise ferners mit Herrn Pfarrer geredt, seye ihm nit bekant.

Int: 1^{um}

Wie sodan, nachdem ein solche wunderbahrliche Bewegung in der Bildnus Mariä beobachtet worden seyn solle, dise Wahlfarth annoch sich weiters ausgebreithet, vnd das zulaufende Volckh zu solchem Eyfer bewegt worden seye? Ob nit etwan das Volckh durch Ver [S. 24] khündung dises Wunders, oder andere Weis hierzu verleithet, vnd angereizet worden?

R: Nachdem sich diser Ruef nach Bewegung der Augen ausgebreithet, seyen von Zeit zu Zeit immer mehr anhero Wahlfarther gekommen, vnd habe sich das Vertrauen zu disem Gnaden Bild so sehr vermehrt, das in der Nachbarschaft vnd weith entlegenen Orthen der vihle ihre Zuflucht zu Unser Lieben Frauen nacher Steinbach genommen, vnd ihr Vertrauen auf dieselbe gesetzt. Wie aber ein so grosser Eyfer bey dem Volckh erwaxen, wisse er nit. Es habe der damahliger Herr Pfleger vnd Pfarrer Hieronimus wohl auf der Canzel ein Jahr hernach geprädiget, das vihl grosse Guetthaten hier in Steinbach empfangen haben vnd habe vor ohngefehr 2 Jahren dem Volckh 3 Messgewand gezeigt, vnd dieselbe bey dem Beicht Stuhl, wo man aus der Sacrystey gehet, [S. 25] aufgehckht, mit Vermelden das ein Herr dise anhero verehrt habe. Wer aber diser Herr seye vnd warumben er dise Messgewender verehrt habe er Herr Pater Hieronymus nit gesagt, auch sonst in dem Prädigen nit verkhündiget, als wan einige Miracul, sondern grosse Guetthaten geschehen wären.

Int: 2^{um}

Ob bey Aufgehung diser Wahlfahrt die von der Frembde her kommenden Leith von beschehen seyn sollenden Wunder und erlangten Guttathen niemahlen durch in der Kirchen ofentlich beschehene Verkündigung seyen erinnert worden und dardurch, das warhaft dergleichen Zeichen an der schmerzhaften Bildnus Mariae geschehen, gestärckhet worden seyen?

R: Ihme Deponenten seye es nit wissendt, dises aber habe er alleinig gehört, das er Pater Hieronymus einmahl in der Prädig ofentlich gesagt, das vihle allhier bey der Bildnus der schmerzhaften Mutter Gottes große Guetthaten em[S. 26]pfangen habe, ob er aber solche Guetthaten in specie genennet habe, wisse er sich nit zu erinnern.

Int: 3^{ium}

Ob Deponent dergleichen beschehen syn sollende Wunder als da ist die Bewegung der Augen und Veränderung des Angesichts in der schmerzhaften Bildnus Mariae auch selbst beobachtet oder solche besondere erlangte Guttathen gesehen habe?

R: Die Bewegung der Augen habe er niemahl gesehen, aber vor 2 Jahren habe er einsmahls nach der heiligen Mess die Bildnus Mariae angesehen, vnd seye ihme dieselbige vorkommen als wan die Farb in dem Angesicht diser Bildnus vihl mehr bleich als sonsten, vnd der rechte Backhen etwas aufgeschwollen wäre auf Weis, als wan ein Mensch das Zahnwehe habe. Weither aber wisse er von keinem anderen Wunder[S. 27]zeichen, oder

anderer absonderlicher Guttath nichts, als was er von anderen gehört habe. Es seyen vñhle Deponenten gekommen, welche gesagt, das sie dise oder iene Veränderung, oder Bewegung der Augen gesehen; andere seyen, welche haben besondere Guttathen bekommen, er habe sie dan hieryber gefragt, ob es gewiss seye, vñd wan sie auf ihrer Aussag verharrert, so habe er ihre Namen aufgeschriben, vñd dem Herrn Pater Hieronymo gegeben.

Int: 4^{um}

Wer von dem Anfang vñd Fortpflanzung vñd Aufnahme diser Walfahrt, auch beschehen seyn sollendte Wunder vñd besonderer Guettathen ein sonderliche Wissenschaft habe?

R: Der Lorenzfischer vnver von der Kirchen zu Steinbach wohnhaft wisse sowohl von dem Anfang, als Fortgan vñhles zu sagen, indem derselbe [S. 28] vñhle frembde Leith beherberget, vñd mithin auch darvon mehreres gehört. Die Aufnahm der Walfahrt könne Deponent niemend anders, als forderist Gott vñd dan denen Walfahrtern zuschreiben, dise haben immer hin mehrer aus gebreithet, vñd gesagt, das sie selbst gesehen haben dise wunderbahrliche Bewegung der Augen des schmerzhaften der Mutter Gottes Bildes: andere, das sie grosse Guettathen empfangen, vñd hierdurch seye die Walfahrt von Zeit zu Zeit mehrer gewaxen. Praelecta confirmativ.

Deponens 4^{ius}

Laurentius Fischer ein Baur, vñd zugleich ein Weber zu Steinbach im 53.^{ten} Jahr seines Alters sagt aydtlich aus das er von niemand vñderrichtet, was er aus[S. 29]sagen solle, auch keinen Nuzen zu hofen, vñd ebenowenig ein Schaden zu besorgen habe ausser, das wegen des Zulaufen des Volckhes er mehrmalen in seinem Haus mit Beherbergung der Frembden vñhle Vngelegenheit leide, wolle doch dises zu Ehren Gottes vñd der seeligsten Jungfrauen gerne gedulden.

Int: 1^{um}

Ob und was ihm von dem Anfang vñd Fortgang der Walfahrt allhier bekant?

R: Das Crucifix Bild, so aniezo in dem Hochaltar stehe, seye vor deme, vñd solang Deponent gedänckhen möge in einer Feld Capellen verehrt worden, nachdem aber dise Capell ganz bauföllig worden habe die Gemeind dieselbe abgebrochen, vñd der damahlige Herr Pfleger Pater Ferdinand selbst befohlen, man soll sie abbrechen, er wolle Stein zu Erbauung einer neyen [S. 30] hergeben; nach disem seye das gemelte Crucifix Bildt in das Dorf hereingetragen worden, vñd ohne einzige Verehrung erstlich in des Sebastian Treuchlers Thenen gelegen, hernach habe es der Wirth genohmen, vñd damit es nit gar am Wetter stehe, vñder ein Fördach auf die Scheuter Beig geleet. Indessen seye der Pater Ferdinand gestorben, und der Herr Pater Hieronymus als Pfleger, vñd Pfarrer hiehero gekommen. Da nun dieser das mehr gesagte Crucifix Bild gesehen, habe er selbiges renovieren, die Capell wider erbauen, vñd in dise das Crucifix setzen lassen, sodan habe ermelter Herr Pater Hieronymus 2 alte Bilder, nemblich die schmerzhaftes Mutter Gottes Bildtnus, vñd Sankt Joannes Bild aus dem Gottshaus Roth kommen

lassen, vnd dise nebst dem Crucifix in die [S. 31] ermelte Capellen gesezet. In kurzen Jahren hernach, vnd da zu vor Ein particul von dem heiligen Creyz in die Pfarrkirchen zur Verehrung ausgesetzt worden, habe ermelter Herr Pater Hieronymus das oft ermelte Crucifix Bild in die Pfarrkirchen transferiert, vnd wie es aniezo in dem Hochaltar zu sehen, schön fassen und auszieren lassen. In edtlich Jahren hernach (wisse sich nit eigentlich zu erinnern, ob es 2 oder 3 Jahr hernach gewest) habe ermelter Pater Hieronymus auch die andere 2 Bilder nemblich Vnsere Liebe Frau vnd Sankt Joannes aus der Feld Capell in die Kirchen nebst dem Chor Altar sezen, vnd durch den Mahler von Aichstätt renovieren lassen, an dero Statt ein anders Crucifix Bild in die Feld Capellen gethan. Dise Bildnus der schmerzhaften Mutter Gottes seye ohne sonderlich Verehrung bey 2 Jahr vngefehr in der Kirchen gestanden. [S.32] Hernach anno 1730 nach Pffingsten am Freytag vor dem heiligen Dreyfaltigkeits Sonntag seye zu aller ersten ein Ruff ankommen, das 3 Weibsbilder, eine von Legaw, eine aus der Steig, vnd die 3.te aus der Altusrieder Pfarrey (er Deponent kenne ihren Namen vnd Zunamen nit nennen, kenne aber alle 3 wie er sie sehe) gesehen haben, das die schmerzhaft Mutter Gottes Bildnus die Augen bewege. Auf dises hin seye die Andacht zu disem Bild gewaxen, warnach unterschiedliche solche Bewegungen der Augen gesehen vnd bekräftiget, der Zulauf des Volckhs sich vermehret, vnd die Wahlfahrt zugenommen. Es seye öfters in der Kirche ein grosses Geschrey vnder dem Volckh gewesen, vnd haben zusammen geweinet, vnd geiammeret, da sie die Bewegung der Augen in disem [S. 33] Bild beobachtet. Vnd dises seye der Anfang vnd Aufnahm diser Wahlfarth. Weithers könne er Deponent nichts vermelden, als das sehr vihle Leith ofentlich gesagt, das sie bey diser schmerzhaften Mutter Gottes Bildnus vihle Guettathen empfangen haben.

Weithers könne er Deponent nichts vermelden, als das sehr vihle Leith ofentlich gesagt, das sie bey diser schmerzhaften Mutter Gottes Bildnus vihle Guettathen empfangen haben.

Weithers aber thuet er vnder abgelegtem Aydt deponieren, er habe anno 1730 14 Tag nach hl. Dreyfaltigkeitssontag (wisse sich aber des Tags vnd der Stundt nit mehr zu erinnern) gesehen habe, wie das die Bildnus Mariae am linggen Aug den Sternen also hinauf gezogen, das nichts mehr daran zu sehen ware. Es seye auch dises lingge Aug auf geschwollen vnd ganz roth worden, an dem rechten Aug aber habe Deponent keine Veränderung vermerckht, auf dises hin seye ihme ein solcher Schreckhen ankommen, der ihme Marckh und Bein durchtrungen: nach disem etliche Wochen hernach [S. 34] in dem Angesicht ganz lieblich, vnd vihle lebhafter als sonsten gewesen. Vor 2 Jahren in dem August an einem Aftermontag habe er sambt seinem Nachbahrn dem Joseph Madlener dise Bildnus ganz todbleich gesehen, er vnd bemeldter Madlener seyen auf dises hin von der Bayerkirchen herunder vnd in den Chor gegangen, vnd recht dises Wunder beobachten wollen, wie sie dan auch ganz klar gesehen, das die Bildnus mehr als sonsten erbleichet, wie eines Menschen der sterben will.

Selbiges Mahl haben es auch hiesiger Mesmer, vnd andere Leith besonders Frembde, deren einige von Ottobeyren waren, vnd auch Hiesige gesehen.

Nit weniger habe er Deponent etliche Mahl den rechten Backhen diser Bildnus verschwollen, gleichwie eines Menschen, der das Zahnwehe hat, gesehen.

Vnd dises alles, das es in der Thatt also seye, bekräftiget er Deponent mehr Mahl mit einem abgelegten Eydt, mit Vermelden, das er gewiss von seinen Augen nit seye

betrogen, auch auf keine Weis verblent worden, indeme er ieder Zeit da er ein solches Zeichen in dem Angesicht der schmerzhaften Bildnus der Mutter Gottes gesehen, entweders zu einer Forcht, oder zu einer solchen Freydt, oder zu größerer Andacht innerlich beweget worden.

Endtet hiemit seine Aussage, welche ihme vorgelesen, vnd abermahlen von ihme bekräftiget worden.

Deponens 5^{tes}

A praecedente Deponente Laurentio Fischer in fine allegatus.*) Joseph Madlener ein Baur in Steinbach bey 56 Jahr alt der Schwäre des aydt vnd den Mainaydt zu flieen [S. 36] ernstlichen erinnert, sagt bey seinem körperlichen abgelegten aydt aus, das er von niemand vnderichtet oder angelehret, was er sagen solle, vühlweniger bestochen durch Gaben oder Versprechen, ohne einige Nuzen zu hofen pur alleinig zu grösserer Ehre Gottes und seiner seeligen Muetter hiemit freywillig anzeigen wolle, das er Deponent anno 1731 den 11.^{ten} Tag Augsten Vormittag vm die 11.^{te} Stund in der Kirchen vnd der Bayer Kirchen gekniet, vnd gesehen habe, das die Muetter Gottes Bildnus die Augen hin und her wende, vnd dises bey einer schier halb virtl Stund lang. Er seye aber Geschäften halber aus der Kirchen hinausgegangen, vnd bald widerumb zuruckh, vm zu sehen, ob die Muetter Gottes Bildnus die Augen noch wende, habe aber nichts mehr gesehen.

*) = vom vorigen Zeugen am Schluß angefügt

Int: 1^{imum}

Ob Deponent ein so scharfes Gesicht, das er auf ein so [S.37] weithe Entfernung von wenigst 50 Werkhschue die Bewegung der Augen sehen können? Ob nit vihlmehr dises ein Einbildung gewest, oder etwan die Augen durch das Licht, Glanz oder Verguldung vnd langes Anschauen seyen geblendet worden?

R: Er möge die andere Bilder anschauen, so lang er wolle, so sehe er die Augen derselben allzeit gleich. Es seye kein Einbildung gewest, er bleib bey dem, was er ausgesagt, vnd seyen seine Augen ganz gueth, das er so weith wohl erkönnen könne, ob sich die Augen bewegen oder nit.

2^{um}

Was die Bewegung der Augen in der Bildnus Mariae bey Deponenten für Gedancken, oder innerliche Anmuethung verursacht habe?

R: Er habe dise Bewegung vngefehr gesehen, vnd habe weithers keine grosse Gedancken daryber [S. 38] gemacht, wohl aber sich erfreyet, das er dises Mahl dise wunderliche Bewegung auch gesehen habe. Er habe zuvor vnd hernach niemahl mehr etwas solches gesehen, das er es so gewiss sagen kunnte, wie dises.

3^{ium}

Ob sambt dem Deponenten vnd mit ihme mehrer Leuth dises gesehen?

R: Es seye selbiges Mahl niemand in der Kirchen gewest, als er alleinig. 2.^{do} zeigt er ferners vnder seinem Ayd an, das er sambt dem Gottfrid Schnid anno 1730 zur Herbst Zeit (den Tag wisse er nit zu sagen, doch seye es an einem Freytag gewest) die Nachtwacht gehabt, vnd (wisse nit recht) in der 11.^{ten} oder 12.^{ten} Stund die Kirchen ganz erleuchtet gesehen habe, als wan vihle Liechter in der Kirchen angezündt seyen, als wie in der Christ Nacht. [S. 39] Er Deponent, vnd seine Mitwächter haben vermeint, das seyen etwan Dieb, oder etwas Vnsichers in der Kirchen, vnd daher seyen sie hingangen vnd rings vm die Kirchen herumb, haben zwar die ganze Kirchen erleuchtet gesehen haben aber nichts gehört, yber dises haben sie sich beyde verwundert, vnd er Deponent zu dem andern gesagt, er wolle doch sehen, was in der Kirchen seye, worauf er zu dem Fenster hinauf gestigen, vnd der andere habe ihme geholffen, da aber Deponent zu dem anderen Fenster gekömmen, seye die Kirchen ganz finster gewest, vnd allein das ewige Liecht gebrunnen. Er seye daryber verschrockhen vnd haben mit Verwunderung beyde zu einander gesagt, was doch dises sein müesse, zu vor seye die Kirche so hell gewest vnd ietzt aller Orthen finster.

Int. 4.^{um} [S. 40]

Ob nit etwan Deponent nur vermeint habe, die Kirchen seye ganz erleuchtet, da doch mehrer nit als das ewige Liecht alleinig gebrunnen? Oder wie dan dise Beleuchtung, so er soll gesehen haben, aigentlich gewesen seye?

R: Er habe die Beleuchtung der Kirchen zuuor schon mehrmahlen gesehen, aber wie er ganz alleinig gewest, habe er nichts daraus machen wollen, wie er dan auch hiuvor der Comission nichts gemeldet; da er aber noch ein anderen bey sich gehabt, vnd beyde miteinander dises gesehen, so habe er gedenckht, er wolle dise Sach recht erkundigen. Diser Glanz seye nit von dem ewigen Liecht her kommen, er habe hernach andere Nächtt die Kirchen auch gesehen, vnd wisse wohl, was das ewige Liecht für ein Glanz von sich geben könne. [S. 41] Er habe hernach auch betrachtet, wie hell die Kirchen in der heiligen Nacht zu Weyhnachten seye, aber der Glanz, den er selbiges Mahl, von dem er iez rede, gesehen habe, seye noch vihl grösser gewest, es habe der Mon nit gescheinet, vnd seye doch nit gar so finster gewest, er Deponent vermeine einmahl, es seye kein natürliches Liecht vnd Glanz gewest, er aber wisse nit, was es gewest seye.

3.^{io} sagt er, das er sambt dem Lorenz Fischer vor 2 oder 3 Jahren an einem Aftermontag Herbst Zeit die Bildnus der Mutter Gottes, so erleicht gesehen, wie bey einem Menschen, der würckhlich sterben soll. Er vnd sein Nachbaär der Lorenz Fischer sey auf der Bayer-Kirchen gestanden, hernach in den Chor gegangen, vm zu sehen, ob wahrhaft die Bildnus also bleich seye [S. 42] wie es ihme auf der Bayerkirchen vorkommen, vnd haben gefunden, das die Bildnus warhaft so bleich, wie er vor ausgesagt. Hernach haben sie einen Nosterkranz bey dem Hochaltar knüendt gebettet, vnd die Muetter Gottes Bildnus seye immer dar so bleich verblieben, als wan sie augenblickhlich verscheiden wolle.

Dises seye vor Mitag in der 8.^{ten} oder 9.^{ten} Stund gewest, vmb 12. Vhr mittags seye Deponent widerum in die Kirchen gegangen vnd sehen wollen, ob die Bildnus der Mutter Gottes noch so bleich aussehe, habe aber gefunden, das die Farb seye wie sonsten ordinari. Es haben selbiges Mahl die Verbleichung mehrer Leith gesehen, wisse aber nit die Leith zu nennen. Endet hiemit seyne Aussag, welche ihme vorgelesen von ihme widerum bestätigt worden.

Deponens 6.^{us}

a Josepho Madlener allegatus, quod viderit cum ipso mirabilem illuminationem totius Ecclesiae.*)

[S. 43] Gottfried Schmid ein Baur von Steinbach bey 35 Jahr alt von der Schwäre des ayds vnd Straf des Meinaydts nachtruckhlich erinnert, sagt vnder seinem körperlichen Ayd aus, das er von niemand vnderichtet, vihl weniger auf anderley Weis bestochen, ohne Hofnung eines Nuzen, auch ohne Sorg eines Schadens vor gegenwertiger Commission da man die aufgehende Wahlfahrt vndersuche, hiemit getrey sagen wolle, was er gesehen, nemblichen, er Deponent habe mit dem Joseph Madlener die Nachtwacht gehabt (wisse das Jahr und die Zeit nit eigentlich zu sagen, seye aber vor 2 oder 3 Jahren gewest, habe auf die Zeit nit mehr nachgedenckht) da haben sie beyde, so vihl er sich erinnere, vm 11 Vhr in der Nacht die Kirchen ganz beleicht gesehen, sie haben sich [S. 44] darab bewundert vnd zusammen gesagt, was doch in der Kirchen seyn müesse, es seyen so gar die kleine Fenster bey der Bayer Kirchen ganz voller Liecht gewest, sie beyde Wächter haben vermeint, es seyen etwan Dieb in der Kirchen, seyen daher hin vnd vm die Kirchen herumb gegangen, aber nichts gehört, wohl aber die Kirchen immer hin voller Liecht gesehen. Der Madlener habe hierbey gesagt, er wolle sehen, was dises Ding seye? vnd zu dem Fenster hinauf gestigen, Deponent solle ihme helfen (vulgo Bockh stehen). Er Deponent habe dan ihme geholffen, vnd diser seye hinauf gestigen, so bald er aber zum Fenster hinauf gekommen, seye der Glanz vergangen gewest, vnd habe der Madlener nichts gesehen als alleinig brennen das ewige Liecht.

*) Von Joseph Madlener vorgebracht, weil er mit ihm selbst die wunderbare Beleuchtung der ganzen Kirche gesehen habe

Int. 1.^{um} [S. 45]

Ob nit etwan das ewige Liecht alleinig so vihl Schein von sich geworfen, das Deponent gemeint, die ganze Kirchen seye beleicht?

R: Nein das könne nit seyn, wie er und der Madlener geschawet, vndt widerumb fortgegangen, haben sie kaum noch ein wenig von dem ewigen Liecht gesehen, vnd seyen die ybrige Fenster alle dunckhel worden. Er Deponent habe hernach oftermahl bey der Nacht die Kirchen angeschawet, aber niemahls ein solches Liecht darin gesehen. Es seye selbiges Mahl an allen Fenstern ein Glanz gewesen, doch zu obrist nit so starckh wie weither herunden.

Deponens 7.^{us}

Catharina Eggensbergerin des Johanes Merckh [S. 46] Bauern ab der Steig aus der Pfarrey Altesried hinderlassene Wittib Reichsstifts Kömptische Vnderthanin bey 70 Jahr alt sagt aus vnder abgelegtem Ayd, das sie von keinem Menschen vnderichtet, oder vnderstiftet worden, was sie sagen solle sondern sie gebe Gott allein die Ehr, vnd wolle hiemit die Wahrheit aufrichtig bekennen.

Sie Deponentin seye vor 3 Jahren, nemblich anno 1730 in der Octav Corporis Christi auf Steinbach gegangen, vnd habe aldort ihre Beicht abgelegt, vnd comuniciert, da sie nun vor dem Beicht Stuhl in dem Chor ad Cornu Epistolae gestanden, habe sie hin und her geschawet, vnd den Altar betrachtet, mithin habe sie auch das auf der rechten Seythen des Choraltars stehendes Mutter Gottes Bild angesehen vnd beobachtet, das dieses die Augen zu, vnd widerum langsam [S. 47] aufgethan, vnd wan iemandt aus dem Beichtstuhl herausgegangen so sey es nit anders gewest, als wan sie denen Leithen nachschawe. Sie Deponentin habe nit gewust, was dises seye, selbiges Mahl habe noch niemand von diser Augen Bewegung etwas gesagt, vnd sie Deponentin habe vermeint, man ziehe etwan durch Schnierlein die Augen dieser Bildnus, dan sie habe vor disem einen vagierenden Menschen gesehen, welcher allerhand Figuren herumgetragen, vnd dieselbige an den Augen, vnd sonst bewegen können, wan er gezogen: auf solche Weis habe Deponentin vermeint seye auch die Bildnus Vnser Lieben Frawen gemacht. Nachdeme sie hernach gebeichtet, habe sei nach vollendeter Beicht zu dem Pater Beichtvatter, es [S. 48] seye der Herr Pater Hieronymus gewest, gesagt, wie ist es, das das schmerzhaftes Vnser Lieben Frawen Bild die Augen auf vnd zuethuet, kan man sie auf selche Weis ziehen? Woryber der Herr Pater Hieronymus geantwortet: Nein; dises Bild seye schon alt, vnd wie das Gotteshaus Roth erbrunnen, schon in der Brunst gewest, er habe dises auch schon von einer Persohn gehört, es werde etwas anders bedeuthen.

Int. 1^{um}

Ob Deponentin dise Bewegung der Augen mehrmahlen gesehen habe?

R: Sie könne es nit für gewiss sagen; sie habe wohl hernach vermeint, sie seche die Augen wider bewegen, weilen sie aber alt, so vergehe ihr bisweilen das Angesicht aber das erste Mahl hab sie es gar klärlich gesehen.

2^{um}

Ob nit etwan auch selbiges Mahl [S. 49] ihr, der Deponentin die Augen vergangen, oder durch das Licht, und Glanz der vihlen Verguldung seyen geblendet worden?

R: Nein gewiss nit: sie habe dazumahl noch guette Gesicht gehabt, vnd hätte nit daran gedencckt, wan sie dise Bewegung so gar klar gesehen hätte. Es habe selbiges Mahl Herr Frühmesser Mess gelesen, vnd vnder wehrender Mess habe sie dise Bewegung der Augen in dem schmerzhaften Mutter Gottes Bild wider gesehen. Sie habe kein Freyd vnd Layd daruon gehabt, seye zwar anfänglich wenig erschrocken vnd habe ihr nit einbiden können, was dises seye hernach aber hab sie gedencckt, man könne durch ein Schnierlein oder Trath die Augen also ziehen.

Int. 3^{um}

Ob sie dise Bewegung der [S. 50] Augen gleich aus gesagt habe anderen Leithen?

R: Sie habe es nit ausgesagt; aber die Maria Hiemerin von Obrecht habe dise Bewegung der Augen sambt der Deponentin gesehen, vnd dieselbe habe ohne Zweifel solches anderen Leithen gesagt, hernach habe man Deponentin auch gefragt, ob sie dises gesehen habe? Worauf sie geantworhet: Ich habe es nit alleinig gesehen. Selbsten aber hab ich es

nit ausgesagt, weilen man nur daryber gelacht, vnd ihr Deponentin aigner Sohn hab gesagt: Sie seye nit so vihl, vnd so fromb, das sie Vnser Liebe Fraw werde ansehen.

Endiget mithin, vnd bekräftiget ihr wider vorgelesene Aussag.

Deponens 8.^{us}

Maria Hiemerin Peter Mahlers Baus zu Obrecht ehliches Weib, aus der Pfarrey Altisried Stüft Kemptischer [S. 51] Herrschaft, ihres Alters 52 Jahr auf beschechene ernstliche Erinnerung der Schwäre des Aydts, vnd des Meinaydts zu fliechen, bezeiget aydlich, das sie von niemandt aufgestift, vnd nicht vnderichtet worden, sondern die Wahrheit zu der Ehr Gottes vnd seiner seeligisten Muetter getreylich anzeügen wolle nemblich:

Sie Deponentin seye mi der Catharin ab der Steig (wisse nit, wie sie mit Nahmen heisse, seye aber heit schon abgehört worden) in der Kirchen zu Steinbach gewest vor 3 Jahren (könne sich der Zeit so aigentlich nit erinnern, seye aber im Sommer gewest) da haben sie gesechen, das die schmerzhaftige Bildnus Mariä die Augen zu, vnd wider aufmach. Sie Deponentin seye an dem Antritt des Chor gestanden; damit sie aber [S. 52] dises recht sechen möge, seye sie bis zu dem Hochaltar hingegangen, vnd habe gesehen, das wahrhaftig dise Bildnus die Augen auf vnd zue mache. Sie und die Catharina haben es einander gezeiget, es seyen auch noch mehrer Weibs Bilder dort gestanden, vnd haben es auch gesechen, aber Deponentin habe selbige Leith nit gekent.

Int. 1.^{um}

Ob Deponentin schon zuvor gehöret habe, das dise Bildnus die Augen wende?

R: Sie habe sonst nichts gehört.

2.^{um}

Was sie Deponentin dan in Anschauung solcher Bewegung ihr für Gedancken gemacht, oder Anmuethung empfunden habe?

R: Sie habe gedänckht, sie wisse nit was dises seye, Vnser Liebe Fraw werde sie nit verlassen, vnd durch ein so schlechtes Mensch, wie die Deponentin [S. 53] seye, keine solche Wunderwerckh aufkommen lassen: sie seye darab nit erschrockhen, noch daran erfreyet, sondern habe es gelten lassen, vnd gedenckht an Vnser Liebe Fraw, mache sie es wie sie will.

Int. 3.^{um}

Ob nit etwan ihr der Deponentin durch das lange Anschauen, oder durch das Sonnen Liecht, vnd Glanz der Vergoldung die Augen seyen verblindet worden?

R: Sie habe Gott Lob guette Augen, seye nit geblindt worden, könne anders nichts sagen, als das sie wahrhaft gesehen, das die schmerzhaftige Muetter Gottes die Augen auf vnd zue gethan.

4.^{um}

Ob sie dise Bewegung der Augen in diser Bildnus öfters beobacht habe?

R: Selbiges Mal, nemblich vor 3 Jahren hab sie es öfter nacheinander bey 4mahl gesehen, hernach seye zwar sie öfters nacher Steinbach gewahlfahrtet habe aber nichts mehr gesehen.

5tm [S. 54]

Ob sie dise wunderbahrlische Bewegung der Augen anderen geoffenfharet habe?

R: Zu Haus habe sie es erzehlet, ihr Mann hab daryber gesagt, er wäre erschrockhen, wan er es gesehen hätte; sie aber habe geantwortet; ich nit: ich hab es daryber gelten lassen: was weis ich, was dises bedeüet.

Bekräftiget ihr Aussag die ihr vorgelesen worden.

Deponens 9^{us}

Maria Morgin Ist. (ledigen Standes) von Legaw Kemptische Herrschaft bey 58 Jahr alt nach ernstlich gemachter Erinnerung von Schwäre des Aydts, vnd Straf des Meinaydts, sagt aydtlich aus, das sie von keinem Menschen angestift worden, vor oder wider die Wahlfahrt in Steinbach zu reden; der Herr Caplon zu Legaw, der bey dem Herrn Pfahrer wohnt, habe sie Deponentin zwar [S. 55] beschickht, und gefragt, ob es wahr seye, was man sage? Sie habe geantwortet, sie könne anders nichts sagen, als was sie gesehen habe, wobey es auch der Herr Caplon bewenden lassen. Was sie aber gesehen, bestehe in disem.

Sie Deponentin seye anno 1730 in der Fasten an S. Frančisča Tag nacher Steinbach gangen, vnd seye ganz allein in der Kirch gewest, habe daselbst ihr Andacht verricht, vnd 3 Noster Kränz, sodan 5 Vatter Vnser, 5 Ave Maria sambt dem Glauben zu Ehren der heiligen 5 Wunden Christi, hernach 7 Vatter Vnser vnd Ave Maria zu Ehren der 7 Schmerzen Mariae gebettet. Da sie nun dises ihr Gebett verrichtet, vnd in dem ersten Stuhl ausser dem Chor geknüet, habe sie angefangen die Bilder auf dem [S. 56] Altar zu betrachten, vnd in Ansehung der Bildnuss des gekreyzigten Heylandts gedenckht; mein Gott, wie ist iez diss ein so schönes Bild! Vnd ist so lang im Würthshaus auf der Scheüterbeig vnd Heybiñen verächtlich gelegen (sie Deponentin hab im Würthshaus zu Steinbach selbiges Mahl gedienet, vnd dises Bild bald da, bald dorth in einem Winckhel gesehen, vnd der Sohn des Haus habe gesagt: Er müess Bier sieden, wolle eben dises Bild verscheithen: Sie aber Deponetin habe gewehrt, vnd gesagt: Behiet Gott vnser Herr Gott möcht dich strafen). Hernach hab sie andere Bilder angeschaut und gedenckht, es seyen wohl schöne Bilder in diser Kirchen. Da sie nun auch auf die Bildnus der schmerzhaften Mutter Gottes ihre Augen gewent, so haben sie gesehen, das dise Bildnus die Augen auf vnd zue [S. 57] mache, vnd dises nach einand 10 bis 12 Mahl. Sie Deponentin seye daryber erschrockhen, vnd habe das Bild nit mehr ansehen können, die Angst habe ihr den Schweis gar starckh ausgetrieben, vnd seye ihr vorkommen, als wan die ganze Kirchen mit lauther Feyr angefillt, sie habe auch würckhlich vermeint, sie stehe in lauther Feür. Sie habe ihr desswegen nit getrauet, aus dem Stuhl zu gehen, vnd gedenckht, wan nur ein einziger Mensch khäme, das sie könnte aus der Kirche hinaus kommen, sie habe gedenckht; Bin ich doch ein sündiger Mensch; ich will künftig hin frömmer leeben, öfters beichten, und mehr betten. Yber ein Weyl, nemblich vm 8 Uhr Vormittag leithe man in die heilig Mess, und komme der damahlige Herr Pflieger Pater

Hieronymus Mess zu lesen, vnd noch vñle andere [S. 58] Leith, da seye Deponentin der Schröckhen vergangen, habe die heilig Mess angehört, vnd hernach gebeichtet, nach vollendter Beicht, hab sie dem Beicht Vatter Pater Hieronymo gesagt, sie solte noch etwas sagen, diser habe vermeint es seye ein verborgene Sünd, vnd ihr zu gesprochen : sie solle es ofenbahren, es möge sein, was es wolle: Auf dises habe sie Deponentin den ganzen Verlauf von dem, was sie gesehen, erzelt, der Beicht Vatter hab sie getröst, und gesagt, dises seye ein große Gnad, vnd Gott bekant, ob er nit wolle, das die seeligste Jungfraw in diser Bildnus verehrt werde, vnd eine Wahlfahrth auf khomme. Nun dieses habe Deponentin sonst keinem Menschen geofenbahret, nach 12 oder 15 Wochen aber seye zu Legaw bey dem Leeen Bild [S. 59] ein Ruef auf kommen, das die Bildnus der Mutter Gottes zu Steinbach die Augen bewegt vnd auf vnd zue gethan habe. Es habe dise Bewegung die Cathrin ab der Steig vnd etliche Weiber gesehen, woryber Deponentin zu ihrem Schwager gesagt; Ich hab dises schon längsten in der Fasten gesehen, aber nichts sagen wollen, gedenckhendt, man werde es mir nit glauben, vnd mich nur auslachen.

Int. 1^{um}

Ob Deponentin solche Bewegung öfter vnd auch andere Mahl beobachtet habe?

R: Sie habe niemahlen mehr etwas gesehen, aber auch die Bildtnus nit mehr vñhl angeschaut, sondern gedenckht, was ich gesehen habe, das weis ich wohl, vnd ist an disem ganz genug.

2^{um}

Da Deponentin in dem Stuhl ausser dem Chor, mithin von dem Bild etlich und 20 Schueh [S. 60] entfernt gestanden, so hätte ia sie durch das lange Anschauen Glanz der Verguldung, vnd ein fallende Liecht leichtlich mögen geblendet worden seyn?

R: Anfanglich habe sie selbst vermeint, es thue sie blenden; habe aber ihre Augen wider unterschlagen, vnd hernach das Bild abermahl angeschawet, vnd ieder Zeit gesehen, das dise Bildnus die Augen auf vnd zue mache, vnd dises seye geschehen 10 oder 12 Mal bis entlich sie Deponentin ein solcher Schröckhen yberfallen, wi sie schon erzeltet.

Int. 3^{um}

Ob Deponentin ein guethes Gesicht, vnd die 20 bis 30 Schueh entfernete Sachen wohl erkennen, vnd vnderscheiden, ia auch sogar die Augenwendung sehen könne?

R: Ihr Gesicht seye gueth, vnd wolle alles in solcher oder noch weitherer Entfernung wohl vnderscheiden, vnd sehen können, vor 3 Jahren seye [S. 61] ihr der Deponentin Gesicht noch besser gewest als ietzt.

4^{um}

Ob sie Deponentin ihr nit nur ein pure Einbildung gemacht, vnd aus solcher lehren Einbildung vermeint habe die Augen der Bildnus thien sich bewegen?

R: Sie habe allem nachgedenckht, vnd seye ihr auch selbst eingefallen, es möchte nur ein Einbildung seyn, sie habe dessentwegen zu vnderbrochne öfteren Mahlen das Bild

angeschaut, vnd gedenckht, sie wolle es recht sehen, ob es doch möglich seye, das dises Bild die Augen bewege, vnd sie habe es allzeit also gesehen, wie sie ietzt aydtlich aus gesagt auf disem woll sie leben und sterben, vnd anderst könne sie nit sagen.

Praelecta denuo confirmavit. (= Das Vorgelesene bekräftigte sie aufs neue.)

III. Besondere Beobachtungen und Fortdauer der Augenwende bis 1795

Das Hauptziel der bischöflichen Kommission war, nicht festzustellen, ob in Steinbach wunderbare Gebetserhörungen, sondern ob die die Leute erregende Augenwende tatsächlich vorgekommen ist. Bei fast allen Zeugenaussagen (Nr. 3 – 61) ist immer die Tatsache vermerkt, daß die Zeugen diese Augenwende gesehen hatten.

Neben dieser Beurkundung der Augenwende sollen noch einzelne Sonderbeobachtungen bzw. Zeugenaussagen erwähnt werden.

- a) Das Bleichwerden des Antlitzes wird von 6 Zeugen erwähnt (Nr. 15, 17, 21, 49, 50 [!] und 54).
- b) Die geschwellenen Augen werden von den Zeugen 11, 12 und 27 erwähnt.
- c) Die öftere Augenwende wurde vom Zeugen Nr. 24 zehnmal und vom Zeugen 30 achtmal gesehen.
- d) Die Tränen (Zehren) am Gnadenbild wurde nur vom Zeugen 54 beeidigt.
- e) Auftretende Falten und Runzeln hat der gleiche Zeuge (54) gesehen.
- f) Einen zornigen Blick auf einen unwürdig zelebrierenden Priester meldet der Zeuge Nr. 50.
- g) Das Erleuchtetsein der Kirche in der Nacht meldet Zeuge 40 und
- h) Einen plötzlichen lauten „Kracher“ beeidigt der Zeuge 40.

Bei der ersten amtlichen Untersuchung im Jahre 1733 wurden neben dem Verhör des zuständigen Dekans Leopold Baur, Pfarrer in Hofs, und des damaligen Pfarrers in Steinbach, P. Hieronymus Richter, nur 59 Personen unter Eid ausgefragt, wie sie und wann sie die Augenwende erlebt hatten. Im I. Mirakelbuch vom Jahre 1738 werden zum Teil in anderer Reihenfolge 69 Personen erwähnt.

In den folgenden „Mirakelbüchern“ werden hauptsächlich die beim Pfarramt gemeldeten „Wunderbaren Gebetserhörungen“ berichtet, meistens in einem eigenen Kapitel auch die nach 1733 erlebten:

- 1) Im II. Mirakelbuch vom Jahre 1740 hat das V. Kapitel die Überschrift „Von denjenigen, welche die miraculose Bewegung, tiefe Verneigung des schmerzvollen Bildniß, Veränderung des heiligen Antlitzes oder sonst was besonderes gesehen“. Für die Zeit von 1737 – 1740 sind 15 solche Fälle erwähnt, darunter auch eine Augenwende, die Pfarrer Johannes Motter von Wolfertschweden und Pater Joseph Khoun, Chorherr in St. Georg (Augsburg), erlebten.

- 2) Das III. Mirakelbuch von 1743 nennt auf Seite 172 fast unter der gleichen Überschrift 15 Personen, darunter auch Welt- und Ordensgeistliche.
 - 3) Das IV. Mirakelbuch von 1746 berichtet auch von gemeldeten Augenwendungen für die Zeit von 1743–1744, darunter sind 14 schriftlich gemeldete Atteste abgedruckt.
 - 4) Das V. Mirakelbuch von 1759 hat auf den Seiten 38–66 Augenwendungsberichte. Das II. Kapitel trägt die Überschrift: „Die Veränderung des heiligen Antlitzes an dem Miraculosen schmerzhaften Bildnisses dauert noch beständig fort“.
- Bei diesem V. Mirakelbuch wäre noch zu erwähnen, daß der Verfasser, Pater Vögele, das Buch nach der Art der Wunderheilungen in 19 Kapitel eingeteilt hat. So werden z. B. in einzelnen Abschnitten vermerkt: Die Heilung von Stummen, von Tauben, von Leibesgebrechen, totgeborene Kinder, die, wieder kurz lebendig geworden, getauft werden konnten. Fälle von Hilfen in Wassersnöten und Feuerbrünsten.
- 5) Im letzten, VII., Mirakelbuch (erschienen 1795) bekennt Johann Wolf von Bilhausen, daß er vier Male die Augenwende gesehen habe.

IV. Die Augenwende an anderen Orten

Die Augenwende in der ehemaligen Dominikanerkirche in Rottweil

Fast hundert Jahre vor der Augenwende in Maria Steinbach mußte sich das Bischöfliche Ordinariat Konstanz mit der Augenwende in der damaligen Dominikanerkirche in Rottweil beschäftigen. Als diese Reichsstadt im Jahre 1643 von dem französischen Heere unter Marschall Guebriant belagert wurde, hielt das gängstigte Volk in der Dominikanerkirche vor dem „Marianischen Gnadenbilde“ Betstunden. In der Nacht vom 10. auf den 11. November sahen etwa 300 Beter, wie „das schön rotlechte und anmutige Gesicht“ seine Gesichtsfarbe veränderte. Es wurde bleich („völlig verblichen“) und kam einem „bis in den Tod betrübten Menschen gleich“. Dann wandte das Bild seine Augen zum Jesuskind auf den Armen, von hier zum Himmel und dann gegen das Volk.

Diese Wendung der Augen soll zeitweilig so stark gewesen sein, daß sie von allen Umstehenden, Jungen und dort lebenden Soldaten beobachtet wurde. Diese Erscheinung wurde von 2 Uhr nachts bis gegen 6 Uhr morgens immer wieder beobachtet. Die Eroberung der Stadt erfolgte am 19. November. Am 25. November waren am Nachmittag etwa 100 Personen vor dem Gnadenbild versammelt, als sich die Augenwende wiederholte. Das Bild zeigte freudig verklärte Miene, so daß die Beter von einer frohen Zuversicht erfüllt wurden. Mit Recht! Denn schon am anderen Tag erschien das kaiserliche Heer vor der Stadt und befreite sie nach kurzer Belagerung. Bei der darnach angeordneten

bischöflichen Untersuchung wurden 42 vereidigte Zeugen vernommen. Die amtliche Erklärung sagt: „Es dürfe niemand Argwohn schöpfen, daß die angedeutete Erbleichung und Veränderung der Augen „einbilderisch (= eingebildet“) und ungefähr (= ohne Gewähr) und betrügerisch gewesen sei“⁶.

Die Augenwende in der Herzogspitalkirche in München

Auch im benachbarten Bistum Freising wurde eine Augenwende kirchlich anerkannt. Am 21. Januar 1691 sah das 16jährige Mädchen Maria Schott bei dem Schmerzhaften Muttergottesbild in der Herzogspitalkirche in München die Augenwende. Während die lauretanische Litanei gebetet wurde, bewegte das Bild die Augen bald in die Höhe zu ihrem gekreuzigten Heiland, bald auf die Erde nach links zu den Betenden. Dies ereignete sich mehrere Tage hindurch und wurde von vielen geistlichen und weltlichen Personen gesehen. Nach einer amtlichen Untersuchung erklärte der Fürstbischof von Freising Joseph Clemens am 6. April 1692 in seiner Approbation: Diese wunderbare Augenwende des schmerzhaften Muttergottes-Bildnis und die darauffolgenden Wunder (Krankenheilungen, Gebeterhörungen) als der Wahrheit gemäß, ... daß diese von der Muttergottes herrührenden Gnadenzeichen den Christgläubigen billig vorgetragen und von jedermann sicherlich können geglaubt werden.⁷

Die Augenwende an einer Kopie des Gnadenbildes von Guadalupe

Über die Entstehung der großen Wallfahrt „Unserer lieben Frau zu Guadalupe“ vom 12. Dezember 1531 soll hier nicht berichtet werden. Eine Kopie des „Selbstbildnisses Unserer lieben Frau von Guadalupe“ befand sich 1796 in einer Kirche zu Rom. Als Rom damals in größter Gefahr war, strömte das Volk in diese Kirche. Zur größten Verwunderung aller, öffneten sich die Augen und wandten sich nach allen Seiten, um die zu ihr flehenden Gläubigen huldvoll anzublicken. Das geschah mehrere Tage nacheinander, so daß der Vatikan diese Tatsache als „überreichlich“ bewiesen erklärte.

Papst Pius XII. ließ in den Vatikanischen Gärten ein Monument errichten, das das Selbstbildnis der Mutter Gottes auf dem Mantel des Indianers darstellt.⁸

⁶ Welser, Heilige Heimat 1956, S.136–137

⁷ Auf wiederholte Bitte (1972, 1978, 1980) um Zusendung von Fotokopien dieser amtlichen Untersuchung wurde mir am 30. Mai 1980 mitgeteilt: „Wir können nicht finden, ob dieser Akt überhaupt (noch) in unserem Archiv sich erhalten hat. Es kann jedoch durchaus sein, daß sich der Akt bei uns findet, doch sind unsere Nachweise (Aktenverzeichnisse) leider sehr unzureichend“.

Literatur: J. M. Forster, Das gottselige München, München 1895, S. 619–682

⁸ Osservatore Romano v. 22. 9. 1939

Der Papst hatte in seinem Oratorium eine Kopie des Selbstbildnisses. Aus seinem Munde stammt das Wort: „Dieses Bildnis (das Original) ist nicht von irdischer Hand gemalt“.⁹

Die Augenwende am Christusbilde in Limpias

Limpias war bis zum 30. März 1919 ein unbekanntes Städtchen von 1300 Einwohnern an der Nordküste Spaniens. In der dortigen Pfarrkirche zu Ehren des hl. Petrus war eine Kreuzigungsgruppe auf dem Hochaltar mit dem plötzlich bekannt gewordenen „Christo de la Agonia“. Das Antlitz ist ein ausgezeichnetes Kunstwerk. In den brechenden Augen und den eindrucksvollen Zügen kämpfen die ersten Schatten des Todes mit den letzten Äußerungen menschlichen Lebens. Die Pupillen der Augen, die nach spanischer Sitte aus bemaltem Porzellan hergestellt und nach oben gerichtet sind, lassen zum größten Teile nur das Weiße der Augen sehen.

Am 30. März 1919 wurde dort eine Volksmission angefangen. Am letzten Tage wurde von Kindern und zwei Priestern gesehen, daß dieser Christus die Augen öffnete und schloß. Am Palmsonntag den 13. April wiederholte sich diese Erscheinung vor einer Frau, die mit der Ausschmückung des Altares beschäftigt war. An Ostern des 20. April wurde diese Erscheinung von Männern und Frauen beobachtet. Sie behaupteten, die Öffnung und Schließung der Augen gesehen zu haben. Seit dem 24. April wiederholten sich diese Erscheinungen fast täglich. Manche sahen auch die Tränen in den Augen des Gesichtes. Unter den Beobachtern waren Priester, Juristen, Professoren und Kaufleute. Im Jahre 1920 wurde der kanonische Untersuchungsprozeß eröffnet. Am 10. April 1920 sahen die daran beteiligten Personen wieder diese wunderbare Erscheinung.¹⁰

⁹ Im Dienste der Königin (Monatszeitschrift für die Marienverehrung) 10. Jhrg., Heft 7/8, 1959

¹⁰ R. Kriß, Wallfahrtsorte Europas. München 1950, S. 161–163

Musikpflege am Hofe des letzten Augsburger Fürstbischofs, des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus (1768–1812)*

Von Adolf Layer

Der letzte Augsburger Fürstbischof, Kurfürst Clemens Wenzeslaus¹, war der jüngste Sohn des sächsischen Kurfürsten und polnischen Königs Friedrich August III. und ein Enkel Augusts des Starken. Auch von mütterlicher Seite her stammte er vom europäischen Hochadel ab, die Mutter Maria Josepha war nämlich die älteste Tochter des deutschen Kaisers Joseph I. Je eine der Schwestern des Prinzen Clemens Wenzeslaus vermählte sich mit dem König von Spanien und Neapel, mit dem Kurfürsten von Bayern und mit dem 1765 verstorbenen Dauphin von Frankreich, dem Vater der französischen Könige Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Karl X. Mit solcher Abkunft und dieser Verwandtschaft durfte der 1739 in Schloß Hubertusburg geborene Prinz eine herausragende Stellung im gesellschaftlichen und politischen Leben des Ancien régime erwarten. Der mit den Habsburgern verbündete Vater schickte seinen jüngsten Sohn ebenso wie dessen älteren Bruder Albrecht, einen Schwiegersohn der Kaiserin Maria Theresia, zunächst in die Dienste des verwandten habsburgischen Kaiserhauses. Als Feldmarschalleutnant stand Clemens Wenzeslaus im Siebenjährigen Krieg auf österreichischer Seite und nahm an der Schlacht von Torgau (1760) teil. Nach einer Erkrankung verließ er bald darauf das Heer und wechselte die Uniform mit der Soutane. Nach der Priesterweihe und der Primiz in München (1764) gelangte Prinz Clemens Wenzeslaus rasch zu hohen geistlichen Würden und Aufgaben: 1765 bestimmte ihn Fürstbischof Joseph I. Landgraf von Hessen-Darmstadt zu seinem Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge auf dem Augsburger Bischofsstuhle; 1766 wurde er zum Fürstbischof von Freising und Regensburg konsekriert; 1768 verzichtete er auf diese

* Diese Studie schließt die Beiträge über die Musikpflege am Hofe der Fürstbischöfe von Augsburg im 10., 11. und 13. Jahrgang dieses Jahrbuchs ab.

¹ Zu Kurfürst Clemens Wenzeslaus vgl. an Literatur u. a.: A. Dominicus, Coblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus, 1768–1794, Coblenz 1869; H. Troll, Kurfürst Klemens Wenzeslaus Fürstbischof von Augsburg, in: Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben Band 2, München 1953, S. 302–325, H. Raab, Clemens Wenzeslaus von Sachsen und seine Zeit 1739–1812. Band I Dynastie, Kirche und Reich im 18. Jahrhundert, Freiburg, Basel, Wien 1962.

beiden Fürstbistümer, um das Trierer Erzbistum und die Kurwürde übernehmen zu können, und gleichfalls 1768 trat er die Nachfolge des verstorbenen Augsburger Fürstbischofs an. Als Hauptresidenz wählte Kurfürst Clemens Wenzeslaus Koblenz und Schloß Ehrenbreitstein im Erzbistum Trier; Augsburg und Dillingen wurden nun Nebenresidenzen.

Clemens Wenzeslaus führte die Titel Erzbischof von Trier, des Heiligen Römischen Reiches Kurfürst, Erzkanzler, Administrator der gefürsteten Abtei zu Prüm, regierender Koadjutor des fürstlichen Stiftes Ellwangen, königlicher Prinz von Polen und Litauen, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg, Engern und Westfalen, Landgraf zu Thüringen, Markgraf zu Meissen und in der oberen und unteren Lausitz, gefürsteter Graf zu Henneberg, Graf von der Mark, Ravensberg, Barby und Hanau, Herr zu Ravenstein etc. etc.². Die beiden Schwerpunkte der geistlichen und weltlichen Machtfülle des Kurfürsten bildeten einerseits an Mosel und Rhein das Erzbistum und Kurfürstentum Trier, andererseits in Schwaben und Franken das Bistum sowie das Hochstift Augsburg und das Fürststift Ellwangen.

Als seit 1768 Koblenz/Ehrenbreitstein als Dauerresidenz des Kurfürsten festlag, mußte eine Regelung für den Hofstaat in Augsburg getroffen werden. Sie erfolgte in der Weise, daß zwar, wie die Augsburgerischen Kirchen- und Hofkalender erweisen, eine völlig getrennte Verwaltung in Augsburg ebenso wie in Kurtrier bestehen blieb, dennoch aber ein Teil des Hofstaates von Augsburg nach Koblenz übersiedelte. Davon war vor allem die Augsburger Hofmusik, wie sie Fürstbischof Joseph I. hinterlassen hatte, betroffen. Diese „Augsburger Hof- und Kammermusik“ setzte sich am Anfang der Regierungszeit des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus aus folgenden Mitgliedern zusammen:

Kapellmeister Pietro Pompeo Sales, kurfürstlich Trierischer und hochfürstlich Augsburgerischer Hofkammerrat
 Konzertmeister Georg Lang
 Erster Hautboist Johann Baumgartner
 Flautraversist Joseph Anton Schuster
 Violonist Stanislaus Gitter
 Violoncellist Johann Baptist Baumgartner
 Vokalist Johann Baptist Schuester, Tenorist
 Übrige Instrumentalmusik
 Severin Preymayer
 Joseph Schmid
 Andreas Obermayer
 Franz Grimmer
 Anton Rogenzügel
 Johann Beraneck

² Kurzgefaßte Geschichte von Augsburg, Augsburg 1785, S. 346f.

Balthasar Fackler
 Johann Georg Doblinger
 Jakob Lueger
 Martin Thalhofer
 Franz Xaver Boppel
 Franz Joseph Knöpfle
 Kopist Andreas Kuttner³

Ein Vergleich mit der Zusammenstellung der Hof- und Kammermusik im Augsбургischen Kirchen- und Hofkalender aus dem Jahre 1766 zeigt verschiedene Veränderungen in der Zusammensetzung der Hofmusik, die nach dem Regierungsantritt von Fürstbischof Clemens Wenzeslaus erfolgt waren⁴. Darüber gibt die Hofzahlamtsrechnung von 1770 nähere Auskunft.

In ihr sind die Mitglieder der Hofkapelle in drei Gruppen eingeteilt: in die Dienerschaft zu Koblenz, in die Augsburger Dienerschaft und in die Augsburger Pensionisten. Alle drei Gruppen erhielten die Besoldungen vom Augsburger Hofzahlamt.

Von der Dienerschaft zu Koblenz bezogen aus Augsburg:

Kapellmeister Sales	800 fl. (= Gulden)
Konzertmeister Lang	550 fl.
Vokalist Schuster	300 fl.
Tafeldecker Preymayr	300 fl.
Lakai Schuster	180 fl.
Lakai Gütter (Gitter)	180 fl.
Lakai Thalhofer	180 fl.
Lakai Knöpfle	180 fl.

Von der Augsburger Dienerschaft erhielten:

Hoftrompeter Grüner (Grimmer)	280 fl.
Hoftrompeter Roggenzigl (Rogenzügel)	280 fl.
Hoftrompeter Beraneck	280 fl.
Hoftrompeter Haaß selig	32 fl. 30 kr. (= Kreuzer)
Hofpauker Schmidt	142 fl.
resignierter Hofpauker Baldauf	150 fl.
Lakai Fackler	180 fl.
Lakai Doblinger	180 fl.
Lakai Lueger	180 fl.
Lakai Poppel	180 fl.
Lakai Bercke (gestorben)	180 fl.

³ Augsburger Kirchen- und Hofkalender 1771 Hof- und Cammer-Musick (= Studienbibliothek Dillingen XVIII 1767).

⁴ A. Layer, Musikpflege am Hofe des Augsburger Fürstbischofs Joseph I. Landgraf von Hessen-Darmstadt (1740–1768), in: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte e.V. 13. Jg., 1979, S. 146.

Als Augsburger Pensionisten bekamen:

Kammerherr von Zech als Musikintendant	150 fl.
Kammerdiener Baumgartner	250 fl.
Kammerdiener Almerigi	250 fl.
Violoncellist Baumgartner	200 fl.
Trompeter Obermayr	250 fl.
Waldhornist Heinisch	150 fl.
Musikkopist Kuttner	52 fl.
Tafeldecker Julius	150 fl.

Als Gnadengehalt bezogen die „Kammerlakaiin Thalhoferin“ 25 fl. und die Waldhornistin Schmidtin 140 fl.⁵

Durch den Wegzug von acht Hofmusikern, darunter dem Kapell- und Konzertmeister, nach Koblenz-Ehrenbreitstein verringerte sich die Augsburger Hofmusik nicht nur zahlenmäßig, sie litt wohl auch in ihrem Leistungsvermögen. Immerhin blieben noch etwa zehn aktive Musiker und mehrere Pensionisten zurück, darunter die Hoftrompeter und der Hofpauker. Ob sie freilich noch regelmäßig – wie zu Zeiten der Anwesenheit eines Fürstbischofs – zu Konzerten und anderen musikalischen Veranstaltungen in der Augsburger Residenz zusammenkamen, das ist zu bezweifeln, wenn auch die erhaltenen Augsburgischen Kirchen- und Hofkalender der 1770er Jahre regelmäßig die Mitglieder der Hof- und Kammermusik verzeichnen. Für das Jahr 1775 fehlen darin allerdings der Hautboist Johann Baumgartner, der Violoncellist Johann Baptist Baumgartner und der Hofpauker Joseph Schmid, 1777 fehlt der Trompeter Obermayr, 1778 erscheint dafür neu der Hoftrompeter Joseph Amberger⁶.

Für die in Augsburg anwesenden Hofmusiker war nach dem Regierungswechsel von 1768 ein beachtlicher Bestand an Musikalien und Musikinstrumenten verblieben. Im Inventar des Nachlasses von Bischof Joseph I. finden sich nämlich verzeichnet:

„In den Neben- und sogenannten Sing-Zimmer drey Thannene Schrein, worein Musicalien

Ein deto, worein nachstehende Musical-Instrumenten gehörig, alß 10 Geigen mit 4 Cahset zum einpacken.

3 Violen, 1 Violoncell, 2 Contra=Baß, 1 paar Clarinet, 2 paar Flötl, 2 paar Oboe, 3 paar Haut=Travers, 6 paar Waldhorn, 4 Stück silberne Trompeten, 1 paar Paucken mit in silber gestickten (sic!) umhängen, Ein Stellige mit grünen Vorhäng zu Instrumenten“⁷.

⁵ Bayerisches Staatsarchiv Neuburg, Augsburger Pflegeämter Nr. 2070 (Hofzahlamtsrechnung 1770).

⁶ Augsburgische Kirchen- und Hofkalender 1773, 1775, 1777, 1780 (Studienbibliothek Dillingen XVIII 1301, 1764, 2374, 2547).

⁷ Hauptstaatsarchiv München, Hochstift Augsburg (Münchner Bestand) Lit. Nr. 514, fol. 34.

Weil der neue Landesherr nicht im Hochstift Augsburg, sondern weit entfernt am Rhein lebte, ging in seinen schwäbischen Residenzen Augsburg, Dillingen und Oberdorf viel vom höfischen Glanz verloren. Wenn aber der Fürstbischof wieder einmal in sein schwäbisches Herrschaftsgebiet reiste, dann wurde dies mit festlichen Veranstaltungen gefeiert. Bei seinem Antrittsbesuch im Jahre 1769 bereitete man das denkwürdige Ereignis in Dillingen im Schloß, in der Universität und in der Stadt mit viel Eifer und Kosten gebührend vor. Die Jesuiten ehrten den Kurfürsten mit der Aufführung des Melodramas „Augusta liberata“ (Das befreite Augsburg). Es handelte vom Sieg über die Ungarn im Jahre 955. Anknüpfend an das Geschehen von damals wurde nun Kurfürst Clemens Wenzeslaus, der ja ein sächsischer Prinz war und den Titel Herzog von Sachsen führte, als Nachfahre des Sachsenherrschers Otto I. und als zweiter Ulrich auf dem Bischofsstuhle in Augsburg gefeiert⁸. Der Student Joseph Trauch, beider Rechte Kandidat und gekrönter Poet, dichtete zu Ehren des Besuchs von Clemens Wenzeslaus in Dillingen eine „Unterthänigste Ehrefrönnung auf die Höchste Ankunft zu Dillingen...“, einen überschwenglichen poetischen Glückwunsch in der panegyrischen Manier der damaligen Zeit. Beide Opuscula erschienen sogar gedruckt, das eine in Dillingen, das andere in Memmingen⁹.

Während der Anwesenheit des Kurfürsten im Frühjahr 1782 in Augsburg ehrte ihn Papst Pius VI., von Wien und München her kommend, mit seinem Besuch. Clemens Wenzeslaus weilte diesmal etwa ein halbes Jahr in der Augsburger Residenz und auch in der zu Dillingen. Dabei begleitete ihn die Trierer (= Koblenzer) Hofkapelle unter Leitung des früheren Augsburger Hofkapellmeisters Pietro Pompeo Sales. Beim Papstbesuch im Augsburger Dom wurde Seine Heiligkeit unter abwechselndem Schalle zweier Chöre von Pauken und Trompeten zum Hochaltar geleitet. Offenbar wirkten dabei das Koblenzer und das Augsburger Trompeterkorps mit. Der Namenstag des Papstes, der 5. Mai, bildete den Höhepunkt der kirchlichen Feierlichkeiten während der mehrtägigen Anwesenheit des Heiligen Vaters, wobei im Dom wieder zwei Chöre von Pauken und Trompeten den Einzug begleiteten. Am Ende des Chors fand sich zu beiden Seiten des Altars das Orchester bereit, vermutlich vereinigte Instrumentalensembles aus Koblenz und aus Augsburg.

⁸ A. Layer, Kurfürst Clemens Wenzeslaus und Dillingen, in: Der Heimatfreund. Beilage der „Donau-Zeitung“ 13. Jg., 1962, Nr.3; A. Layer, Der hl. Ulrich in der Musik- und Theatergeschichte, in: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte 7. Jg., 1973, S. 295; A. Layer, Der Landkreis Dillingen in der Literaturgeschichte, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen 1982, S. 100f.

⁹ „Augusta liberata“ bei Johann Leonhard Brönner in Dillingen (Studienbibliothek Dillingen XVIII, 41); „Unterthänigste Ehrefrönnung“ bei Joh. Val. Mayer in Memmingen, 1769 (Studienbibliothek Dillingen VIIIa, 167).

Sales dirigierte wahrscheinlich eine von ihm selbst komponierte Messe; vom Gloria ist bezeugt, daß es eine herrliche Komposition des Kapellmeisters Sales war.¹⁰

Während der langjährigen Abwesenheit des Fürstbischofs von Augsburg ruhte keineswegs die geistliche Musikpflege in der Residenz und im nahen Dom. Ein Kirchen- und Hofkalender berichtet beispielsweise über die Karwoche:

Gründonnerstag abends musikalisches Oratorium.

Karfreitag abends musikalisches Oratorium.

Karsamstag morgens Amt und Vesper, und abends 8 Uhr die solenne Auferstehung.

Während der Fronleichnamsoktav war vormittags 11 Uhr „musikalische Meß“¹¹.

Am kurtrierischen Hofe zu Koblenz-Ehrenbreitstein hielt Kurfürst Clemens Wenzeslaus, seinem hohen Range in der Hierarchie des Reiches und der Kirche entsprechend, eine der ansehnlichsten Musikkapellen an den geistlichen und weltlichen Fürstenhöfen des alten Reiches im späten 18. Jahrhundert. Nach einem Musikalmanach für 1782 gehörten der Kurtrierischen Hof- und Kammermusik zu Koblenz 58 Personen an. Nur die Kurpfälzische Hofkapelle zu Mannheim (etwa 80 Personen) und die Kurfürstlich Sächsische Kapell- und Kammermusik zu Dresden (etwa 77 Personen) waren größer¹². Nach den Musikintendanz-Protokollen von 1783 beliefen sich allein die Besoldungen der nunmehr 56 Personen umfassenden kurfürstlichen Hofmusik in Koblenz auf 13254 fl., die sonstigen Kosten der Hofkapelle auf 9772 fl.¹³. Zweifellos erlebte die Musikpflege am kurtrierischen Hofe in der Regierungszeit des letzten Kurfürsten ihre große Glanzzeit. Clemens Wenzeslaus hatte von seinem Vorgänger 26 Musiker übernommen. Bereits im Jahre 1769 war dieser Personalbestand durch 19 weitere Musiker verstärkt worden¹⁴.

Bei der im selben Jahre unternommenen Reise in das Bistum Augsburg nahm er bei der Rückkehr nach Koblenz die besten musikalischen Kräfte der vorzüglichen Hof- und Kammermusik seines Augsburger Vorgängers mit sich, darunter Kapellmeister Sales und Konzertmeister Lang. Seine Ernennung zum kurtrierischen Kapellmeister erhielt Sales erst 1787, nach dem Tode von Konrad Starck, der schon vor 1769 diesen Titel geführt hatte. Bis 1787 blieb daher Pietro Pompeo Sales Augsbургischer Kapellmeister. Der Kurfürst, der die Kunstanschauung des Italieners teilte und den italienisch-neapolitanischen Geschmack

¹⁰ Anm. 2, S. 356, 374.

¹¹ Wie Anm. 3.

¹² Forkels Musikalischer Almanach für 1782.

¹³ Staatsarchiv Koblenz ic 945, fol. 41, 56 B.

¹⁴ G. Bereths, Die Musikpflege am kurtrierischen Hofe zu Koblenz-Ehrenbreitstein, Mainz 1964, S. 68f.

bevorzugte, verstand es, Sales an seinem Hofe zu halten, indem er ihm „aus besonderer Gnade und bewegenden Ursachen“ den Titel Hofkammerrat verliehen und seine Besoldung wesentlich erhöht hatte. So wie Pietro Pompeo Sales bis 1768 ein gutes Jahrzehnt die Hofmusik in Augsburg in ihrem Niveau maßgeblich gesteigert und zu bedeutenden Leistungen gebracht hatte, so geschah dies seit 1769 ebenso in Koblenz-Ehrenbreitstein. Hier bot sich ihm ein noch anspruchsvollerer Wirkungskreis und eine größere Hofkapelle. Ein Zeitgenosse schrieb von Sales: „Ein Mann, der verdiente, weit besser bekannt zu sein, als er es wirklich ist, denn er gehört mit unter die großen Tonkünstler unserer Zeit. Er verbindet die den Deutschen eigentümliche Gründlichkeit mit der Anmut des italienischen Gesangs, mit Stärke in der Melodie, Klugheit der Begleitung und verrät durchgehendes Verständnis der Natur und des Umfangs der Instrumente, das so vielen, selbst Jomelli¹⁵ oft zu fehlen scheint. Seine Deklamation bleibt immer dem Begriff der Grenzen der singenden Rede treu und ist wegen ihrer Natur von großer Wirkung. So weiß er die Fermaten, die von so großer Wirkung sein können, just da anzubringen, wo die Seele Erholung wünscht. Doch scheinen die rührenden, zärtlichen und empfindsamen Stellen wegen der Mischung seines Temperamentes am besten seine Größe bestimmen zu können...“¹⁶. Hofkapellmeister Sales war nicht nur selbst ein hervorragender Komponist, der von ihm geleiteten Hofkapelle gehörten auch weitere namhafte Komponisten und ausgezeichnete Virtuosen an. Wie schon von Augsburg so unternahm Sales auch von Koblenz aus größere Reisen, die ihn u. a. 1774 nach München und 1776 nach London führten, wo er als Gambist auftrat. 1777 brachte er in Frankfurt am Main sein Passionsoratorium zur Aufführung. Für den kurfürstlichen Hof in Ehrenbreitstein, der 1786 in das neuerbaute Schloß zu Koblenz übersiedelte, schuf Sales zahlreiche Oratorien, die zum Teil auch in Augsburg zur Aufführung gelangt zu sein scheinen, sowie kirchenmusikalische Werke, Arien, Duette usw. für die Akademiekonzerte. Die französischen Kriege zwangen Sales zweimal (1792 und 1794), mit dem kurtrierischen Hofe Koblenz zu verlassen¹⁷.

In der Freude an der Musik stand Kurfürst Clemens Wenzeslaus hinter seinem Vorgänger auf dem Augsburger Bischofsstuhl, Fürstbischof Joseph I., kaum zurück. Er war selbst ein guter Klavierspieler, ebenso trat seine Schwester, die Prinzessin Kunigunde, durch ihr bemerkenswertes Können auf dem Klavier hervor. Diese Schwester, die Äbtissin von Thorn und Essen war, lebte fast ununterbrochen am Hofe des Bruders. Beide waren in Dresden aufgewach-

¹⁵ Der mit Sales befreundete Italiener Jomelli war 1753–1768 Hofkapellmeister in Stuttgart.

¹⁶ Bereths (Anm. 14), S. 73 f.; Zitat nach Alethinopel, Musikalischer Almanach auf das Jahr 1782, S. 55 f.

¹⁷ A. Layer, Sales (de Sala), Pietro Pompeo, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart 11, 1963, Sp. 1293 ff.

sen, wo die Musik am Hofe, besonders die Opernmusik, in hohem Kurse stand. Clemens Wenzeslaus und seine Schwester neigten mehr – wie dies ihrem geistlichen Stande angemessen war – der Kammer- und der Kirchenmusik zu. Im Mittelpunkt der Gesellschaftsmusik standen in Koblenz und später in Augsburg die Musikakademien. Als nämlich die politischen Verhältnisse den Kurfürsten zwangen, seine neugebaute Residenz am Rhein zu verlassen, fand er Zuflucht in Augsburg und im allgäuischen Oberdorf. Nach der Kapitulation von Mainz am 21. September 1792 mußte er zum ersten Male Koblenz verlassen. Über Bonn, Düsseldorf und Essen wandte er sich nach Münster, von dort am 9. November über Schmalkalden und Meiningen nach seiner Bischofsstadt Augsburg. Ende 1793 kehrte er nach Koblenz zurück. Am 5. Oktober 1794 verließ Kurfürst Clemens Wenzeslaus zum zweiten Male sein Koblenzer Schloß, das er forthin nie mehr betrat¹⁸.

Nach dem Einzug in die Augsburger Residenz, die nun zum ständigen Wohnsitz des Kurfürsten werden sollte, mußte er noch zweimal flüchten, nämlich 1796 und 1800/01, jedesmal wegen des Vorrückens der Franzosen nach Schwaben. Im Jahre 1802 kehrte er aus Dresden nach Augsburg zurück und residierte hier oder in der Sommerresidenz Oberdorf bis zu seinem Tode. In Augsburg behielt Clemens Wenzeslaus seinen fürstlichen Lebensstil bei, auch nachdem ihm die Säkularisation die weltlichen Herrschaftsrechte genommen hatte. Im Reichsdeputationshauptschluß war er als Sonderfall mit bemerkenswerter Großzügigkeit behandelt worden. Die Respektierung seines Standes und Ranges wie seiner Verdienste um Kaiser und Reich in den zurückliegenden Kriegsjahren erleichterte es ihm, den unabänderlichen Verlust der weltlichen Herrschaft hinzunehmen. Der Vertrag mit Bayern vom 18. Dezember 1802 bestimmte im einzelnen: Der Kurfürst bleibt lebenslang im Besitz von Oberdorf und Hindelang, wo er auch die niedere Gerichtsbarkeit behält. Außerdem wurden ihm dort die Schlösser Oberdorf und Hindelang zu lebenslänglichem freien Genuß und Gebrauch überlassen. In Augsburg stand Clemens Wenzeslaus nach einem Immunitätsvertrag mit der Reichsstadt vom 9. Mai 1803 die Pfalz zu lebenslänglicher Nutzung frei, außerdem drei ehemals hochstiftische Gebäude im Dombezirk. Auch die Jurisdiktion über seinen Hofstaat und seine Dienerschaft verblieb ihm. Mag der Kurfürst privat verhältnismäßig anspruchslos gewesen sein, so legte er doch weiterhin Wert auf Würde und Repräsentation. Augsburg erlebte deshalb auch nach der Säkularisation nochmals höfischen Glanz und Pomp. Und der Kurfürst empfing hier – wie in alter Zeit mit viel Aufwand – den siegreichen Kaiser Napoleon, die Kaiserin Marie Luise und den päpstlichen Nuntius als seine Gäste. Das alles war Clemens Wenzeslaus möglich, weil er ansehnliche Pensionen bezog, die ihn wirtschaftlich unabhängig machten. Mit Bayern verständigte er sich über eine Jahrespension von 50 000

¹⁸ Bereths (Anm. 14), S. 208, 226.

fl., zuzüglich 10 000 fl. für entfallende Naturalienlieferungen sowie einem jährlichen Zuschuß von 2200 fl. für die kurfürstliche Leibgarde (12 Mann). Weiter erhielt er als einmalige Abfindung 24 000 fl. Von Württemberg bekam der Kurfürst für die Fürstpropstei Ellwangen jährlich 20 000 fl. und eine einmalige Abfindung von 12 000 fl. Außer diesen Einkünften genoß Clemens Wenzeslaus als Wettiner Prinz die ihm lebenslänglich zustehende Apanage vom Dresdner Hof¹⁹.

In den Jahrzehnten von 1792 bis 1812 lebte die Musikpflege am Augsburger Hof wieder auf. Der Fürstlich-Augsburgische Hof- und Staatskalender von 1796 verzeichnete nach wie vor die Hof- und Kamtermusik. Sie wies jetzt (ebenso wie 1797) folgenden Personalstand auf:

Kapellmeister Pompeo Sales, Kurtrierischer und Fürstlich Augsburgischer Hofkammerrat

Konzermeister Georg Lang

Flautraversist Joseph Schuster

Violonist Stanislaus Gitter

Vokalist Johann Baptist Schuster, Tenorist

Übrige Instrumentalmusik

Severin Preymayr

Franz Joseph Knöpfle

Anton Rogenzigel

Joseph Amberger

Joseph Heiß

Joseph Stachus

Balthasar Fackler

Jakob Lueger

Martin Thalhofer

Johann Georg Seitz²⁰

Mit 15 Musikern war die Augsburger Hofkapelle im Vergleich zu den 22 Mitgliedern im Jahre 1766 doch erheblich kleiner geworden²¹. Bis 1801 ging sie zahlenmäßig weiterhin, nämlich auf elf, zurück. Im letzten gedruckten Hofkalender steht bei den Stellen des Kapellmeisters und des Konzertmeisters beide Male: Vacat²². Pietro Pompeo Sales war am 21. November 1797 in Hanau

¹⁹ J. von Ahorner, Augsburger Musikzustände seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 1.Jg. 1874, S. 342f.; Troll (Anm. 1), S. 322; H. W. Kuhn, Die Liquidation der kurtrierischen Hofhaltung in Augsburg 1812/13. Das Testament des Trierer Kurfürsten Klemens Wenzeslaus von Sachsen, in: Rheinische Vierteljahrsblätter Jg. 41, 1977, S. 253–259.

²⁰ Fürstlich=Augsburgischer Hof= und Staatskalender auf das Jahr Christi 1796, S. 102 (ein Exemplar des Historischen Vereins Dillingen befindet sich in der Studienbibliothek Dillingen).

²¹ Vgl. Anm. 4, S. 146

²² Fürstlich=Augsburgischer Hof= und Staats=Kalender auf das Jahr Christi 1801.

gestorben, wohin er sich mit anderen Mitgliedern der Koblenzer Hofkapelle begeben hatte, um die noch immer erhoffte Rückkehr des Kurfürsten nach Koblenz abzuwarten. Konzertmeister Johann Georg Lang, der im Schatten seines genialen Kapellmeisters stand, war ihm im Alter von 76 Jahren am 17. Juli 1798 in Ehrenbreitstein im Tode gefolgt²³.

Nachfolger von Hofkapellmeister Sales wurde in Augsburg der kurfürstliche Musikdirektor Friedrich Anton Plödterl, ein vorzüglicher Violinspieler, der von der Dresdener Hofkapelle her gekommen war und 1787 in Koblenz eine Anstellung erhalten hatte. Er war ein Schüler des berühmten Geigenvirtuosen und Komponisten Bartolomeo Campagnoli gewesen. 1794 hatte sich Plödterl mit anderen Mitgliedern der Koblenzer Hofkapelle nach Hanau in Sicherheit gebracht und war dann nach Augsburg weitergereist, wo ihm der Kurfürst die Leitung seines stark zusammengeschmolzenen Orchesters anvertraute. Plödterl vereinigte nach dem Urteile Joseph von Ahorners in seinen Solovorträgen Feinheit des Spiels mit gutem Geschmack. Als Dirigent bewies er gute Auswahl in den Programmen, Verständnis, Präzision und Energie²⁴.

Der Kurfürst bevorzugte in Augsburg – wie schon in Koblenz – Sänger und Musiker als Kammerdiener und Lakaien. Zu ihnen gehörten nach den Hofkalendern (wie schon unter seinem Augsburger Vorgänger) die Brüder Joseph Anton und Johann Baptist Schuster aus Göggingen. Ob sie nach langer Abwesenheit am Rhein in ihre schwäbische Heimat zurückkehrten, ist nicht gewiß. In Koblenz bezogen beide, die in Konzerten als Solisten auftraten, ein Gehalt von je 300 Reichstalern, was wegen der Höhe auf besonders begabte und geschätzte Musiker hinwies. Der Tenorist Johann Baptist Schuster versah auch das Amt eines Kammerportiers und stand beim Kurfürsten in hoher Gunst. Sein verheirateter Bruder Joseph Anton versah als Flötist nebenbei die Aufgabe eines Mundschenks. Er starb am 25. Mai 1809 im Alter von 69 Jahren in Ehrenbreitstein²⁵. Sein Kollege Stanislaus Gitter, ein ausgezeichnete Violonist oder Kontrabassist, der auch aus der augsburgischen in die kurtrierische Hofkapelle übernommen worden war, bezog in Koblenz 1783 ein Gehalt von 500 Gulden, womit er an fünfter Stelle in der Höhe der Musikerbesoldungen rangierte. Sein Ruf als Kontrabassist war verbreitet. Nach Gutachten von Kapellmeister Sales galt Gitter als einer der ersten (= besten) Kontrabassisten, die existierten. Dem Engländer Burney fiel Gitters Virtuosität bei einem Besuch in Koblenz zu Beginn der 1770er Jahre auf. Er schrieb damals in sein Tagebuch: „... In der hiesigen Hofmusik befindet sich auch ein ausserordentlicher Contreviolonist; er spielt auf seinem Violon Solos, die sogar hörenswerth sind.“²⁶ Der Hofmusi-

²³ Wie Anm. 17; Bereths (Anm. 14), 78f., 102.

²⁴ Ahorner (Anm. 19), S. 343; Bereths (Anm. 14), S. 105f.

²⁵ Bereths, ebd. S. 81; Layer (Anm. 4), S. 147f.

²⁶ Bereths, ebd. S. 81–83.

kus Gitter, der zu den angesehensten Mitgliedern des kurtrierischen Hoforchesters zählte, lebte 1805 in Ulm, war 58 Jahre alt und erhielt als quieszierter (in den Ruhestand versetzter) Diener des Hochstifts Augsburg die ansehnliche Summe von 500 Gulden als definitive Pension²⁷. Zu den „ehemaligen Augsburgern“ in der Koblenzer Hofkapelle zählte des weiteren der Fagottist Severin Preymayr (auch Bräumeyer), der im Augsburger Hofkalender von 1796 als erstes Mitglied der „übrigen Instrumentalmusik“ erwähnt ist. Sein Sohn August wurde vom Kurfürsten zu dem berühmten Fagottisten und Komponisten Georg Wenzel Ritter in Potsdam in die Lehre geschickt. Der Oboist Johann Martin Thalhofer war seit 1779 auch Leiblakai des Kurfürsten. Der Hofpauker, Bassonist (= Fagottist) und Kopist Franz Joseph Knöpfle blieb nur zeitweise in Koblenz; 1782 wurde er als Trompeter nach Augsburg zurückversetzt²⁸. Mit den Hoftrompetern Joseph Amberger (54 Jahre alt), Johann Heiß (54 Jahre alt) und Joseph Stachus (gleichfalls 54 Jahre alt) wurde er 1805 von der neuen bayerischen Regierungsbehörde zu Ulm in den Ruhestand versetzt. Amberger bekam 370 fl., Heiß 430 fl., Stachus 370 fl. und Knöpfle 380 fl. Pension²⁹. Offensichtlich wurde das Trompeterkorps des Augsburger Fürstbischofs um 1805 aufgelöst. Auch die altgedienten Hofmusiker Balthasar Fackler und Jakob Lueger sind 1796/97 in den Hofkalendern genannt. Der Lakai Fackler lebte noch 1801; der Violonist Lueger, der aus Baisweil stammt und sich 1751 mit einer Witwe verheiratet hatte, starb am 5. Januar 1797³¹.

In Augsburg ordnete Kurfürst Clemens Wenzeslaus anfänglich kleinere musikalische Kammerproduktionen an. Seit 1803 ließ er in den Wintermonaten im Saale seiner Residenz alljährlich Hofkonzerte abhalten, die regelmäßig jeden Samstagabend bis zur Karwoche und auch noch nach Ostern einige Male stattfanden. Hierzu fanden sich nicht nur der geladene Adel und höhere Beamte, Militärs und Patrizier ein, sondern es hatten auch sonstige Honoratioren und Kunstfreunde freien Zutritt, soweit es der Raum des nicht sehr geräumigen Konzertsalles gestattete. Das Orchester der Hofkapelle verstärkten von Fall zu Fall Mitglieder des Augsburger Stadtorchesters und einige musik-kundige Geistliche³². Musikinstrumente und Noten der kurtrierischen Hofmusik hatte der Kurfürst noch 1802 kurz vor der Säkularisation von Ehrenbreit-

²⁷ Staatsarchiv Ludwigsburg, D 112 Bü 276 L 15, Verzeichnis quieszierter Diener Ulm 11. 3. 1805 (Notizen von Prof. Dr. Peter Rummel).

²⁸ Bereths (Anm. 14), S. 84.

²⁹ Wie Anm. 27.

³⁰ Wie Anm. 20; Bereths (Anm. 14), S. 98.

³¹ Hauptstaatsarchiv München, Hochstift Augsburg N. A. 5673 (8. Oktober); Stadtarchiv Augsburg, Hochzeitsamtsprotokoll 11. Juli 1751; Staatsarchiv Neuburg, Augsburger Pflegämter 2084, S. 95.

³² Achorner (Anm. 19), S. 343.

stein und Montabaur nach Augsburg kommen lassen³³. Zusammen mit dem Instrumenten- und Notenbestand der Augsburger Hofkapelle dürften somit bei den Hofkonzerten reichlich Instrumente und Noten zur Verfügung gestanden haben. Sicherlich ließ es der Kurfürst auch nicht an Neuanschaffungen von Musikalien fehlen.

Die Besetzung des Orchesters bestand in 6 ersten und 6 zweiten Violinen, 4 Violoncelli, 2 Contrabässen und Blasinstrumenten. Bei Oratorien zählte der Chor gewöhnlich 30 Sänger, die durchweg musikalisch geschult und mit guten Stimmen begabt waren. Zu den hohen Stimmen des Chors wurden Chorknaben herangezogen. In den vielen damaligen katholischen Kirchenchören Augsburgs befanden sich stets viele tüchtige Sänger. Unter den Oratorienaufführungen bildeten Joseph Haydns „Schöpfung“ und „Jahreszeiten“ die glanzvollen Höhepunkte. Unter den gespielten Sinfonien ragten solche von Haydn, Mozart, Krommer usw., unter den Ouvertüren jene von Mozart, Cherubini, Pär, Mehul, Winter etc. hervor. Beethovens Meisterwerke waren damals in Augsburg noch nicht heimisch geworden³⁴.

In solistischen Darbietungen wechselten die hervorragenderen Mitglieder des kurfürstlichen Konzertorchesters mit besseren Dilettanten oder Dilettantinnen aus der Stadt oder mit durchreisenden auswärtigen Künstlern ab. Unter anderen wirkte damals auch der junge Carl Maria von Weber mit; er hielt sich mit seinem Vater 1794 einige Zeit in Augsburg auf. In Solopartien für Gesang traten die Hofsängerinnen Sträuble (nachmals Domänendirektorsgattin in Waal) und Ebner, als Tenor der Hofkapellsänger Lindpaintner, als Bassist der kurfürstliche Hofmusiker Reithmaier auf. Jakob Lindpaintner, der von 1778 bis 1802 dem Kurfürsten diente, und zwar zuerst als Leiblakei, dann als Reisefourier und seit 1783 als Kammerdiener, galt als der angesehenste Sänger am kurtrierischen Hofe. Kurfürst Clemens Wenzeslaus schätzte seine Stimme sehr, er ließ ihn bei dem Mainzer Kapellmeister Vincenzo Righini im Gesang weiter ausbilden und durch Righini eine Oper komponieren, in der die Titelrolle der Tenorstimme Lindpaintners angepaßt war. Am Koblenzer Hof verging kaum eine Musikakademie, in der Lindpaintner nicht sang. Unter seinen acht Kindern wurde Peter Josef Lindpaintner ein später berühmter Komponist und Orchesterdirigent des 19. Jahrhunderts. Als der Kurfürst 1794 vor den Franzosen ins Bistum Augsburg fliehen mußte, zog die Familie Lindpaintner mit ihrem Fürsten mit. So konnte Jakob Lindpaintner auch noch in Augsburg und Oberdorf als gefeierter Sänger in Erscheinung treten³⁵. Der Hofmusiker Reithmaier wirkte in Augsburg später als städtischer Konzertmeister. Auch die Domvikare Magg

³³ Kuhn (Anm. 19), S. 256.

³⁴ Ahorner (Anm. 19), S. 344.

³⁵ Ebd. S. 343; Bereths (Anm. 14), S. 69, 94f.

und Nett, beide „tüchtige, mit hervorragenden Stimmitteln begabte und sowohl durch gebildeten Vortrag als musikalische Festigkeit sich auszeichnende Musiker“, fanden am Hofe des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus in Solovorträgen Verwendung³⁶.

Unter den Instrumentalsolisten verdient in erster Linie Musikdirektor Plödterl als Violinvirtuose hervorgehoben zu werden. Weiterhin erinnerte sich Joseph von Ahorner, ein Zeitgenosse, an Konzerte mit Alois Reithmaier, mit dem Violoncellisten Ernst Häussler, dem Flötisten M. Huber, dem Klarinetisten Schmitz, dem Hornisten Rauch. Schmitz und Rauch fanden nach dem Tode des Kurfürsten im königlichen Hoforchester in München als Hofmusiker eine Verwendung. In Klavierkonzerten am Augsburger Hofe des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus zeichneten sich der spätere Domkapellmeister Carl Bonaventura Witzka, die Freifrau von Schnurbein, Frau Dr. Dingler, Fräulein von Imhof und der Stadtgerichtsassessor Chr. David von Stetten aus. Das letzte öffentliche Konzert fand im Januar 1812 (im Todesjahr des Kurfürsten) statt³⁷. Einzelne gedruckte Konzertzettel aus den Jahren 1803 bis 1810 erhielten sich im Schloßarchiv Schmiechen³⁸.

Ein offenbar verwöhnter und anspruchsvoller Augsburger Korrespondent der Allgemeinen Musikalischen Zeitung berichtete unter dem 6. Januar 1812 über die musikalischen Verhältnisse in Augsburg: „Wollte ich Ihnen schildern, wie weit man in dieser gewerbslustigen, in mechanischen Künsten und Geschicklichkeiten berühmten Stadt, was Musik anlangt, zurück ist: Sie würden es schwerlich glauben... Die hiesigen Hofconcerte, die man der Liberalität und Kunstliebe des Kurfürsten von Trier verdankt, sind die genießbarsten und werden auch am meisten besucht, weil sie umsonst gegeben werden. Kömmt ein fremder Künstler zu uns, und wäre es Fränzl von München³⁹, so ist der Saal kaum halb voll. – Die Theater- und Opernmusik ist vollends tief herabgekommen... Die beste Musik in Augsburg ist immer noch die der Kirche, obschon es leider auch hier, wie überall, an Singknaben fehlt, seitdem die Seminarien, und vernämlich die Klöster, aufgehört haben. In der Domkirche sind noch die besten Individuen und auch die besten Productionen. Sonst findet man wenigstens nicht viel Wichtiges⁴⁰.“ Der Berichterstatter der angesehenen und musikgeschichtlich aufschlußreichen Allgemeinen Musikalischen Zeitung erwähnte nicht die Hauptursachen für das mäßige Musikinteresse der Augsburger um 1812: die fortwährenden kriegerischen Aktionen und unruhigen Zeitläufte seit 1792, die zweifellos die kulturelle, insbesondere die

³⁶ Ahorner ebd.

³⁷ Ebd. S. 343f.

³⁸ Kuhn (Anm. 19), S. 263.

³⁹ Hofkapellmeister F. Fränzel in München.

⁴⁰ Allgemeine Musikalische Zeitung XIV, 1812, 66f.

musikalische Situation in Augsburg nachteilig beeinflusst hatten. Auch die Säkularisation und das Ende der Reichsstadtherrlichkeit (1806) hatten dem kulturellen Augsburg einen schweren Schlag versetzt⁴¹.

Die Sommermonate verbrachten Kurfürst Clemens Wenzeslaus und sein Hofstaat – wie schon in den 1760er Jahren sein Vorgänger Joseph I. – gewöhnlich in der Sommerresidenz von Oberdorf (Marktoberdorf). In der ländlichen Abgeschlossenheit des Ostallgäus hielt er sich gerne in Begleitung seiner Schwester, der Fürstäbtissin Kunigunde, auf. An Sonn- und Festtagen war im Oberdorfer Schloß in der Regel offene Tafel, bei der dem Publikum der Zutritt zu dem Speisesaal gestattet und von Oberdorfer Musikern die Tafelmusik (1801 „türkische Musik“) gespielt wurde. Die Musiker trugen dabei die gleiche Kleidung: lange, dunkelgrüne Fräcke, kurze Hosen, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Zuweilen ließen sich auch zugereiste Musiker hören; keiner von ihnen wurde abgewiesen. Hohe Gäste im Schloß waren nicht selten. Da kamen etwa der Fürstabt von Kempten, die Prälaten von Füssen, Steingaden und Irsee, Mitglieder des Domkapitels Augsburg, hohe Verwandte des Kurfürsten wie seine Schwester Maria Antonia Sophie, die Witwe des Kurfürsten Max III. Joseph von Bayern, seine Nichte, die Pfalzgräfin Maria Amalia Herzogin von Neuburg, Prinz Xavier Erzherzog von Österreich und andere. Ihnen zu Ehren wurden allerlei Festlichkeiten und Unterhaltungen geboten, darunter auch solche musikalischer und theatralischer Art. Beispielsweise wurde 1797 anlässlich eines Besuches österreichischer Erzherzöge in dem neuerbauten Salzstadel ein Lustspiel inszeniert: „Einer, der über eine Bärenhaut verfügt und den Bären noch nicht hat“⁴². Am 5. September 1802 fand in der Pfarrkirche zu Oberdorf die Weihe des Fürsten Hohenlohe zum Weihbischof von Augsburg statt. 1803 feierte der Kurfürst in Oberdorf mit der dortigen Einwohnerschaft seinen 65. Geburtstag⁴³. Am 28. September 1806 stand im Mittelpunkt einer Geburts- und Wiedergenesungsfeier des Kurfürsten im Schloß Oberdorf eine von G. A. Neuhofer verfaßte und von dem Augsburger Domkapellmeister Franz Bühler (Bihler) vertonte Kantate, deren Text gedruckt erschien⁴⁴.

⁴¹ Vgl. E. F. Schmid, Augsburg, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart Bd. 1, 1949–51, Sp. 837f.

⁴² L. Fischer, Die Hofhaltung des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus im Schlosse Oberdorf, in: Allgäuer Geschichtsfreund X, 1897, S. 34; M. Dömling, Oberdorfer Heimatbuch, Markt Oberdorf 1952, S. 122ff.

⁴³ Dömling ebd. S. 136f.

⁴⁴ Cantate auf die Geburts- und Wiedergenesungs-Feier des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus. Verfaßt von G. A. Neuhofer und Franz Bihler in Augsburg, d. d. Schloß Oberdorf 28. September 1806. 4 Blatt Druck in Quart. zitiert nach: Neuburger Kollektaneenblatt 51, 1887, S. 179.

Im Jahre 1803 kaufte Kurfürst Clemens Wenzeslaus nach der Aufhebung des Klosters Ottobeuren um 550 Gulden das dortige Theater samt Einrichtung und ließ es in der Nähe des Schlosses zu Oberdorf aufstellen. Dieses Theater, ein Holzbau, erhielt von den Einwohnern von Oberdorf die Bezeichnung Komödienstadel. In ihm fanden zahlreiche Vorstellungen statt, zu denen die Schauspieler aus Augsburg kamen. Manchmal spielten auch Kavaliere aus der Umgebung des Kurfürsten mit. Nach dem Tode des Kurfürsten wurde das Theater auf Abbruch an den Grafen Schenk von Castell zu Waal verkauft⁴⁵.

Kurfürst Clemens Wenzeslaus starb am 27. Juli 1812 in seiner Sommerresidenz zu Oberdorf und wurde dort, seinem Wunsche entsprechend, nahe der Pfarrkirche begraben. Mit seinem Tod ging die Zeit der Augsburger Fürstbischöfe zu Ende und damit auch die ihrer Hofmusik, die seit den Tagen des Kardinals Otto Truchseß von Waldburg im 16. Jahrhundert – mit Unterbrechungen – nachzuweisen war und um die Mitte des 18. Jahrhunderts ihre Glanzperiode hatte.

⁴⁵ Dömling (Anm. 42), S. 246; A. Layer, Passionsspiele und Passionsumzüge in Schwaben, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen 1980, S. 234f.

Liegende Positive im schwäbischen Orgelbau

Von Hermann Fischer und Theodor Wohnhaas

Orgelpositive sind mehr oder weniger leicht transportable kleine Orgeln in Schrank- oder Truhenform. Die Geschichte ihrer Entstehung oder Verwendung ist ebenso alt wie die Geschichte der Orgel überhaupt. Vom Verwendungszweck her sind sie vielseitiger und anpassungsfähiger als die großen Kirchenorgeln, aber aus dem gleichen Grund auch einem stärkeren Verschleiß unterworfen. Ein historisches Positiv ist daher eine Kostbarkeit, sein Besitz oder seine Wiederentdeckung in einer Rumpelkammer eine Seltenheit.

In Bayerisch-Schwaben konnten wir bisher 15 historische Positive nachweisen, die noch vorhanden sind, dazu kommen noch fünf, die aus Schwaben stammen, aber an anderen Orten aufgestellt sind¹. Eine Besonderheit in der Bauform sind die sog. liegenden Positive, die wir bisher nur im schwäbischen Kulturkreis angetroffen haben oder nachweisen konnten. Dabei handelt es sich um einen länglichen Kasten von etwa Tischhöhe, an dessen Schmalseite – seltener an dessen Längsseite – sich die Klaviatur befindet. Der Unterschied zu einem Truhenpositiv besteht darin, daß die Pfeifen in mehr oder weniger liegender Form der Länge nach den prospektlosen Kasten ausfüllen. Beim Truhenpositiv stehen die Pfeifen senkrecht, die längeren sind aber wegen der begrenzten Ausmaße in komplizierter Weise gekröpft.

Die bis jetzt bekannten oder nachgewiesenen liegenden Positive sind mit einer Ausnahme (Nr. 5) nicht transportabel, sondern mehr oder weniger fest verankert. Die Kastenform wurde also nicht wie beim Truhenpositiv als besonders transportfreundliche Form gewählt, sondern hat einen anderen Grund. Fast alle bekannten liegenden Positive sind nämlich Chorpositive in Stifts- oder Klosterkirchen, die man wahrscheinlich aus architektonischen Gründen niedrig und prospektlos gehalten hat. Ihr Standort in der Mitte oder am Rand des Chors ist besonders klanggünstig, der Organist kann gleichzeitig Kantor sein, da er sich unter dem zum Chorgesang versammelten Konvent befindet, nicht außerhalb, wie bei der Chororgel, die in der Regel über dem Chorgestühl aufgestellt ist.

¹ H. Fischer u. Th. Wohnhaas, *Historische Orgeln in Schwaben*, München u. Zürich 1982, S. 276

Wir konnten bis jetzt 13 liegende Positive vorfinden oder nachweisen, die im folgenden kurz beschrieben sind:

1. Augsburg, Dom, Ostchor

Im Jahre 1718 beschloß das Domkapitel auf Vorschlag des Domkapellmeisters Johann Paul Weis, „er solle das in dem Chor ligende Orgelwerckh buzen und der notturft nach reparieren“; 1733 wiederholte der Domkapellmeister diese Bitte vor dem Domkapitel, „daß bey jetziger Reparierung der Dombkirchen auch das Positiv im vorderen Chor nothwendig müsse ausgebuzt, gestimbt, vnd in gueten Standt gesetzt werden; zumahlen aber ermeltes Positiv nur mit 3 Registern versehen, mithin gar zue schwach seye, so folglich ein Pedal, vnd noch ein oder 2 Register in das Manual zur Verstörckhung des Werckhlein nöthig hette, vnd das Pedal oder Subpaß in dem Boden gegen 3 Schuech tueff eingerichtet werden müße, wird ihm H. Capellmeister als der Sachen verständigem zue besorgen, vnd herstellen zuelassen dergestalten überlassen, daß er der Cösten halber vorläuffig auf Ratification pactiren solle“².

Ausführender Orgelbauer, der die Erweiterung vornahm, war Johann Christoph Leo aus Augsburg. Genauere Einzelheiten über das Instrument sind nicht bekannt. Auf dem Kupferstich, der die Krönungsfeierlichkeit für Joseph I. im Augsburger Dom im Jahre 1690 im Bild festhält, sieht man in der Mitte des Chors auf einem zweistufigen Podium einen länglichen altarähnlichen Tisch, auf dem sich ein aufgeschlagenes Buch befindet, aber keinerlei Altarutensilien. Es könnte sich hierbei um das – hier zweckentfremdete – liegende Chorpositiv handeln, das nicht im Einsatz war, da rechts vom Hochaltar eine Interimsorgel für die Kirchenmusik aufgestellt war.

Bei den Ausgrabungen im Dom 1970/71 legte man in der Mittelachse des Chors etwa auf der Höhe der 2. Arkade eine rechteckige Vertiefung unter dem Chorpflaster frei, die mit Ziegelsteinen ausgemauert war und die Maße 2,00 × 4,20 m hat. Von ihr führt ein Holzkanal ca. 2 m nach Westen und dann im rechten Winkel nach Süden unter dem Chorgestühl hindurch in die ehemalige Balgkammer unter der heutigen Orgelempore. Damit ist die Existenz der liegenden Chororgel auch archäologisch nachgewiesen. Wann sie entstanden ist, läßt sich nicht nachweisen, vermutlich kommt die 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts dafür in Frage. Die Beseitigung dürfte 1788 erfolgt sein. In diesem

² Hauptstaatsarchiv München, Hochstift Augsburg NA Akten 3960; Abb. in: Musik in der Reichsstadt Augsburg, Augsburg (1965) S. 107; H. Fischer u. Th. Wohnhaas, Zur Geschichte der Lettner-Orgel im Augsburger Dom, in: Jahrbuch d. V. f. Augsburger Bistumsgeschichte 14, 1980, S. 110ff.

Jahr wurde für die St. Johannis-Pfarrkirche neben dem Dom eine neue Orgel beschafft, zu deren Finanzierung u. a. auch das Material „der alten untern Domchororgel“ verwendet werden sollte.

2. Augsburg, St. Georg

Die „Chronik des löblichen Gotteshauses St. Georgen in Augsburg“ berichtet für das Jahr 1684: Es „lasset H. Prälat in dem unteren Chor anstatt des alten Regal ein neues ligendes Positiv mit 5 Registern richten“^{2a}. Der Orgelmacher erhielt 160 fl dafür, der Schreiner für den Kasten 45 fl, der Maler für dessen Fassung in Fichtenholz 32 fl 27 Kr. Wer der Orgelmacher war, und welche Disposition das Instrument hatte, ist nicht in den Quellen gesagt.

Im Jahre 1692 wurde der gleichen Chronik zufolge der alte Lettner abgebrochen und der sog. „Obere oder Musicalische Chor“ (Westempore) neu errichtet. Der Psallierchor blieb jedoch unten, er erhielt nun neue Chorstühle aus Nußholz und als Abgrenzung zum Laienschiff ein schmiedeeisernes Gitter. Das 1684 errichtete liegende Positiv „von aichen furnierten Holz“ wurde wenig geändert „und von Nußholz gemacht“, und als 6. Register eine Quint hinzugebaut. Für diese Arbeit erhielt der wieder nicht genannte Orgelmacher 45 fl. Es ist nicht ganz klar, ob er die alte Windlade nur erweiterte oder ganz erneuerte; er übernahm jedenfalls die 5 vorhandenen Register und die 2 Bälge. Das hinzugesetzte 6. Register war eine Quint aus der ehemaligen Lettner-Orgel.

Anno 1700 hat man aber ein neues Chor-Positiv von Marx Ehinger aus Aitrang anfertigen lassen, das 328 fl kostete, „weilen das alte niemahlen guet gethan“. Das um 200 fl an Ehinger verakkordierte Positiv wurde wieder in liegender Bauweise ausgeführt; denn es heißt in der Rechnung: „für 70 Pfd. theils bley theils Zinn, zu dem windrohr, so vnder dem boden ligt, zahlt“; „den Chor auszugraben, vnd 2 mauer, auszumauern, wohin der grose kasten kommen, worinnen der Subpaß ligt“. Die Bälge wurden wieder vom alten Positiv übernommen, sie waren ja erst 16 Jahre alt. Doch zeigte sich bald, daß sie nichts mehr taugten, daß sie „nichts rechts wären, ser starckh geloffen“. Es wurden daher drei neue im Taglohn hergestellt und eine feste Pedalkoppel eingebaut.

Die Disposition des Ehinger-Positivs ergibt sich aus dem Vertrag:

„Manual

1. Principal von Holz offen ad 8 Schuh
2. Copula von Holz gedäckt ad 8 Fußthon

^{2a} Pfarrarchiv St. Georg Augsburg, Orgelakt VI 8^d; Stadtarchiv Augsburg, Kath. Wesensarchiv St. Georg B 16⁷; Hauptstaatsarchiv München, KL Augsburg St. Georg 4, S. 156, 171, 187

3. Salaceto Zün ad 8 Schuh, die 7 größte Pfeifen werden gedäckt und auf ein neye invention gemacht
4. Octava von Zün ad 4 Schuh
5. Spiz-Flötten von Zün ad 4 Schuh
6. Quinta von Zün ad 3 Schuh
7. Mixtura von Zün ad 2 Schuh 4 fach
8. Cymbal von Zün ad $\frac{1}{2}$ Schuh doppelt

Pedal

9. Subbaß ad 16 Fuß Thon
10. Octava ad 8 Fuß Thon gedäckt

Das letzte Clavis im Pedal ist das post G.

... das Clavier in dem Baß 2 gebrochene Claves hat nemlich das Post D und Post G“, (wie schon im alten Positiv).

Wahrscheinlich entsprach die Ehinger-Chororgel ihren Anforderungen und blieb bis zur Säkularisation in Gebrauch. Noch 1842 ist die Rede von der „kleinen Orgel“, dem sog. Positiv. Sie wurde damals für den Gottesdienst in St. Gallus abgegeben. Ob es sich dabei um das liegende Chorpositiv gehandelt hat, ist jedenfalls nicht auszuschließen.

3. Augsburg, St. Moritz

Die ehemalige Stiftskirche St. Moritz wurde 1714/15 durch Johann Jakob Herkommer umgebaut und innen barockisiert. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die vorhandenen Positive versetzt und überholt^{2b}:

„Specification, waß dem Orgelmacher wegen der zwey Positiven i. d. Hochlöbl. Collegiat-Stüfftskirchen zu St. Moritz dem 3. April 1716 bezahlt worden. Erstlich wegen ganz verlegt ausgebutzten und zu gerichteten, dann auch gestimmbten ligenden Chorpositiv ist für ein register aufs gewöhnliche fl 1.30 bezahlt worden. 5 Register fl. 7 30 X.“

Über den Bau dieses Instruments und seine weiteren Schicksale sind wir nicht unterrichtet.

^{2b} Hauptstaatsarchiv München KL Augsburg St. Moritz Nr. 68, fol. 15

4. Augsburg, St. Ulrich und Afra

Joseph Friesenegger³, der Historiograph der Orgeln der Basilika St. Ulrich, berichtet, daß unter dem letzten Abt Gregor II. um 1797 ein ziemlich bedeutendes Orgelwerk angeschafft wurde, „daß aber das ganze Werk (die Pfeifen waren alle von feinstem englischem Zinn) 20' tief unter den Fußboden gestellt wurde, so daß über dem Fußboden lediglich der Spieltisch sichtbar war; er stand in der Mitte vor dem Kommuniongitter des Hochaltars; die Spur der Orgel läßt sich auch jetzt noch am Pflaster des Presbyteriums nachweisen.“ Sie hatte 12 Register, mußte häufig repariert werden und wurde schließlich 1849 „aus dem Boden herausgerissen“. Das Pfeifenwerk verwandte Joseph Bohl zum Bau einer Schulorgel. Mit Hilfe seines Voranschlags läßt sich die 1797 wahrscheinlich von Wirth erbaute Chororgel rekonstruieren:

Manual	Pedal
Principal 4'	Subbaß 16'
Octav 2'	(Octavbaß 8')
(Quinte 3')	(Violonbaß 8')
(Mixture)	
Coppel 8'	
Viola 8'	
Gamba 8'	
Quintatön 8'	
Flöte 4'	

Die in Klammern stehenden Register sind rekonstruiert, d. h. nicht namentlich erwähnt oder zum Bau der Schulorgel verwendet worden. Bei Ausgrabungen in der Basilika 1961–1968 wurde am Choransatz eine gewölbte Gruft entdeckt, von der schräg nach Süden ein Holzkanal zum Eingang in die Turmkapelle führt, wo sich offenbar die Bälge für die Chororgel befanden.

Die Quellen geben allerdings keinerlei Auskunft darüber, ob die Chororgel, die in einer Vertiefung untergebracht war, liegende Pfeifen hatte. Das ist aber anzunehmen; denn es dürfte sich kaum um eine oben offene Vertiefung gehandelt haben, auf deren Boden Windladen und Pfeifen standen. Vielmehr müssen die Pfeifen liegend untergebracht gewesen sein, zwar unter Flur, aber vermutlich durch eine Abdeckung geschützt, damit niemand und nichts in die „Orgelgrube“ hineinfallen konnte. Lediglich der freistehende Spieltisch befand sich auf der schiffseitigen Schmalseite über dem Chorfußboden, direkt hinter

³ J. M. Friesenegger u. Th. Hofmiller, Die große Orgel von St. Ulrich und Afra, Augsburg 1903, S. 28f., 50; H. Fischer u. Th. Wohnhaas, Organa Benedictina Bavarico-Suevica, in: Studien u. Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens u. seiner Zweige 90, 1979, S. 321

der Kommunionbank. Daß diese Bauform sehr anfällig war und beim Pfarrgottesdienst in der Nachklosterzeit keinen rechten Sinn mehr hatte, ist einleuchtend. Sie bestand daher nur wenig mehr als 50 Jahre.

5. Kirche bei Bozen/Südtirol

Aus einer nicht näher bezeichneten Kirche bei Bozen/Südtirol stammt das liegende Positiv Nr. 2444 in der Sammlung Heyer⁴ (heute Leipzig). Es handelt sich um einen Kasten von 1,25 m Länge, 0,83 m Breite und 0,36 m Höhe, dessen Seitenwände mit Nußbaum furniert und mit geflammter Esche eingelegt sind. Die Klaviatur befindet sich an der einen Längsseite auf einem Vorbau, der sehr schöne Interarsien trägt mit Adelswappen und den Signaturen „H J G / V W“ und „M G / G V H“.

Das Instrument besitzt nur gedeckte Holzpfeifen, die innerhalb des Gehäuses liegend angeordnet sind. Sie bilden folgende Dispositionen:

Manual C-c3 (45 Tasten):

Regal 4' (aufschlagende Zungen direkt unter der Klaviatur)

Gedackt 4'

Oktav 4'

Kleinflöte 2'

Sifflöte 2'

Quintflöte 1 1/3'

Die Registerhebel sind seitlich des Manuals zur Mitte hin einschaltbar. Zwei aufeinanderliegende Faltenbälge bilden den Deckel des Orgelkastens. Das Instrument muß zum Spielen auf einen Tisch gestellt werden. Es diente wohl nicht als Chororgel, sondern wahrscheinlicher für häusliches Musizieren, da es keinen 8' besitzt und auch von der Ausstattung her mehr als ein „Kabinettstück“ zu betrachten ist.

Das liegende Positiv wird als süddeutsche oder Tiroler Arbeit bezeichnet und in die 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts datiert. Wir möchten es wegen der liegenden Bauweise dem schwäbischen Kulturkreis zuordnen, wenn es dafür auch keine direkten Beweise gibt. Aber Beziehungen zwischen dem schwäbischen und Südtiroler Orgelbau sind mehrfach nachzuweisen, so daß die Zuordnung immerhin möglich ist.

⁴ G. Kinsky, Katalog des Musikhistorischen Museums Heyer in Köln I, Köln 1910, Nr. 244, S. 298, 301

6. Füssen, St. Mang, Chororgel

Das prachtvoll gearbeitete nußbaumfurnierte Möbel mit geschwungenen Seitenwänden, reich profilierten Gesimsen, Pilastern und aufklappbaren Deckelfeldern läßt auf den ersten Blick gar keine Orgel vermuten⁵. Erst beim Aufklappen der Spielnische an der dem Hauptaltar abgewandten Schmalseite ahnt man, daß in einem so schönen Gehäuse auch ein schönes Klangwerk sein muß. Noch weiß man nicht, wann und von wem das Instrument gebaut wurde. Als Bauzeit wird man die Jahre nach der Kirchweihe (1717) annehmen dürfen, aber wenn diese Annahme stimmen sollte, war der Füssener Meister Andreas Jäger damals noch zu jung.

Die Orgel ist nicht mehr im Urzustand, sondern stark verändert. Heute lautet die Disposition:

Manual C-c3 (49 Tasten):

Pedal C-f (18 Tasten):

Salicional 8' (erneuert)

Subbaß 16' Holz

Gedackt 8' Holz alt

Gamba 8' (erneuert)

Flöte 4' Holz alt

Die großen Holzpfeifen von Gedackt 8' liegen quer im Gehäuse, die mehrfach gekröpften Subbaßpfeifen sind der Länge nach im hinteren Teil gestapelt. Die Windlade liegt direkt auf dem Boden. Die nicht sichtbare Windversorgung geschieht durch unterirdische Bälge.

7. Friedrichshafen-Hofen, Klosterkirche des Benediktiner-Priorats

Am 9. Oktober 1706 erteilte Abt Sebastian von Weingarten dem Augsburgener Orgelbauer Christoph Leo den Bauauftrag für eine liegende Chororgel im Chorton⁶. Das Kloster übernahm selbst die Herstellung des Orgelkastens und des Balggestells nach dem Riß des Orgelbauers. Der Kasten durfte den „Prospect auf den Choraltar“ nicht hindern. Die Orgel wurde 1707 fertig und kostete 900 fl., obwohl nur 830 fl. vereinbart waren. Nach dem Akkord erhielt die Chororgel folgende Disposition:

⁵ Befund 1981

⁶ H. Meyer, Orgeln und Orgelbauer in Oberschwaben, in: Zeitschrift d. Hist. Vereins f. Schwaben u. Neuburg 54, 1941, S. 268 u. 346

Manual C-c3 (45 Tasten):	Pedal C-c1 (22 Tasten):
Principal 8' C-h gedeckt, ab c1 offen	Sub-Paß 16' Holz
Octav 4'	
Superoctav 2' Mixtur 2fach	
Coppel 8' Holz	
Rohrflöte 4' Hartholz	

Seit der Säkularisation ist das Stift aufgehoben, die Prioratskirche ist heute evangelische Schloßkirche der herzoglich-württembergischen Familie.

8. Kißlegg, Pfarrkirche

In der Pfarrkirche zu Kißlegg/Allgäu stand auf der Nordempore des Chors ein Chorpositiv in Pultform, das bereits lange Zeit unspielbar war⁷. Es ist nicht bekannt, wer es erbaut hat; schon 1736 mußte es repariert werden.

Die Disposition lautet:

Gedackt 8'
Flöte 4'
Octav 2'
Mixtur 3fach ½'

9. Mönchsdeggingen, Klosterkirche, Chorpositiv

Das wohl bekannteste Instrument dieser Art steht in Mönchsdeggingen. Laut Inschrift wurde es im Jahre 1693 von Paulus Prescher in Nördlingen erbaut⁸. Den Deckel und die seitlichen Füllungen des länglichen Kastens kann man aufklappen; schiffseitig ist das Manual an der Schmalseite angebracht. Beiderseits der Klaviatur befinden sich je drei Registerhebel zum Verschieben.

Die Windlade liegt zuunterst auf dem Boden, die Spielventile werden in einfachster Konstruktion durch Stecher betätigt. Alle Pfeifen sind in Schräglage untergebracht, zuunterst die flachliegenden Holzpfeifen des Gedackt, dann die offenen des hölzernen Principals, dann die gedackte Flöte 4'. Die drei kleinen Register Octav 2', Quint 1½' und Octav 1' (Cembalo genannt) bestehen aus Metallpfeifen.

⁷ W. Supper u. H. Meyer, Barockorgeln in Oberschwaben, Kassel 1941 S. 39; Kirchenführer Nr. S. 336/337, München 1938, S. 7; R. Quoika, Das Positiv in Geschichte und Gegenwart, Kassel u. Basel 1957, S. 56

⁸ Befund 1969; Mitteilung Steinmeyer, Oettingen; H. Fischer u. Th. Wohnhaas, Organa Benedictina (wie Anm. 3), S. 344; dies., Hist. Orgeln (wie Anm. 1), S. 176

Die Schleifenfolge ist:

Cembalo 1'

Quint 1½'

Octav 2'

Flöte 4'

Principal 4'

Gedackt 8'

Der Subbaß 16' wurde erst 1757 durch die Gebr. Allgeyer aus Wasseralfingen hinzugebaut; die Pfeifen sind im Boden unsichtbar untergebracht. Das Gebläse befindet sich außerhalb. Der Tonumfang beträgt im Manual C-c3 (47 Tasten) und im Pedal C-gs (19 Tasten).

10. Rheinau/Schweiz, Klosterkirche, Chororgel

Wegen seiner Form mit dem „Sargdeckel“, die als Pendant zu dem gegenüberliegenden Hochgrab gedacht ist, wird dieses Instrument auch als Sarkophag-Orgel bezeichnet⁹. Es wurde im Jahre 1709 von dem Waldshuter Orgelmacher Johann Christoph Albrecht mit folgender Disposition geplant:

Manual c-c3 (45 Tasten)

Coppel 8' (Holz gedeckt), Flauto 4' (Holz offen), Principal 2', Quinte 1½', Mixtur 3fach 1'.

Die endgültige Ausführung von 1710 fiel aber anders aus. Bei einer Reparatur durch Maurus Briol, St. Gallen, im Jahre 1726 wurden Subbaß 16' und Octavbaß 8' hinzugefügt, das Pedalwerk hinter dem Chorgestühl aufgestellt.

1746 erfolgte ein starker Eingriff durch Johann Conrad Speisegger, Schaffhausen, bei dem das Instrument praktisch erneuert wurde. Alt blieben das Gehäuse, die Klaviatur und einige Pfeifenreihen. 1808 wurde die Orgel durch Maucher, Konstanz, um einen halben Ton höher gestimmt.

1840/41 nahm Orgelbauer Friedrich Haas nochmals einen Umbau vor, wobei das Register Sesquialter durch Dolce 4' ersetzt wurde. Nach der Klosteraufhebung 1862 zerfiel das Instrument langsam; bei der Instandsetzung von 1944 wurde der Zustand von 1841 konserviert.

⁹ Befund 1970; F. Jakob, *Der Orgelbau im Kanton Zürich, Teil I*, Bern u. Stuttgart 1971, S. 254–259; Teil II, 1969, S. 423–426; W. Hardmeyer, *Orgelbaukunst in der Schweiz*, Zürich 1973, S. 9; Meyer (wie Anm. 6), S. 347 gibt Joh. Christoph Leo von Augsburg als Erbauer an

Die Dispositionsänderungen ergeben sich aus dem Vergleich:

1710	1746	1841	1944
Coppel 8'	Coppel 8'	Coppel 8'	Bordun 8'
Flauto 4'	Flauto 4'	Flauto 4'	Flöte 4'
Principal 4'	Principal 8'	Principal 8'	Principal 8'
Octav 2'	Octav 4'	Octav 4'	Octav 4'
Quint 1½'	Nasat 3'	Nasat 3'	Quint 2½'
Mixtur 3fach 1'	Superoctav 2'	Superoctav 2'	Octav 2'
	Suavial 8' ab c1	Suavial 8' ab c1	Suavial 2'
	Sesquialter 1½'	Dolce 4'	Spitzflöte 4'
	Larigot 1½'	Larigot 1½'	Larigot 1½'
	Mixtur 3fach 1'	Mixtur 3fach 1'	Mixtur 3fach 1'
Pedal 1726			
Subbaß 16'	Subbaß 16'	Subbaß 16'	Subbaß 16'
Octavbaß 8'	Praestant 8'	Octavbaß 8'	Octavbaß 8'

11. Rottenbuch

Die ehemalige Stiftskirche der Augustiner-Chorherren erhielt im Jahre 1747 eine neue große Emporenorgel, deren herrlicher Prospekt und Teile des Pfeifenwerks noch erhalten sind. Sie war ein Werk des Aitranger Orgelbauers Balthasar Freywis. Nach deren Fertigstellung bekam der Meister auch eine Chororgel „für den unteren Psallierchor“ in Auftrag, die er den Winter über anfertigte und im Mai des Jahres 1748 aufstellte^{9a}.

Nach der Säkularisation drohte zunächst der Verkauf der großen Orgel nach Reutte-Breitenwang (Tirol), was jedoch verhindert werden konnte. Die kleine Orgel im unteren Chor war jedoch überflüssig und bei den Pfarrgottesdiensten im Wege. Sie wurde daher bald entfernt und in die Schule versetzt, wo man sie noch zum Einüben der Kirchenlieder verwendete.

Sucht man nun im Chorbereich nach dem Standort, wo die Chororgel gestanden haben könnte, so sind folgende Standorte auszuschließen: Die Chormauern über dem Chorgestühl, da hier barocke Schmuckaufbauten am originären Platz vorhanden sind; die Chorwände im Altarbereich, da hier keine Emporen vorhanden sind bzw. vorhanden gewesen sein können.

^{9a} Jakob Mois, Die Stiftskirche zu Rottenbuch, München 1953, S. 52, 61; Befund 1983.

So gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder handelte es sich um ein gewöhnliches Trag-Positiv – was bei einer solch üppig ausgestatteten Kirche doch recht dürftig ausgesehen hätte; oder es gab ein liegendes Chorpositiv, das mitten im Chorraum zwischen den Chorstühlen ideal stand, ohne die Sicht vom Schiff zum Choraltar wesentlich zu behindern.

Genau diese Möglichkeit läßt sich nun in Rottenbuch nachweisen. Mitten im Pflaster des Mönchschor ist eine rechteckige Stelle nachträglich ausgebessert; an der sich das liegende Positiv befunden haben muß. Die diagonal verlegten Platten des Bodenbelags sind genau in Richtung zur heutigen (kleinen) Sakristei deutlich eingesunken, als wenn hier der Untergrund nachgegeben hätte. Vermutlich befindet sich darunter der vermoderte Holzkanal, der den Orgelwind von den Bälgen in der kleinen Sakristei in das Positiv führte. Die kleine Sakristei ist im unteren Wand- und Fußbodenbereich modern verkleidet, so daß entsprechende Befunde nur bei Grabungsarbeiten gefunden werden können. Wir sind fest davon überzeugt, daß der unmißverständliche Befund im Plattenbelag des Chors und der nicht so eindeutige Hinweis auf den unterirdischen Windkanal als sichere Beweise für das einstige liegende Positiv im Chor von Rottenbuch anzusehen sind.

12. Zisterzienserkloster Salem

Das Zisterzienserkloster Salem am Bodensee war 1697 durch ein Großfeuer eingäschert worden, nur die Kirche blieb erhalten, wenn auch beschädigt. Vermutlich wurde damals das liegende Positiv im Chor angeschafft, das zur Begleitung des Choralgesanges der Mönche diente. Wer es gebaut hat, ist nicht überliefert¹⁰. Es hatte folgende Stimmen:

Manual

Copl (8')

Prinzipal (4') von Holz

Fleten (4') Zinn

Octav (2')

Quint (1½')

Myxtur

1719/20 wurde es von Johann Christoph Egedacher aus Salzburg umgebaut und weitgehend erneuert. Er fertigte neue Windladen für das Manual und ein Pedal, übernahm die beiden alten Blasbälge, die alten Register mit Ausnahme der Quint, und fügte neu hinzu die Register Fagot (Manual), Subbaß (16' Pedal) und ein Tutti-Register (= Pedalkoppel). Egedacher bekam für seine Arbeit 150 fl. bezahlt.

¹⁰ J. Wörsching, *Der Orgelbauer Karl Riepp*, Mainz 1940, S. 32; R. Quoika (wie Anm. 7), S. 33

Der Mönchschor befand sich bis zum Jahre 1750 unter der Vierung des Münsters im Schnittpunkt von Langhaus und Querschiff. 1751 ließ Abt Anselm II. den Chor verlegen; das alte gotische Gestühl wurde vernichtet, das liegende Chorpositiv überflüssig, da Johann Georg Aichgasser aus Überlingen für den neuen Barockchor eine Chororgel mit 15 Registern errichtete.

13. Wangen, Kapuzinerkloster

Gotthilf Kleemann fand beim Aufspüren von „Orgelschicksalen mit politischem Hintergrund“ einen Hinweis auf eine weitere „liegende Orgel“ im Kapuzinerkloster zu Wangen/Allgäu¹¹. Nach Auskunft der Akten im Staatsarchiv Ludwigsburg war sie „im Ganzen 5' hoch und 4' breit, aber schlecht“. Die nach der Säkularisation im Jahre 1815 gefertigte Aufzeichnung enthält auch die Register:

Manual	Pedal
Coppel (8')	Subbaß 4' hoch (8')
Rohrflöte (4')	
Mixtur	
Principal 4' hoch	

1830 wurde die gesamte Einrichtung der Kirche veräußert. Das weitere Schicksal der liegenden Orgel ist nicht bekannt.

Zusammenfassend darf man feststellen, daß die sog. liegenden Orgeln oder Positive von der Funktion her Instrumente für den Chorgebrauch waren. Zeitlich gehören sie in das 17. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts und sind unseres Wissens nur im Schwäbischen Bereich gebräuchlich. Es kann sich bei dieser „Mode“ nicht um eine Platzfrage gehandelt haben, da liegende Orgeln ja mehr Grundfläche benötigen als aufrecht stehende. Vermutlich waren Gründe der Chorpraxis, d. h. die bestmögliche Verbindung zwischen Organist und Chorsängern, für diese Bauform maßgeblich. Technischen Vorteilen, wie Wegfall eines teuren Prospekts und einfachste Mechanik, standen auch Nachteile gegenüber, wie die (meist unterirdische) Windbeschaffung aus größerer Entfernung und die erschwerte Stimmung der oft kompliziert untergebrachten Pfeifen. Das Mönchsdegginger Instrument scheint aber in dieser Hinsicht ein glücklicher Idealfall zu sein.

¹¹ Mundus organorum. Festschrift Walter Supper zum 70. Geburtstag, Berlin 1978, S. 194; Staatsarchiv Ludwigsburg, S. 37, Bü. 73; M. Grimm, Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Wangen i. Allgäu, Wangen 1868, S. 111

Matthäus Murmann und die künstlerischen Beziehungen zwischen Augsburg und Salzburg in der Zeit um 1600

Von Franz Wagner

Es mag sonderbar erscheinen, in unseren Tagen einen kunsthistorischen Aufsatz ohne Abbildungen zu veröffentlichen. Aber trotz der Fülle wissenschaftlicher Publikationen gibt es noch manchen weißen Fleck auf der Karte der Forschung, auf dem Spuren und Fährten zu sichern ein ebenso reizvolles wie mühseliges Vergnügen sein kann. Die alte Ausrede, daß alle wichtigen Quellen schon bekannt sind und sonst kaum noch etwas zu finden ist, entbehrt jeder Grundlage. Das genaue Gegenteil ist richtig, in besonderem Maße für die reiche Kunstlandschaft „zwischen Donau und Alpen“¹ in der Zeit „um 1600“. Außerdem sei daran erinnert, daß im späten 17. und 18. Jahrhundert durch die (oft vollständigen) Neubauten zahlreicher geistiger und künstlerischer Zentren zwischen Zwiefalten und Melk und Rohr und der Mehrerau nicht nur hervorragende Kunstwerke des hohen und späten Mittelalters zerstört wurden, sondern auch viele nur wenige Generationen oder kurz vorher geschaffene. Dies geschah in solchem Ausmaß, daß Leben und Werk mancher Künstler, in unserem Falle einer ganzen Bildhauerfamilie, in Vergessenheit geraten konnten und nun vorerst einmal archivalisch erschlossen werden müssen.

Es ist müßig, die Phantasie spielen zu lassen und sich das heutige Salzburger Stadtbild für den Fall vorzustellen, daß am 2. März 1587 ein anderer Domherr und nicht der erst achtundzwanzigjährige Wolf Dietrich von Raitenau auf den Thron der Salzburger Erzbischöfe und Reichsfürsten gewählt worden wäre. Aber es erweist sich immer mehr, daß jene „restauratio“ der Kunst zwischen Donau und Alpen, jener Beginn dessen, das man gemeinhin als „Barock“ bezeichnet, eben auch in Verbindung gesehen werden muß mit dem wohl kunstsinnigsten Regenten auf dem Throne des hl. Rupert und mit einigen bedeutenden Prälaten wie mit manchen jener Männer aus der Freien Reichsstadt Augsburg, die einer „Welt im Umbruch“ ins Auge sahen.

¹ Der von Norbert Lieb in einem berühmt gewordenen Buchtitel geprägte Begriff scheint für die „Zeit um 1600“ besonders deutlich eine „Kunstlandschaft“ zu charakterisieren.

Am 26. März 1559 als erstes Kind des Hans Werner von Raitenau und dessen Frau Helena von Hohenems – einer Schwester des Konstanzer Bischofs und Kardinals Marco Sittico d'Altemps, auch Nichte von Papst Pius IV. – in Schloß Hofen in Lochau bei Bregenz geboren, hatte Wolf Dietrich seine Kindheit in Schloß Langenstein im Hegau verbracht.² Entgegen den damals üblichen Gepflogenheiten, aber wohl in Anbetracht der hohen kirchlichen Verwandtschaft, hatte der Erstgeborene die kirchliche Laufbahn einzuschlagen. Schon mit knapp zwölf Jahren erhielt er daher durch Vermittlung seines Onkels ein Kanonikat des Konstanzer Domstifts. Da ihm die Einkünfte daraus erst ab dem 24. Lebensjahr zufließen konnten, unterstützte das Konstanzer Kapitel durch Geldbeihilfen sein Studium, das er 1574 in Padua begann und 1581 in Rom vollendete – der fünfjährige Aufenthalt in der Hauptstadt der Christenheit war für die Ausbildung seiner künstlerischen Anschauungen wohl ein ebenso entscheidendes Ereignis wie die alemannische Umwelt seiner Kindheit.

Im Frühsommer des Jahres 1593 hatte Wolf Dietrich, wie erst jüngst gezeigt werden konnte,³ Veit Eschay als Hofbildhauer nach Salzburg berufen. Eschay war aus Augsburg gebürtig,⁴ und hatte dort vom 19. Dezember 1574 bis zum 14. Dezember 1578⁵ bei Christoph (d. Ä.) Murmann das Bildhauerhandwerk gelernt. Sein Vater Jakob, der für Hans Fugger Schloß Kirchheim an der Mindel erbaute und als unmittelbarer Vorgänger von Elias Holl Baumeister der Reichsstadt war, hatte ihn nach der Augsburger Gesellenzeit mit einem Empfehlungsschreiben Hans Fuggers⁶ nach Venedig, Bologna und Florenz

² Franz Götz und Alois Beck, Schloß und Herrschaft Langenstein im Hegau (= Band 22 der Hegau-Bibliothek), Singen/Htwl, 1972, S. 86–98.

³ Franz Wagner, Zur Tätigkeit Veit Eschays als Hofbildhauer des Erzbischofs Wolf Dietrich von Raitenau, in: Alte und moderne Kunst, 23, 1978, Heft 159, S. 11–15.

⁴ Dazu: Georg Lill, Hans Fugger und die Kunst, Leipzig 1908, hier S. 88 mit Anmerkung 3.

⁵ Stadtarchiv Augsburg, Malerbuch 54a = „Zunft- oder Handwerch Register der Maler, Glaser, Bildschnitzer und Goldschlager 1495–1624“, f. 225: Am 19. Dezember 1574 „steldt Christoff Murman ainen Knaben für mit Namen Veith Eschey, sein Vatter (heißt) Jacob Eschay; der ehelichen Geburt seindt die Zeugen Hans Bruckhlocher und Jacob Westermair, Maurer; lernet 4 Jar, get die Zeit an auf Lutzey des 1574. Jars; zaldt meinen Herren 60 Kreuzer. Dieser Knab ist wider fürgestellt worden, wurd redlich außgelernet und auf die Artückhel angelobt den 14. Decembris Anno 1578“.

⁶ 1585 August 12, Augsburg (Dillingen, fürstl. und gräfl. Fuggersches Familien- und Stiftungsarchiv, Kopierbücher der Fugger unter diesem Datum; zitiert nach Lill, wie Anm. 4): Hans Fugger schreibt an Christoph Ott, den Sohn des David Ott, Fuggerschen Geschäftsträgers in Venedig. „Mein freundlich grus und dienst zuvor, lieber Chr. Ott. Zeiger diß brieffs ist Veit Eschay, Meister Jacobe Eschay son, der mein schloß Kirchheim gepaut hat. Den schickt sein vatter hinein, etwas zu sehen und zu lernen. Seins handtwercckh ist er ein steinmöze. Bitt euch also freundlich, ihr wellen ihne etwa vorbringen, damit er was sehen und lernen möge, und da er weiter ziehen wird, wellen unbeschwerdt sein, mich solches zu berichten. Will ich ihn weiter mit fürschriften an ihm de Bologna nach Florenz verhöflich sein. Der kan ihn fort befinden bei denen, die das handtwercckhs sind und seid damit Gott bevolchen.“

geschickt. 1589 erhielt Veit Eschay nach seiner Rückkehr aus Italien in München das Bürger- und Meisterrecht.⁷ 1590 verehrte ihm, gewiß mitbedingt durch Arbeiten für den bayerischen Hof, Herzog Wilhelm V. zu seiner Hochzeit 12 Gulden,⁸ auch übernahmen Bruder beziehungsweise Schwester Wilhelms die Patenstelle seiner beiden in München geborenen Kinder. Die Identität des Elternpaares der am 4. Mai 1591⁹ beziehungsweise am 14. August 1592¹⁰ in München getauften Kinder mit dem der am 16. September 1593¹¹ beziehungsweise am 7. März 1595¹² in Salzburg getauften erweist sich aus dem Münchener Stadtratsprotokoll vom 28. November 1603, als die Witwe des (knapp vorher) verstorbenen Bildhauers Veit Eschay zwei Münchener Bürger zu Vormunden ihrer namentlich angeführten Kinder bestellen läßt.

Der Pate der in Salzburg getauften Kinder Eschays war Jonas Ostertag, Hofgoldschmied des Erzbischofs Wolf Dietrich. (Es war in dieser Zeit ein im salzburgischen Raum häufig geübter Brauch, daß ein befreundetes Ehepaar die

⁷ 1589 ohne näheres Datum, München (Stadtarchiv München, Zim. 55 = Meisterbuch der Maler, Glaser, Bildhauer und Seidensticker, f. 4): „Ist Veitt Öschey, Bilthauer von Augspurg, alhie Maister worden und (hatte dort) bey Christof Murman daselbst gelernt. Starb 1603.“

⁸ Lorenz Westenrieder, *Beyträge zur vaterländischen Historie . . .*, 3. Band, München 1790, hier S. 104.

⁹ München, Stadtpfarre zu Unserer Lieben Frau, Band I der Taufmatrikelbücher verwahrt im Diözesanarchiv München, hier f. 20 (eingetragen wurden jeweils nur der Name des Vaters und der des Taufpaten, nicht aber der Vorname des Kindes): „Pater: Vitus Ögscheib, Bildthauer. Patrinus: Ser(enissi)mus Ferdinandus per Nicolaus Geelmair.“ Herzog Ferdinand von Bayern, der sich, wie in analogen Fällen üblich, bei dem Taufakt selbst durch seinen Kammerdiener vertreten ließ, war ein Bruder des regierenden Herzogs Wilhelm V. und begründete durch seine Heirat mit der Münchner Bürgerstochter Maria Pettenbeck die Wittelsbacher Linie der Grafen von Wartenberg (Max Spindler ed., *Handbuch der bayerischen Geschichte*, II, München 1969, S. 1103).

¹⁰ München, Stadtpfarre zu Unserer Lieben Frau, Taufbuch I, f. 25': „Pater: Vitus Öschey, Bildhauer. (Matrina:) Maria Christiena Archiducissa Graecensis (Maria Christina von Bayern, eine Schwester Wilhelms V., war seit 1571 mit Erzherzog Karl von (Inner-)Österreich verheiratet).

¹¹ 1593 September 16, Salzburg, Stadtpfarre zu Unserer Lieben Frau (Taufbuch I im Dompfarrarchiv, f. 265) „ist ein Kindt mit Namen Jacobus getauft worden dem Vito Esche, fürstlichen Pilthauer alhie, et Mariae suae uxoris; patrinus fuit Johannes (richtig: Jonas) Ostertag, fürstlicher Goltschmit alhie.“

¹² 1595 März 07, Salzburg (wie Anm. 11, hier f. 68'), „ist ist dem Veit Eschoi et uxori eius mariaae ein Khindt getauft worden nomine Jonas. Patrinus: Jonas Ostertag, aurifaber Reverendissimi nostri.“ – Es war in der Zeit „um 1600“ üblich, daß der jeweilige, die Matrikelbücher führende Kooperator die Eintragungen nach dem Gedächtnis oder nach einem mündlichen „Ansagen“ durch den Vater vornahm. Die daraus resultierenden verschiedenen Schreibformen ein- und desselben Familiennamens (zum Beispiel Öschey, Ögscheib, Esche, Eschoi für Eschay oder die Angaben bei den Murmanns) können bei nicht sorgfältiger Beachtung aller anderen der in den jeweiligen Matrikeln gemachten Angaben zu Unstimmigkeiten führen, wie dies etwa für das Geburtsdatum des jüngeren Michael Zürn der Fall war (dazu: Heinrich Decker in: *Ausstellungskatalog „Die Bildhauerfamilie Zürn 1585–1724“*, Braunau am Inn 1979, hier S. 105).

Taufpatenstellen bei mehreren, oft bei allen Kindern übernahm, der Mann bei den Buben, die Frau bei den Mädchen.) War es möglich, für die mindestens zweijährige Tätigkeit Eschays in Salzburg wenigstens ein damals geschaffenes Werk ausfindig zu machen, nämlich die Grabplatte für Hans Werner von Raitenau,¹³ so kann der Name Ostertag noch nicht mit einer der erhaltenen Salzburger Goldschmiedearbeiten in Verbindung gebracht werden. Sein Werk muß in großem Ansehen gestanden und von hoher Qualität gewesen sein. Wir wissen nur von einem „sehr schönen und künstlichen Schreibtisch, so dieses ablaufenden 1587sten jar durch Jonasen Ostertag, Burgern und Goldschmid zu Augspurg, glücklich absolviert und vollendet worden“ ist; in einem Brief vom 5. Dezember 1587 berichtete darüber Hans Fugger an Erzherzog Ferdinand von Tirol, da „ein solches Werk nur für einen großen Potentaten sei“ und er, Fugger, nicht umhin könne, dies sofort dem Erzherzog zu melden.¹⁴

Jonas Ostertag hatte am 21. August 1583 in Augsburg Anna Thenn geheiratet; Trauzeugen waren der Vater des Jonas, „Jeremias Ostertag, Goltschmidt“,¹⁵ beziehungsweise „uf ihr Seiten Michael Bobert, Cramer, und Enderis Rittel, Goltschmidt.“¹⁶ Anna Ostertag stammte aber nicht aus der Salzburger und auch in Augsburg¹⁷ vertretenen Kaufmannsfamilie der Thenn; vielmehr wird durch ihren Schreibnamen die Herkunft ihrer Vorfahren deutlich, denn am 2. Mai 1568 heiratete der Augsburger Goldschmid „Peter Thenn, (gebürtig) von Koppenhagen in Thenmarckt“, Sabina Bair, die Tochter des Goldschmiedes Simprecht (I) Bair, Trauzeuge war der Goldschmid Lorenz Dhenn,¹⁸ wahrscheinlich der Vater der (ersten) Frau des Jonas Ostertag.¹⁹

¹³ Vgl. Wagner wie Anm. 3, hier S. 13–14.

¹⁴ David von Schönherr, Urkunden und Regesten aus dem k. k. Statthaltereii-Archiv in Innsbruck, in: Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses in Wien, 14, 1893, Regest Nr. 11205 auf S. CCXII–CCXIII, mit der vollständig abgedruckten Beschreibung des Schreibtisches.

¹⁵ Helmut W. Selig, Die Kunst der Augsburger Goldschmiede 1529–1868, München 1980, hier III (= Meisterverzeichnis) Nr. 708.

¹⁶ Stadtarchiv Augsburg, Hochzeitamtsprotokolle IV (1581–1586), f. 123.

¹⁷ Heinrich Thenn, Witiber von Salzburg (verstorben am 21. Juni 1602) heiratete am 21. September 1588 Elisabeth Herwarth (Albert Hämmerle, Die Hochzeitsbücher der Augsburger Bürgerstube und Kaufleutestube, München 1936, hier Nr. 1436).

¹⁸ Selig wie Anm. 15, Nr. 800 (Peter Thenn), Nr. (Simprecht I Bair) und Nr. 1017 (Lorenz Thenn). Die Eintragung in den Hochzeitamtsprotokollen (wie Anm. 16, hier I, f. 215') lautet: „Actum Sontag den 2ten May 1568. Peter Thenn von Koppenhagen auß Thenmarckt, Goldschmid, und Sabina, weiland Simprechten Bairs Goldschmids nachgelassene Tochter, beide ledigen Standts; seine Birgen umb die 50 fl. seind Hanns Selberer und Lorenz Dhenn, baid Goldschmid, sein Beystandt ist Bartholome Keppeler, Goldschmid, und ihre Beystendt seind Veit Hamer, Glaser, und Enderes Bab, Girtler.“

¹⁹ Selig wie Anm. 15, Nr. 985, verzeichnet (ohne Angabe des Datums) eine zweite Heirat des Jonas Ostertag mit einer Anna Brendler.

Aus den Matrikelbüchern der Salzburger Stadtpfarre sind die Taufen folgender Kinder des Jonas Ostertag nachzuweisen: Elisabeth am 2. Oktober 1594, Katharina am 13. Oktober 1598, Maria am 26. April 1600 und Luzia am 12. Oktober 1601,²⁰ wobei jedoch bei der letzten Eintragung Jonas Ostertag als bereits verstorben angeführt ist. Die Begräbniskosten für die Beisetzung in einer, Hofkünstlern vorbehaltenen Gruft im Friedhof von St. Sebastian hatte der Erzbischof übernommen.²¹

Hier sei ein kleines, aber vielleicht nicht uninteressantes Detail zur Handwerksgeschichte eingeflochten. Man hört öfters die Meinung, daß bei den außerhalb der Zunft stehenden Hofkünstlern keine Gesellen arbeiten und daß sie auf keinen Fall Lehrlinge ausbilden durften. In den Lehrjungenbüchern der Salzburger Goldschmiedezunft ist die Eintragung zu lesen, daß sich Hans Leichle, gebürtig von Traunstein, am 13. Juni 1593 bei Benedikt Obernauer als Lehrling auf fünf Jahre verdingte; ein späterer Zusatz stellte fest: „Ist den 21. Julius im 1596sten Jar weckh loffen und zu dem Osterdag khumen, der mit pey uns im Handtwercht ist.“²² Trotzdem wurde dann Hans Leichle doch von Benedikt Obernauer am 13. September 1598 freigesprochen.²³

Es kann noch nicht eindeutig geklärt werden, ob Eschay Ostertag nach Salzburg gebracht hat, ob dies umgekehrt der Fall war oder ob das eine wie das andere durch einen „Kunstagenten“ des Erzbischofs geschehen ist. Als aber Eschay mit seiner Familie nach Salzburg übersiedelt ist, hatte er (mindestens) einen Gesellen bei sich gehabt. Denn am 14. Jänner 1594 war Eschay Taufpate eines (unehelichen) Kindes des „Mattei Murmann und der Anna Sporerin, alle beide dient bey dem Meister Veiten Piltschnetzer alhie.“²⁴

Karl Feuchtmayr hatte 1927 in seinen „Studien zur Augsburger Plastik der Spätrenaissance“²⁵ auf Leben und Werk Christoph Murmanns d. J. hingewiesen. Dieser hatte 1586, nach dem Tode seines Vaters Christoph Murmanns d. Ä., die 1511 durch seinen Großvater Jakob Murmann gegründete Augsburger Bildhauerwerkstatt übernommen, die nach dem am 3. April 1630 erfolgten Tode Christophs d. J. durch dessen Neffen Ferdinand weitergeführt wurde, worüber noch zu sprechen sein wird. Im Anhang zu Feuchtmayrs Aufsatz sind

²⁰ Taufmatrikel der Stadtpfarre Salzburg im Dompfarrarchiv, Bd. I, f. 280, f. 291 und Bd. II, f. 106, f. 323.

²¹ In der Gruft der Arkade 13 des westlichen Arkadenganges, dazu: Österreichische Kunsttopographie (im folgenden zitiert: ÖKT), 9, 1912, S. 147.

²² Stadtarchiv Salzburg (im Museum Carolino Augusteum), Zunftarchiv Nr. ZA 218, Aufdingbuch für die Lehrlinge der Salzburger Goldschmiedezunft, f. 77.

²³ wie Anm. 22, hier Nr. 219, Freisprechbuch der Lehrlinge der Salzburger Goldschmiedezunft, f. 42.

²⁴ Taufmatrikel wie Anm. 20, hier Bd. I, 2. Teil, S. 14.

²⁵ Karl Feuchtmayr, Studien zur Augsburger Plastik der Spätrenaissance II: Christoph Murmann d. J., in: Das Schwäbische Museum 3, 1927, S. 91–123.

biographische Notizen über einen Bruder Christophs d. J. mitgeteilt, eben über jenen in der oben zitierten Taufmatrikel genannten Matthäus. Franz Martin hat 1931 in seinem Beitrag über die Murmann in Thieme-Beckers „Künstlerlexikon“ unter Verwendung der Arbeit Feuchtmayrs gemeint, daß „Matthäus Murmann seit circa 1597 in Salzburg lebte, in Diensten des Erzbischofs Wolf Dietrich stand und nach 1633 verstorben ist“²⁶. In den Salzburger Inventarbänden der Österreichischen Kunsttopographie sind unter den verzeichneten archivalisch erhaltenen Rechnungsbelegen einige wenige Arbeiten des Matthäus Murmann genannt: 1616 arbeitete er die Wappen der Stadt und des Erzbischofs für die Neufassadierung des Salzburger Rathauses²⁷, 1621 schuf er die Bildhauerarbeiten für einen neuen Tabernakel der Bürgerspitalskirche²⁸ und 1622 beauftragten ihn die Äbtissin von Nonnberg mit einem Wappen an der Gartenmauer des Stiftes.²⁹ Leider wurden alle fürsterzbischöflichen Hofzahlamtsprotokolle in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts der Papiermühle in Lengfelden zum Einstampfen übergeben³⁰ – einer der besonders schmerzlichen Verluste für die Salzburger Geschichtsforschung. Aber man kann sich trotzdem kaum vorstellen, daß der mindestens von 1598 bis 1608 als Hofbildhauer Wolf Dietrichs nachweisbare Matthäus Murmann als Nachfolger eines Veit Eschay und Vorgänger eines Hans Waldburger von seinem stets auf höchste künstlerische Qualität bedachten Dienstherrn nur mit einigen dekorativen Steinmetzarbeiten beauftragt wurde.

Matthäus Murmann hatte, wie sein Bruder Christoph, wie auch Veit Eschay oder wie Hans Leonhard Waldburger, der Vater Hans Waldburgers³¹, bei seinem Vater in Augsburg das Bildhauerhandwerk gelernt: „Anno 1579 am Tag Lucia steldt Christoff Murmann sein Sun für mit Namen Matheus Murman sein Handwerch zu lernen“³². Nach dem Weggang Eschays aus Salzburg, bei dem er, wie aus der oben zitierten Taufmatrikel vom 14. Jänner 1594 hervorgeht, als Geselle arbeitete, scheint Matthäus Murmann in dieser Stadt geblieben zu sein. Denn am 15. Mai 1598 bewilligte Erzbischof Wolf Dietrich „unserm Bildhauer“ Matthäus Murmann ein Gesuch: Murmann hatte gebeten, daß er „zur Richtigmachung meiner Heurat nach Augspurg verraisen möge, und solche Raiß gern mit ehistem fürnehmen wolle; damit ich aber meine Sachen desto fürderlicher

²⁶ Thieme-Becker, Künstlerlexikon . . . , 25, 1931, S. 287–288.

²⁷ ÖKT 13, 1914, S. 155–159.

²⁸ ÖKT 9, 1912, S. 222.

²⁹ ÖKT 7, 1911, S. 59.

³⁰ Johann Riedl, Archivalische Notizen, in: Jahresbericht 1858 des vaterländischen Museums Carolino Augusteum, Salzburg 1858, S. 6.

³¹ Zur Biographie von Vater und Sohn Waldburger ausführlich: Franz Wagner, Die erste Barockisierung der Stiftskirche St. Peter und die Altäre des Hans Waldburger, in: Festschrift St. Peter = Stud. u. Mitt. d. Benediktinerordens 93, 1982, S. 627–652.

³² Malerbuch 54a wie Anm. 5, hier f. 232'.

verrichten, auch die Aufhaltung des Bürgerrechts desto leichter erlangen khünde, so ist an Euer Hochfürstliche Gnaden mein ganz undterthänigst Bitten, sie wölle mir an den Rat zu Augspurg genedigiste Commendation und Fürschrift ertailen...“³³. Diese „Fürschrift“ des Erzbischofs hatte den gewünschten Erfolg; am 3. Juni 1598 hat von der Augsburger Maler- und Bildhauerzunft „Matheus Murman, Bildhauer, seines Vaters Gerechtigkeit empfangen“³⁴ – das heißt, daß sowohl Christoph d. J. wie auch Matthäus als Meistersöhnen die Meisterschaft verliehen wurde – und mit diesem Erhalt des „Gewerbescheines“ den Fortbestand seines Bürgerrechts in seiner Heimat gesichert. Zwei Tage vorher, am 1. Juni 1598, hatten Matthäus Murmann und Anna Spornerin in der evangelischen (!) Pfarrkirche St. Anna zu Augsburg geheiratet.³⁵ Auch der Bruder des Matthäus, Christoph, hatte nach dem Tode seiner ersten Frau³⁶ am 1. Juni 1624 in evangelisch St. Anna „Anna Maria Wolkensteinin, H. Lindenmairs seligen Witib“³⁷ geheiratet. Entgegen mancher bisheriger Annahme wurden die Kinder aus evangelisch geschlossenen Ehen in katholischen Orten katholisch getauft³⁸, die des Matthäus Murmann in der Stadtpfarre Salzburg. Der am 14. Jänner 1594 getaufte Sohn Christoph scheint früh verstorben zu sein, denn am 20. November 1598 „ist dem Mathiae Murman und seiner Hausfrauen Annae ein Khündt mit Namen Christophorus getauft worden. Patrinus: Urbanus Ostendorffer, Bürger und Maler alhie“³⁹. Weiters wurden Elisabeth am 10. Oktober 1600,⁴⁰ Katharina am 9. November 1602,⁴¹

³³ Landesarchiv Salzburg, Hofkammer-Catenichl 1598, f. 235 und f. 236.

³⁴ Malerbuch 54a wie Anm. 5, hier f. 120.

³⁵ Augsburg, Evangelische Pfarrei St. Anna, Erstes Hochzeitsbuch, hier Nr. 303. – Diese Quelle liegt nur in einer (gleichzeitigen?) Abschrift vor, in der ausschließlich nur die Vor- und Zunamen von Bräutigam und Braut eingetragen sind; dabei wurde „Spornerin“ fälschlich als „Bschorin“ eingetragen, vgl. dazu das in Anmerkung 12 Gesagte.

³⁶ Stadtarchiv Augsburg, Hochzeitamtsprotokolle, Bd. V, f. 93', Eintragung vom 25. Oktober 1587: „Christoph Murmann, Bildhauer, und Anna Maria Danbeckin, beide ledigen Standts und Bürger; sein Beistand ist Conrad Ötlin, Glaser, uf ihr Seiten Georg Danbeck, Lodweber“.

³⁷ Hochzeitsbuch wie Anm. 35, hier Nr. 3102.

³⁸ Etwa auch die des (evangelischen) Salzburger Hofgoldschmiedes Tobias Volckmer (d. Ä.); dazu: Franz Wagner, Zwei protestantische Künstler am Hof der Salzburger Erzbischöfe, in: Katalog der Ausstellung „Reformation – Emigration – Protestanten in Salzburg“, Schloß Goldegg 1981, hier S. 69–71.

³⁹ Taufmatrikel wie Anm. 20, hier Bd. I, f. 329'.

⁴⁰ ebenda, f. 261 (die einzelnen Eintragungen wurden nicht chronologisch, sondern nach Tagen geführt): 1600 Oktober 10 „ist dem ehrbarn Matheusen Murmann, Pilthauern, und seiner Hausfrauen Anna ein Khündt mit Namen Elisabeth getauft worden. Patrina: Elisabeth Osendorfferin (sic!), Mallerin.“

⁴¹ Taufmatrikel wie Anm. 20, hier Bd. II, f. 292: 1602 November 9 „baptisata (est) Catharina Mathei Mosmans (sic!) et uxori Annae, Patrina: Elisabetha Ostendorfferin.“

Ferdinand am 5. März 1604⁴², Anna Maria am 17. Februar 1606⁴³ und Rosina am 6. Oktober 1609⁴⁴ getauft.

Da Matthäus Murmann einerseits Zeit seines Lebens Bürger der Stadt Augsburg war und andererseits als „Diener“ Erzbischof Wolf Dietrichs außerhalb des Zunftzwangs des Salzburger Bildhauerhandwerks stand, hat er in Salzburg Bürger- und Meisterrecht nicht benötigt. Er mußte deshalb auch nicht, wie es für die Verleihung des Salzburger Bürgerrechts strenge Vorschrift war, vor dem erzbischöflichen Konsistorium das katholische Glaubensbekenntnis ablegen. Da außerdem nach 1593 die damals feststellbare Unduldsamkeit des Erzbischofs in Glaubensfragen wieder abgeflaut ist, war es wohl möglich, daß Matthäus Murmann zeit seines Lebens seinem evangelischen Glauben treu bleiben konnte.

Matthäus Murmann ist wohl nicht, wie Martin meinte, erst „nach 1633“ verstorben; in der Salzburger Steuerbeschreibung von 1623⁴⁵ ist er zwar noch genannt, aber am 21. Juli 1624 empfang in Augsburg „Christoph Murman, Bildhauer zu Salzburg, seines Vatters Mattheus Murman Gerechtigkeit und erlegt 1 Gulden 8 Kreuzer“⁴⁶. Dieser Christoph, der am 20. November 1598 in Salzburg getaufte, wurde am 12. Mai 1614 durch seinen Vater „Mathes Murman, Bildhauer zu Salzburg, doch Bürger alhie“, in Augsburg „fürgestellt, das Bildhauerhandwerckh zu lernen“⁴⁷. Zehn Jahre später, am 14. April 1624, werden mit dem Zusatz „Begehren zu Salzburg Hochzeit zu halten“, in den Augsburger Hochzeitamtsprotokollen eingetragen: „Christoff Murman der Jünger, ein Bilthauer von Augspurg, und Ursula Amerspergerin von Hallein“ (bei Salzburg); „beide ledig“; Zeugen waren „Hanns Georg Dannböckh, Christof Murrmann der Elter, Bildhauer, und Rudolph Possart, Lautenmacher“⁴⁸. Am 29. April 1624 heirateten in der Salzburger Stadtpfarrkirche „Christophorus Murman, Inwohner und Pilthauer, und Ursula Amerspergerin“; Trauzeugen waren „Wolfgang Mairhauser, Michael Pauman, Wolfgang Feyertag, alle drey des Stattraths, Georg Endl, Hantlsman, und Johannes

⁴² ebenda, f. 65: 1604 März 5 „ist dem ehrbaren Mattheus Murman, Pilthauer alhie, und seiner Hausfrauen Anna ein Khindt nomine Ferdinandus getauft worden. Patrinus: der ehrnvest Urban Ostendorffer, Maler alhie.“

⁴³ ebenda, f. 48: 1606 Februar 17 „ist dem khunstreichen Mattheo Murmaul (sic!), Bültschnitzner (sic!) alhie, und Anna seiner Hausfrauen ein Khindt tauft worden nomine Anna Maria. Matrina: Elisabetha Ostendorfferin, Malerin alhie.“

⁴⁴ ebenda, f. 257: 1609 Oktober 6 „ist dem ehrsamen Mathiae Mürschman (sic!), Bilthauer, und seiner Hausfrauen Anna ein Khindt zur Thauf khomen undt genant worden Rosina, deren Gevatterin Elisabeth Osterindorfferin (sic!), Malerin alhie.“

⁴⁵ Landesarchiv Salzburg, Geh.Arch. XXVII/12, f. 10.

⁴⁶ Malerbuch 54a wie Anm. 5, hier f. 135.

⁴⁷ ebenda, f. 289.

⁴⁸ HZA wie Anm. 36, hier Bd. VI, f. 440.

Stainer, Handlsman⁴⁹, was doch auf ein hohes gesellschaftliches (und künstlerisches) Ansehen des Bräutigams schließen läßt. Dieser Ehe entsprossen die Kinder Anna Rosina⁵⁰, Johannes Christophorus⁵¹, Nikolaus Franziskus⁵² und Johannes⁵³, wobei bei letzterer Eintragung vermerkt ist, daß Ursula Murmann an der Geburt verstorben ist. „Christoph Murman, Pilthauer et Viduus“ heiratete am 14. Oktober 1634⁵⁴ ein zweites Mal und zwar „Gerthrudis Teuerpekhin“; dieser Ehe entstammten noch Anna Rosina⁵⁵ und Justina⁵⁶.

Der am 5. März 1604 getaufte Ferdinand Murmann wurde durch seinen Vater am 15. Juli 1618 dem Handwerk in Augsburg als Lehrknabe vorgestellt⁵⁷. Am 9. September 1629 wurde in den Augsburger Hochzeitamtsprotokollen eingetragen, daß Ferdinand Murmann, Bildhauer von Augsburg, „die 10 Gulden Straff erleget und sonsten der Ordnung ein Beniegen gethan hat“, da er vor acht Monaten Sybilla Kurzbergerin von Biberach geheiratet hatte, somit „ohne Consens außerhalb Hochzeit gehalten und sich fremd gemacht, doch auf sein Anlangen und der Steuerherrn Bericht wider begnadiget worden“ ist⁵⁸. In einem Nachtrag am 30. September sind dann „ihre Bürgen, Georg Gotlieb Danbeckh, Bildhauer, und Georg Christoph Luzenberger, Uhrmacher“ sowie „sein Beistand Christoph Murmann, Bildhauer“ verzeichnet⁵⁹. Am 26. Jänner 1630 wurde Ferdinand Murmann in Salzburg ein Sohn namens Johann Kaspar getauft⁶⁰, Taufpate war Hans Waldburger, in dessen Werkstatt Ferdinand damals wohl arbeitete. Im gleichen Jahr empfing er dann die Augsburger Handwerksgerichtigkeit⁶¹, und steuerte für das Haus seines Onkels Christoph (d. J.) Murmann⁶², dessen Werkstatt er übernahm und bis zu seinem Tode am 20. Oktober 1675⁶³ weiterführte.

Theodor Müller hat 1965 in der Festschrift für Hermann Schnitzler⁶⁴ eine

⁴⁹ Trauungsbücher der Stadtpfarre Salzburg im Dompfarrarchiv, hier Bd. II, f. 162.

⁵⁰ Taufmatrikel wie Anm. 20, hier Bd. III, f. 703.

⁵¹ ebenda, f. 832.

⁵² ebenda, f. 869.

⁵³ Taufmatrikel wie Anm. 20, hier Bd. IV, f. 8.

⁵⁴ Trauungsbücher wie Anm. 49, hier Bd. II, f. 379.

⁵⁵ Taufmatrikel wie Anm. 20, hier Bd. IV, f. 70.

⁵⁶ ebenda, f. 91.

⁵⁷ Malerbuch 54a wie Anm. 5, hier f. 296.

⁵⁸ HZA wie Anm. 36, hier Bd. VII, f. 468.

⁵⁹ ebenda, hier Bd. VIII, f. 3.

⁶⁰ Taufmatrikel wie Anm. 20, hier Bd. III, f. 818.

⁶¹ Malerbuch 54a wie Anm. 5, hier f. 34.

⁶² Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1630, f. 73.

⁶³ Katalog der Ausstellung „Augsburger Barock“, Augsburg 1968, Nr. 79 auf S. 81.

⁶⁴ Theodor Müller, Das kleine Andachtsbild in der Augsburger Plastik um 1600, in: *Miscellanea Pro Arte* = Festschrift für Hermann Schnitzler, Düsseldorf 1965, S. 257–262 mit Abb. 136–142.

kleine Gruppe figuraler Reliefs zusammengestellt, zu der sich inzwischen noch einige ähnliche Arbeiten gesellt haben⁶⁵. Müller hatte damit „einige beispielhafte Inkunabeln einer Bildgattung“ aufgezeigt, die Alfred Spamer bereits 1930 mit dem Begriff „Das Kleine Andachtsbild“ treffend umschrieben hatte, wobei Spamer allerdings diese Bezeichnung fast nur auf Werke graphischer Art anwandte. „Aber auch im Schaffen der Bildschnitzer und Bossierer werden um 1600 die Erstlinge einer der intimen Andacht dienenden Bildkunst kleinen Formats ersichtlich, die dann im Barock ihre große Blüte erlebte. ... Ein Problem aber ist die Frage, wo diese Wirksamkeit der Bildschnitzer lokalisiert werden kann. Die österreichische Beheimatung der meisten dieser Objekte möchte nahelegen, vor allem an eine Entstehung in Salzburg zu denken, wobei aber die Initiativen der Salzburger Plastik dieser Zeit zumeist aus Augsburg resultierten. Die vergleichbarsten Erscheinungsformen treffen wir – und dies ist typisch – in der gleichzeitigen Augsburger Goldschmiedeplastik⁶⁶.“ Gewiß könnten solche Worte mit Matthäus Murmann, seinen Söhnen und ihrer „Dauerverbindung“ mit Augsburg in Einklang gebracht werden; aber es wäre wenig verantwortungsbewußt, ohne ein einziges unumstößlich gesichertes kleinplastisches Werk dieser drei Bildhauer einen Zusammenhang herzustellen.

Denn hier wie dort, in Augsburg wie in Salzburg, tauchen nicht nur gleichzeitig „die Erstlinge einer der intimen Andacht dienenden Bildkunst kleinen Formats“ auf. Hier wie dort ist ebenso gleichzeitig und wohl kaum abhängig voneinander das Phänomen der „Wiedergeburt des Schnitzaltares“⁶⁷ zu finden. 1605–1606 errichtete Hans Waldburger in der Benediktinerabteikirche St. Peter in Salzburg einen neuen (heute nicht mehr erhaltenen), einen „durchlichteten“ Hochaltar⁶⁸. 1604 wurden in St. Ulrich und Afra durch Hans Degler aus Weilheim der neue monumentale Hochaltar und 1607 die beiden großen Seitenaltäre geschaffen, „originelle Versuche, die Erscheinung des spätgotischen Schnitzaltares, seinen hochstrebenden Aufbau und seine räumliche Vielfalt mit antikischen Gliedern und frühbarocker, dekorativer Pracht zu verbinden“⁶⁹. Im Schnitzaltar dieser Zeit war die Farbe wieder zu einem wesentlichen Bestandteil der bildnerischen Vorstellung geworden, nachdem in der „Renaissance“ geringe Hinzufügungen von Farbe bei den kleinplastischen Bildwerken nur zur Unterscheidung gewisser Partien der Oberfläche gedient

⁶⁵ Franz Wagner in: Katalog des Dommuseums zu Salzburg, Salzburg¹1974, hier Kat.Nr. 77 auf S. 94–96.

⁶⁶ Müller wie Anm. 64, hier S. 258.

⁶⁷ Dazu: Franz Wagner, Das Relief bei Hans Waldburger und die Entwicklung des frühbarocken Schnitzaltares in Bayern, Oberösterreich und Salzburg, erscheint in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, 124, 1984.

⁶⁸ Wagner wie Anm. 31, hier S. 645.

⁶⁹ Tilman Breuer, Bayerische Kunstdenkmale, Die Stadt Augsburg, München, 1958, hier S. 44.

hatten, während im großen Format Bronze und Marmor schimmerten. Außerdem wurde das dramatische Geschehen der neuen vielfigurigen Kompositionen in diesen Altären durch das von der Rückseite eindringende Licht wesentlich gesteigert. So wurde eine völlig neue, eine „veristische“ Sinnfälligkeit plastischer Darstellung „erfunden“ und erzielt, „wie solche Anschaulichkeit gewiß aus einem inneren Zusammenhang mit den Tendenzen des geistlichen Schauspiels der Gegenreformation resultierte“⁷⁰.

Die künstlerischen Beziehungen zwischen Augsburg und Salzburg in der Zeit um 1600 waren nicht nur auf Plastik und Goldschmiedekunst beschränkt. Matthias Kager aus München, seit dem 4. Dezember 1603 Bürger und „Stadtmaler“ der freien Reichsstadt⁷¹, war um 1608 für Erzbischof Wolf Dietrich von Raitenau tätig⁷². Matthäus Janschitz, der Kammerdiener Wolf Dietrichs, gab am 9. April 1606 seinen Sohn Wolfgang⁷³ dem Augsburger Maler Thomas Maurer in die Lehre⁷⁴. Oder: Der nicht in Thieme-Beckers „Künstlerlexikon“ verzeichnete Hans Murmann, der – ein Bruder des Matthäus und Christophs d. J.⁷⁵ – am 28. Mai 1570 bei Sigmund Müller in Augsburg seine Lehrzeit begonnen hatte⁷⁶, ist als Maler in Laufen an der Salzach nachzuweisen. Im Kontrakt vom 31. August 1598 über die Errichtung eines neuen Hochaltars in der Kollegiatstiftskirche in Mattsee wird er als Zeuge genannt⁷⁷, und in der Stadtpfarrkirche von Laufen, deren Matrikelbücher erst mit dem Jahre 1600 beginnen, wurden ihm die Töchter Florentina⁷⁸, Katharina⁷⁹ und Brigitta⁸⁰ getauft.

⁷⁰ Theodor Müller, *Deutsche Plastik der Renaissance bis zum Dreißigjährigen Krieg*, Königstein im Taunus 1963, S. 14.

⁷¹ Stadtarchiv Augsburg, Bürgeraufnahme-Akten des Jahres 1603, f. 10.

⁷² Susanne Netzer, Johann Matthias Kager, Stadtmaler von Augsburg, München 1980, S. 16.

⁷³ „Wolfgangus Theodoricus“ Janschitz wurde am 16. Februar 1592 in der Salzburger Stadtpfarrkirche getauft (Taufmatrikel wie Anm. 20, hier Bd. I, f. 48); Taufpate war Erzbischof Wolf Dietrich selbst, der sich bei der Taufe durch „Joannes Jacobus de Preysing, frstl. Camerherr“ vertreten ließ.

⁷⁴ Malerbuch 54a wie Anm. 5, hier f. 277.

⁷⁵ Feuchtmayr wie Anm. 25, hier S. 91: „... wohl identisch mit Maler Hans Murmann, der 1603 auf Schloß Leufen (sic!) bei Salzburg arbeitete; ... er heißt zwar Maler in Leufen (!), doch erscheint es fraglich, ob er dort ansässig war (gütige Mitteilung Franz Martin, Salzburg)“.

⁷⁶ Malerbuch 54a wie Anm. 5, hier f. 219.

⁷⁷ Österreichische Kunsttopographie, Bd. 10, 1913, S. 267.

⁷⁸ Taufmatrikelbücher des Stadtpfarramtes Laufen an der Salzach, hier Bd. I, f. 11: 1602 März 31, Taufe der Tochter Florentina des Hannsen Murmann, Maler und seiner Frau Catharina; Patin: Elisabeth Haunspergerin.

⁷⁹ ebenda Bd. I, f. 44: 1604 Juni 15, Taufe der Tochter Catharina des Hannsen Murmann, Maler, und seiner Frau Catharina; Patin: Elisabeth von Haunsperg.

⁸⁰ ebenda Bd. I, f. 101: 1608 März 4, Taufe der Tochter Brigitha des Hanns Murmayr (sic!), Bürger und Maler, und seiner Frau Catharina; Patin: Juliana von Haunsperg.

Schließlich darf kurz auf einen weiteren kulturgeschichtlichen Aspekt hingewiesen werden, der nicht nur im 18. Jahrhundert Verbindungen zwischen Augsburg und Salzburg herstellte, der des musikalischen Lebens. Am 27. Jänner 1588 „ist der ehrbar Tobias Rueber, frstl. salzburgischer Musicus, mit der tugenthafthen Junckhfrauen Barbara, des ehrenvesten Sebastian Rosenblats Bürgers und Buechführers zu Augspurg Tochter, ehelich zusammen göben worden“⁸¹. Und am 26. Februar 1590 heiratete der „ehrsam und wohlgerecht Johannes Petauer, frstl. Altist, die ehrn- und tugenthafte Junghfrauen Rosina Rosenblattin, weiland des wohlgerechten Sebastian Rosenblats gewestnen Buechhandlers zue Augspurg seligen hinderlasne Dochter“⁸².

Sofort nach seinem Regierungsantritt hatte Erzbischof Wolf Dietrich die von seinen Vorgängern übernommene bescheidene Kantorei entscheidend vergrößert und sie zu einer künstlerisch hochbedeutenden Hofmusikkapelle ausgebaut⁸³. Wir wissen (noch) nicht, bei welcher Gelegenheit Tobias Rueber, der erste Bassist dieser Kapelle, und Johannes Pettauere die Bekanntschaft des gewiß nicht unhübschen Augsburger Schwesternpaares gemacht haben. Aber da man in manchen kirchlichen Hochzeitsbüchern bei der Berufsangabe „Altist“ von Händen des frühen 20. Jahrhunderts eingetragene Fragezeichen oder Streichungen finden kann, sei darauf hingewiesen, daß Frauen in den kirchlichen Kapellchören nicht mitwirken durften. Die Sopranstimmen wurden von den Kapellknaben ausgeführt, die Altstimmen von falsettierenden Männerstimmen, eben den Altisten, keineswegs von Kastraten, die erst im spätesten 17. Jahrhundert und dann vor allem in der Opera Seria des 18. Jahrhunderts eine Rolle spielten (erst 1652 wurden Kastraten zur päpstlichen Hofkapelle zugelassen)⁸⁴. Es ist bekanntlich sehr schwer, den physiologischen Vorgang des Singens mit Worten zu beschreiben; hier muß genügen, daß bei dem vollen Aussingen, bei dem „Brustregister“, die Stimmbänder in ihrer gesamten Breite schwingen, bei dem Falsettieren, bei dem „Kopfreister“, aber nur am mittleren Rand. In allen Kirchenchören unserer Gegend war das (solistische) Falsettieren bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in voller Übung, in England ist es für das Singen von „Glees“, dreistimmiger unbegleiteter Chorlieder, bis in unsere Zeit gebräuchlich geblieben. So war es vor allem Alfred Deller, von 1940–47 im Chor der

⁸¹ Trauungsbücher wie Anm. 49, hier Bd. I, f. 14.

⁸² ebenda. Bd., I, f. 29.

⁸³ Hermann Spies, Die Tonkunst in Salzburg in der Regierungszeit des Fürsten und Erzbischofs Wolf Dietrich von Raitenau, in: Mitt. Ges. f. Salzb. Landeskunde, 71, 1931, S. 1–64 und 72, 1932, S. 65–136.

⁸⁴ Franz Haböck, Die Kastraten und ihre Gesangskunst, Berlin 1927. – H. Hucke, Die Besetzung von Sopran und Alt in der Sixtinischen Kapelle, in: Miscelánea en homenaje a H. Anglés, Barcelona 1958.

Kathedrale von Canterbury und dann in St. Paul's Cathedral tätig, der diese in Mitteleuropa durch eineinhalb Jahrhunderte vergessene Kunst zu neuen Ehren gebracht hat.

Dem eigenartigen Phänomen der Barockoper bis hin zu Glucks „Orfeo ed Euridice“ und Mozarts frühen Werken, die Rolle des Helden, des „divino“, jeweils mit einem Altisten (oder Kastraten) zu besetzen, soll an anderer Stelle nachgespürt werden; jedenfalls hat solche artifizielle „Verfremdung“ doch sehr viel gemeinsam mit der geistigen Grundhaltung der „Kunst- und Wunderkammern“ wie mit manchen Einzelheiten aus den Kuppelfresken und Deckenbildern, die Unirdisches den menschlichen Sinnen näherzubringen versuchen.

Gute Altisten, die man heute häufig mit dem englischen Ausdruck „Counter-tenor“ bezeichnet, waren immer gut bezahlte und gesuchte Künstler, ihre Stimme galt als die edelste, als „vox miracula“⁸⁵. In der Besoldungsliste des salzburgischen Hofstaates von 1608 werden von den 22 Hofmusikern fünf als Altisten verzeichnet⁸⁶. Von Jakob Haberl, der bis 1592 in Diensten des Salzburger Erzbischofs stand, wissen wir, daß er von 1593 bis 1596 als Altist in der Hofkapelle in Innsbruck wirkte, dann in München war und von 1597 bis 1612 eine der damals möglichen Spitzenpositionen erreicht hatte, die in der Hofkapelle Kaiser Rudolfs II. in Prag⁸⁷. An Johannes Pettauer, „fürstlicher Hofinger“, bezahlte der Abt der stets für gute Musik aufgeschlossenen Benediktinerabtei St. Peter in Salzburg⁸⁸ 1590 „pro dedicata motetta“ vier Gulden⁸⁹, Pettauer war also auch kompositorisch tätig.

In der Augsburger Ausstellung des Jahres 1980 waren zwar viele Bereiche der Kunst vereinigt gewesen, auf einigen wenigen Katalogseiten auch die Musikinstrumentenmacher. Aber daß, aus welchen Gründen auch immer, für eine „Welt im Umbruch“ die Musikgeschichte nicht berücksichtigt worden ist, stimmt nachdenklich. Denn die Jahre knapp um 1600 sind ein Schlüsseldatum für die musikalische Epochengliederung. Sie gelten als „Wasserscheide“ zwischen vokaler Mehrstimmigkeit und instrumentalmusikalisiertem Sologesang, zwischen polyphonem und konzentrierendem Satz, als Geburtsstunde der Oper und des Generalbasses. Zwischen 1600 und 1603 erschien eine Reihe von Vokalkompositionen im Druck, die den Umbruch dokumentieren: 1600 die ersten Opern von Cavalieri, Peri und Caccini, 1601 Luzzasco Luzzaschi Solomadrigale, 1602 Cassinis ebenso programmatisch wie kämpferisch „Nuove

⁸⁵ So in: Fridericus Beurhusius, *Erotematum musicae libri duo*, ¹Nürnberg 1551 mit zahlreichen Auflagen.

⁸⁶ Spies wie Anm. 83, hier S. 29.

⁸⁷ Spies wie Anm. 83, hier S. 114.

⁸⁸ Gerhard Walterskirchen, Zur Pflege der mehrstimmigen Musik in St. Peter bis zum 18. Jahrhundert, in: Ausstellungskatalog „St. Peter in Salzburg“, Salzburg 1982, S. 134–137.

⁸⁹ Stiftsarchiv St. Peter, Abteirechnungen 1590, f. 146.

musiche“ betitelten Solomadrigale und im selben Jahr Ludovico Viadanas „Cento concerti ecclesiastici“, die den neuen Stil in die geistliche Musik übertrugen. „So unterschiedlich in der Absicht, in der Satzweise und im Stil alle diese Kompositionen sind, verbindet sie doch eines: das Vorhandensein einer instrumentalen Fundamentstimme⁹⁰.“ Die Augsburger Stadtbibliothek verwahrt ein Exemplar der 1608 in Venedig erschienenen und Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg gewidmeten 20 achtstimmigen Motetten des Leone Leoni, Domkapellmeisters zu Vicenza; darunter befindet sich eine Motette und zwei „dialoghi“ mit doppeltem Orgelbaß⁹¹. Und ist es, was den Ort betrifft, wirklich nur Zufall, daß in den Jahren, in denen die Generalbaßstimme als Träger der Harmonie organischer Bestandteil des Satzes wurde, ein Gregor Aichinger, eng mit dem Hause Fugger verbunden und am 21. Februar 1628 als Domchorvikar und Kanonikus zu St. Gertrud in Augsburg verstorben, als erster im deutschsprachigen Raum seine 1607 in Dillingen erschienenen „Cantiones ecclesiasticæ“ am Schluß der Baßstimme mit einer (deutschsprachigen) Anleitung zum Generalbaß versehen hat⁹²? Bedenkt man dazu, daß allein 1609, in dem Jahr, in dem in Augsburg und Straßburg die ersten regelmäßigen Zeitungen Europas erschienen, Monteverdis „Favola d’Orfeo“ wie Keplers „Astronomia nuova“ gedruckt wurden, der soeben aus Italien zurückgekehrte Rubens sein Selbstbildnis mit Isabella Brant „in der Geißblattlaube“ malte, Heinrich Schütz Schüler des Giovanni Gabrieli in Venedig wurde und Galilei mit Hilfe des kurz vorher erfundenen und von ihm verbesserten Fernrohrs⁹³ die Jupitermonde und die Saturnringe entdeckte, so scheinen damit doch einige der Vierungspfeiler bestimmt, auf denen sich die grandiose Kuppel eines neuen Zeitalters zu wölben begann.

Wenn an manchen dieser „Vierungspfeiler“ Augsburger und Salzburger Künstler mitgearbeitet haben, so könnte man entgegnen, daß die solcherart personellen Verbindungen zwischen beiden Städten vielleicht doch nur zufälliger Natur waren. Aber in einer tieferen Schicht, im Fundament der Vierungspfeiler sozusagen, gibt es eine verblüffende Analogie zwischen Augsburg und Salzburg in dieser „Welt im Umbruch“, wie sie sonst nirgends nördlich der Alpen zu finden ist. Hier wie dort entstehen nach dem vollständigen Abbruch der alten baulichen Zentren die neuen mit neuem Anspruch, verbunden mit einer Um- beziehungsweise Neugestaltung urbanistisch wichtiger Plätze,

⁹⁰ Silke Leopold, Claudio Monteverdi und seine Zeit, Zürich 1982, hier S. 68–69.

⁹¹ Handschriftlicher Bibliothekskatalog des Hans Michael Schletterer (1824–1893) unter Nr. 315. – Zu Leoni: Giovanni Mantese, Storia musicale vicentina, Vicenza 1956.

⁹² Riemann, Musiklexikon, 1959, Bd. I, Sp. 15. – Katalog der Ausstellung „Musik in Bayern, Augsburg 1972, Bd. II, Kat. Nr. 224–229 auf S. 224–228.

⁹³ Paul Adolf Kirchvogel und Adriaan Willem Vliegthart, Artikel „Fernrohr“, in RDK, 8, 1982, Sp. 257–276.

wobei das gemeinsame geistige Vor-Bild wohl dieses ist: Rom, für Augsburg das der Antike, für Salzburg aber das einer Ideal-Stadt der (damaligen) christlichen Gegenwart. „Um 1600“ wurde in Augsburg in der Hauptachse der Stadt vom Dom über den Perlach bis zu St. Ulrich und Afra „ein Denkmal der römischen Vergangenheit Augsburgs auf das andere“⁹⁴ geschaffen. Das ständig wiederholte und zugleich variierte Programm „Roma et Augusta“ sollte „die durch die Geschichte ausgewiesene Berechtigung Augsburgs, eine ähnlich zentrale Stellung im deutschen Reich wie Rom im römischen einzunehmen, exemplarisch belegen“⁹⁵. Bei dem Kernstück des Vorhabens, bei dem Neubau des Rathauses, dem Werk eines gebildeten Magistrats nicht weniger als dem eines genialen Architekten, gewann „das Bauwerk durch die zwei zuletzt konzipierten Zwiebeltürme selbst einen Anflug sakralen Charakters“⁹⁶.

Wie bei dem Augsburger Rathaus war bei dem Salzburger Dom zu Beginn der Veränderungen nur an Umbauarbeiten gedacht. Erst im Zuge der geistigen Auseinandersetzung mit den Projekten wurde hier wie dort der vollständige Abbruch der alten Bausubstanz beschlossen, eine vorher bereits am Petersdom, an der Hauptkirche der abendländischen Christenheit angewendete Vorgangsweise, die dann, wie schon erwähnt, von Melk bis Zwiefalten und von Rohr bis zur Mehrerau „Schule machte“, die aber auch Grundlage war für eine neue Monumentalität des Bauens mit konkreten Hinweisen auf aktuelle gesellschaftliche wie politische Konstellationen und Ansprüche.

Die Bautätigkeit in Augsburg vom frühen 16. Jahrhundert bis zum Dreißigjährigen Krieg ist seit langem ein prominenter Forschungsgegenstand, über den häufig geschrieben worden ist; erst 1977 hatte Jürgen Zimmer eine vortreffliche, merkwürdigerweise in den Katalogtexten der Augsburger Ausstellung von 1980 nicht beachtete Interpretation des Augsburger Rathauses als „historische Architektur“⁹⁷ vorgelegt. Die Bautätigkeit Erzbischofs Wolf Dietrich von Salzburg war 1612, im Jahr seiner (erzwungenen) Resignation, in fast allen wesentlichen Teilen im Stadium der Planung; erst seine Nachfolger haben seine Projekte, freilich meist in abgeänderter Form, ausgeführt. Für die Erforschung eines „ikonologischen Konzepts“ der Projekte und Bauten Wolf Dietrichs ist noch fast ⁹⁸ alles zu tun. Die vorstehenden Zeilen mögen als Anstoß dazu verstanden werden.

⁹⁴ Bruno Bushart in Kat. d. Ausst. „Welt im Umbruch“, Augsburg 1980, Bd. II, S. 16.

⁹⁵ Bushart wie Anm. 94, hier S. 17.

⁹⁶ Eckhard von Knorre in Kat. d. Ausst. „Augsburger Barock“, Augsburg 1968, hier S. 27.

⁹⁷ Jürgen Zimmer, Das Augsburger Rathaus und die Tradition, in: Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst, 3. Folge, 28, 1977, S. 191–218.

⁹⁸ Ein einziger Bau Wolf Dietrichs ist entsprechend untersucht worden: Johannes Graf von Moy, Beiträge zur Geschichte des „Neubaues“ in Salzburg, in: Mitt. d. Ges. f. Salzb. Landeskunde 109, 1969, S. 185–220. – Eine chronologische Zusammenstellung der Bauten und Projekte Wolf Dietrichs bei: Georg W. Seunig, Die städtebauliche Entwicklung der Stadt Salzburg unter Fürsterzbischof Wolf Dietrich von Raitenau, Diss. ETH Zürich 1981.

Ein seltener Johannes Duns Skotus-Druck und seine Bildbeigaben aus dem 18. Jahrhundert in Neresheim

Von Paulus Albert Weißenberger OSB

Unter den vielen, gut erhaltenen, in Holz gebundenen, mit Schweinsleder überzogenen, mit vielen Zierstempeln versehenen und dazu noch mit zwei Messingschließen ausgestatteten Quart- und Foliobänden der Barockbibliothek der ins 11. Jahrhundert zurückreichenden, 1803 aufgehobenen und 1920 wiedererstandenen Benediktinerabtei auf dem Ulrichsberg zu Neresheim findet sich noch heute unter der neuen Signatur T 348 ein in mehrfacher Beziehung für Neresheim selbst wie für die philosophisch-theologische, aber auch kunstgeschichtliche und ikonographische Forschung bedeutsames Werk.

Es ist dem geistvollsten Franziskanerlehrten des Mittelalters, Johannes Duns Skotus, der „letzten großen Gestalt der Hochscholastik“ (Martin Grabmann) und dem „wohl scharfsinnigsten Denker des ganzen Mittelalters“ (Ueberweg) gewidmet (geboren zu Duns in Schottland um 1265, gestorben zu Köln 1308 und hier in der Minoritenkirche beigesetzt, sein Seligsprechungsprozeß ist seit langem im Gang). Der Druck kam sehr wahrscheinlich durch finanzielle Mithilfe des Benediktinerabtes Simpert Niggel von Neresheim (1682 bis 1706, gestorben 1711, aus Schongau/Allgäu stammend) zustande.

Der Neresheimer Duns Skotusband trägt auf der Außenseite des vorderen wie des hinteren Holzdeckelüberzugs neben seitlichen großen Blumenpressungen als Mittelstück je eine kostbare Bildplatte von 8,5 cm Höhe und 6,5 cm Breite. Hinten trägt diese Bildplatte als Zierschmuck die beiden neben- und gegeneinanderstehenden Klosterpatrone von Neresheim, die hl. Ulrich und Afra, wie sie sich schon seit 1584 auf vielen Bänden der Barockbibliothek der Abtei Neresheim, vielfach sogar in strahlendem Gold prangend, vorfinden; auf dem Duns Skotusband sind die beiden Deckelzierplatten nur in Blinddruck wiedergegeben und treten dabei nicht allzu deutlich in Erscheinung. Auf dem vorderen Deckel ist als Zierplatte ein vierteiliges Wappen samt Herzschild, darüber zwei offene Helme samt Zierat (drei Federn bzw. halber rechtsgewendeter steigender Löwe) verwendet; die beiden oberen Wappen zeigen Löwen aus dem Wappen der Klosterstifter, der Grafen von Kyburg-Dillingen; das Herzschild weist das Wappen des Abtes Simpert Niggel (rechtssteigender Greifvogel mit dreiblättrigem Kleeblatt in den vorderen Fängen, darüber Mitra)

auf, während die beiden unteren Felder mit den $\frac{3}{4}$ Figuren der hl. Klosterpatrone, des hl. Benedikt und des hl. Ulrich von Augsburg, geziert sind. Ein Exlibris weist der Band nicht auf, obwohl solche schon für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts (gemalt) und bald auch schon (seit Mitte des 16. Jahrhunderts) im Druck erscheinen (Abt Johannes Vinsternau 1510-1529 bzw. Abt Johannes Schweickhofer (1545-1566, + 1572).

Der Band T 348 der Neresheimer Barockbibliothek ist dem großen Theologen Johannes Duns Skotus geweiht. Dieser bildete das Haupt der sogenannten jüngeren theologischen Franziskanerschule. In seinen hochgeistigen Gedankenflügen bleibt er im wesentlichen ein Anhänger des hl. Augustinus. Seine philosophischen und theologischen Gedankengänge kommen vor allem im Skotismus zur Entfaltung (über diesen neuestens außer LThK IV², Freiburg 1960, Sp. 286 f., insbesondere Theol. Realenzyklopädie Bd. 9, Berlin 1982, Seite 218 ff./Dettloff-München).

Der vorliegende Band T 348 will die gesamten philosophischen und theologischen Lehren und Auffassungen des vielfach umstrittenen oder schwer verständlichen, aber hochangesehenen Franziskanertheologen Johannes Duns Skotus zur Darstellung bringen. Er zerfällt in zwei Teile, die (in Neresheim) in einem einzigen Band vereinigt sind. Beide Teile erschienen im gleichen Verlag Johann Caspar Bencard, Augsburg und Dillingen, aber zu verschiedenen Jahren, 1700 bzw. 1706.

Teil I trägt den etwas langatmigen, barocken Titel

„Lapis offensionis et petra scandali adversariis sunt sententiae philosophicae et genuinae Joannis Duns Scoti sibtillum omnium principis,

während in Teil II nur das Wort „philosophicae“ in „theologicae“ geändert ist und eine kleine Umstellung der Worte in „sententiae genuinae theologicae“ vorgenommen wurde.

Beiden Teilen der Duns Skotus-Studie ist jeweils ein Kupferstich mit dem Bild des großen franziskanischen Theologen vorangestellt. Nach Angabe am rechten unteren Rand ist der eindrucksvolle Stich von Jeremias Kilian in Augsburg gestochen worden; ob er auch die Zeichnung dazu schuf, wissen wir nicht (über Jer. Kilian s. Thieme-Becker, Künstlerlexikon XX, S. 295). In einem runden Rahmen von 14 cm Durchmesser (bei einer Blattgröße von 18,5 cm Höhe und 15,5 cm Breite) tritt uns ein rechts gewendeter, überaus aszetischer Kopf mit verzückten Augen entgegen, die auf eine rechts in den Wolken erscheinende „Maria als Königin des Weltalls“ gerichtet sind. Auf dem Haupt trägt der Gelehrte eine Kalotte, um die Schultern liegt ein Mantel mit einer Kapuze; um den Hals hängt eine Art Sternenkette mit einem offenen Auge als Mittelstück vor der Brust.

Der aszetische Gesichtsausdruck und der verzückte Blick auf die Erscheinung der himmlischen Königin berechtigen den Künstler, unter dem Bild die Worte „Subtilia cernit“ (er schaut verborgene Tiefen) und darüber wegen der Gesamt-

bedeutung von Duns Skotus für das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens den Titel „Doctor Marianus“ zu schreiben. Ob dieser Stich mit der so vergeistigten Gestalt des Duns Skotus schon irgendwie in der ikonographischen Forschung veröffentlicht ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls findet sich im neuesten Lexikon der christlichen Ikonographie (W. Braunfels), Bd. 7, Freiburg 1974, Spalte 106/108 keinerlei Hinweis. Auf dem rahmenden Rundbogen sind in römischen Buchstaben folgende Worte zu lesen:

„Jo. Scotus Minorita Convent. obiit A. D. MCCCVIII eiusque Corpus Coloniae Agrippinae in ecclesia fratrum s. Francisci Min. Conv. honorifice conditur“,

zu deutsch: Der Minorit der Konventualen Joh. Skotus starb im Jahr des Herrn 1308; sein Leib wird zu Köln in der Kirche des hl. Franziskus, genannt Minoriten der Konventualen, in Ehrfurcht aufbewahrt“.

Die Bildseite vorliegender Skotusstudie mit dem Rundbild des verklärten Theologen wird von oben her mit einer Fülle von Lichtstrahlen umfungen, die von der Sonne ausgehen (männliches Gesicht), worüber ein Schriftband die Worte enthält „Nec pluribus impar“, was wohl besagen will, daß Duns Skotus als theologischer Lehrer anderen Gelehrten seiner Zeit nicht nachsteht. Unterhalb des Rundbildes finden sich in den Blattecken zwei Schwäne, die in ihren Schnäbeln ein Schriftband halten mit dem Text „Et profundissima rediviva triumphat“, welches Wort sich sicher auf den oberhalb des Gelehrtenkopfes genannten Ruhmestitel „Doctor Marianus“ bezieht und besagen will, daß Duns Skotus in seiner theologischen Forschung die tiefsten Gedanken Gottes (betr. Maria und ihrer Begnadung) zu neuer Geltung brachte. Auch der Sinn der Sternenkette mit dem allsehenden Auge um den Hals des Gottesgelehrten geht wohl in die gleiche Richtung. Teil I der vorliegenden Duns Skotusstudie will die philosophische Lehre dieses Franziskaners zur Darstellung bringen. Sie teilt sich in drei Abschnitte, nämlich 1. Logica Seite 1-46; 2. Physica (Naturphilosophie) Seite 47-326; 3. Metaphysica Seite 327-443.

Den hier dargestellten philosophischen Auffassungen von Johannes Duns Skotus, auf die hier einzugehen nicht Sinn dieser kleinen Studie ist, geht ein vierseitiger Widmungsbrief (epistola dedicatoria) voraus, dem fünf Schriftstücke folgen, die sich mit der Zensur der Schrift bis zu ihrer Drucklegung beschäftigen.

Seine Ausführungen über die philosophischen Lehren und Auffassungen von Johannes Duns Skotus hat der Verfasser, der Minorit Pater Geyß, seinem hochverdienten Mitbruder, P. Franz Hammer, gewidmet. Dieser stammte aus einer gut situierten, vermöglichen und angesehenen Würzburger Bäckermeistersfamilie. Er hatte noch einen Bruder, der ebenfalls Minorit wurde und als P. Anton Hammer sich große Verdienste um die sog. oberdeutsche oder Straßburger Minoritenprovinz sammelte (über diese Provinz s. K. Eubel, Geschichte der o. d. Min. Provinz, Würzburg 1886, die Namen all ihrer Klöster ebda S. 406 f.

der von den Minoriten betreuten Frauenklöster ebda S. 407 f. In vorliegender Studie werden nur die Klöster in Konstanz, Luzern, Maihingen, Überlingen, Viktorsberg und Würzburg berührt. Biogr. Notizen zu den Namen Wilhelm Geyß, Anton und Franz Hammer verdanke ich auch P. Meinrad Sehi vom Min.Konvent in Würzburg vom 5. 2. 83.)

P. Franz Hammer wird im Widmungsbrief als „AA. et ss. Theol. Doctor“ bezeichnet, er war somit Doktor der Philosophie und der Theologie. Vom 12. Januar 1696 an verwaltete er drei Jahre das Amt des Provinzials und hielt als solcher 1697 ein Provinzkapitel im Kloster Viktorsberg; er weilte außerdem zweimal in Italien in Assisi und Rom zum Generalkapitel. Das Würzburger Minoritenkloster hat er wiederholt als Guardian betreut. Er starb in Würzburg am 23./24. November 1723. Auf dem Provinzkapitel zu Maihingen/Ries am 26. Mai 1699 folgte ihm sein Bruder P. Anton als Provinzial nach. In der lateinischen Widmung zu Beginn des Widmungsbriefes wird P. Franz Hammer auch als „Pater provinciae“ und „diffinitor perpetuus“ bezeichnet, während ihn der Verfasser unserer Duns Skotusstudie noch besonders als seinen „patronus colendissimus“ nennt, der offenbar auch seinen Skotusstudien sehr gewogen war. In der eigentlichen Widmungsepistel nennt Pater Geyß den einstigen Provinzial als seinen, des Verfassers besonderen Förderer seiner Skotusstudien, gleichzeitig aber auch als den tüchtigsten unter seinen eigenen einstigen Schülern. Auch erwähnt P. Geyß, daß Pater Hammer zweimal, offenbar in zwei philosophischen Vorlesejahren, die Philosophie des Duns Skotus vorgetragen hatte; außerdem sei er zweimal in Würzburg und einmal in Regensburg als Guardian tätig gewesen, und habe wiederholt das Wort Gottes auf verschiedenen Kanzeln „famosissime“ verkündet.

Was wissen wir nun über den Verfasser dieses Duns Skotuswerkes? Von vornherein muß betont werden, daß mir keinerlei Erwähnung seiner Doppelschrift über die Philosophie oder Theologie von Johannes Duns Skotus (erschienen 1700 bzw. 1706) weder aus der Zeit, da diese Schriften im Druck erschienen noch aus neuerer Zeit, bekannt geworden ist.

P. Wilhelm Geyß, der Verfasser der doppelten Studie über die Philosophie wie über die Theologie des Johannes Duns Skotus, der vielleicht aus der Gegend um Maihingen stammte, wurde nach Eubel im Jahr 1683 in Freiburg/Schweiz, wo er sich im dortigen Minoritenkonvent aufhielt, zum Doktor der Theologie promoviert und zwar, wie eigens betont wird, in feierlicher Weise. Zuerst zeichnete er sich als Volksprediger aus, wofür Predigtsammlungen aus den Jahren 1694 und 1696 zeugen. Im Jahr 1700 ist er als Beichtvater und Seelsorger bei den ehrw. Frauen Klarissen im Kloster Valduna bei Feldkirch in Vorarlberg tätig. Als solcher wird er auch auf dem Titelblatt seiner Duns Skotusphilosophie bezeichnet. Anlässlich des Provinzkapitels wird er am 7. Mai 1702 im Kloster zu Überlingen zum Provinzial der oberdeutschen Minoritenprovinz gewählt. Er versah dieses Amt in üblicher Weise auf drei Jahre, bis zum 4. Mai 1705. Von

seinem Mitbruder, P. Hyazinth Pfister, Guardian im Kloster zu Überlingen, wird P. Geyß am 15. Oktober 1702 ausdrücklich als „de Maynga“ bezeichnet, womit ohne Zweifel der Ort Maihingen im Ries gemeint ist, wo die Minoriten der süddeutschen Straßburger Provinz seit 1607 im Besitz des einstigen, aber ausgestorbenen Brigittinnenklosters waren. Die Bezeichnung „de Maynga“ kann nun bedeuten, daß P. Geyß verwaltungsmäßig zum Konvent dieses Klosters gehörte, vielleicht aber auch, daß er dort im Ort selbst oder in der Nähe beheimatet war. So ließe sich auch sein Besuch in der nahen Abtei Neresheim unmittelbar nach seiner Wahl zum Provinzial noch leichter verstehen. Hier in Maihingen hatte er auch in den Jahren 1692 bis 1696 als Guardian gewirkt, wo er eine Sammlung von Predigten unter dem Titel „Minus de Minore“ herausbrachte.¹ Nach seiner Tätigkeit als Provinzial übernahm P. Geyß wieder die Stelle als Beichtvater in Valduna, wo er dann als „optime de provincia meritis“ am 20. Dezember 1711 starb und begraben wurde.

Seine Ausführungen über die philosophischen Anschauungen und Lehren des großen Mitbruders Johannes Duns Skotus müssen schon im Jahre 1698 im Manuskript vorgelegen haben. Denn am 25. März 1699 gab bereits P. Franz Hammer, damals Provinzial der oberdeutschen Minoritenprovinz, im Auftrag des Generalministers seines Ordens – es wird P. Vinzenz Coronelli gewesen sein, der uns später namentlich begegnet – die Erlaubnis zum Druck dieser Arbeit, wobei er betont, daß darin „selectiores et in scholis controversae magis Scoti sententiae enodantur“ (worum einige besonders ausgewählte, weil in den Schulen umstrittene Auffassungen des Duns Skotus dargelegt werden). Auf Grund dieser Äußerung erteilte dann der Bücherzensor und Rechtsberater des Fürstbischofs von Augsburg, der Kanonikus Franz Wilhelm Aymair bei St. Moritz in Augsburg, am 14. Januar 1700 die endgültige Erlaubnis zum Druck der Arbeit. Vorausgegangen aber war eine genaue und wiederholte Durchsicht des Werkes von P. Geyß durch drei seiner gelehrten Mitbrüder mit ihrer jeweils schriftlichen Äußerung über eine Veröffentlichung der philosophischen Studie. Es waren das

P. Hyazinth Pfister, Dr. theol., Sekretär der Straßburger Minoritenprovinz – 15. März 1699;

P. Bonaventura Abel, Dr. theol. Provinzdefinitior – 20. März 1699;

P. Viktor Halbeyen, Dr. theol. und „Custos lacus“; die am Bodensee, lacus Brigantinus, gelegenen Minoritenklöster, auch Seeklöster genannt, wurden von einem besonderen „custos“ (als Helfer des Provinzials) betreut, genannt

¹ Während seiner Tätigkeit als Provinzial hatte er auch die Freude, am 28. April 1705 das nach den Plänen von Minoritenbruder Ulrich Beer in Maihingen neuerrichtete Kloster in feierlicher Weise einzuweihen, wie Alfred Schröder schon 1929 in seinem Archiv für das Hochstift Augsburg Bd. VI/1929/Seite 632 zu berichten wußte.

Bodenseekustos, (s. Eubel a. a. O. S. 109 u. a., bes. auch S. 387 n. 6) – 16. März 1699.

Die Zeit, der philosophischen Gedankenwelt von Johannes Duns Skotus nachzugehen, sie gründlich zu erforschen und sachlich darzustellen – was bei der damaligen Quellenlage sicher mit manchen Schwierigkeiten verbunden war – und beim Druck zu überwachen, durfte Geyß während seiner Tätigkeit als Professor der Philosophie, vielleicht noch mehr während seines Aufenthalts im Klarissenkloster zu Valduna bei Feldkirch/Vorarlberg, wo er als Beichtvater und Seelsorger tätig war, gefunden haben. Denn die Einleitung bzw. die Widmung des gedruckten philosophischen Werkes ist erst vom Marienitag, den 25. März 1700, aus Valduna datiert.

Der zweite Teil des Neresheimer Duns Skotus-Bandes T 348 von P. Wilhelm Geyß beginnt, wie schon oben ausgeführt, mit dem gleichen Kupferstich des großen Franziskanergelehrten Duns Skotus, während der Titel dieses 2. Teiles nur auf das Wort „sententiae theologicae“ gegenüber „philosophicae“ des I. Teiles Wert legt. Doch ist das ganze Titelblatt des 2. und damit theologischen Teiles des Werkes von W. Geyß durch Verteilung von roten und schwarzen Druckfarben (15 Zeilen in schwarzer, 7 Zeilen in roter Farbe) bedeutend lebendiger gestaltet. Als Druckjahr ist für diesen zweiten und theologischen Teil das Jahr 1706 angegeben. Offenbar lag aber das Manuskript zu diesem zweiten Teil der Arbeit von P. Wilhelm Geyß bereits 1701 vor. Denn der damalige Generalminister des Ordens, P. Vinzenz Coronelli (über dessen hochinteressante und als Mathematiker wie als Kosmograph weitberühmte Persönlichkeit s. Chr. G. Jöcher, Allgemeines Gelehrtenlexikon I. Leipzig 1750, Spalte 2110 f.) gab schon am 4. August 1701 von Assisi aus zwei Theologiedoktoren seines Ordens die Weisung, die Schrift über die Theologie des Duns Skotus von P. Wilhelm Geys für einen eventuellen Druck zu prüfen. Den schriftlichen Auftrag zu dieser theologischen Überprüfung der Studie von P. Wilhelm Geyß erteilte namens seines Ordensgenerals der Ordenssekretär und Assistent des Generals, P. Dominikus Andreas Burghesius. Die beiden mit dieser Arbeit beauftragten Theologieprofessoren nahmen sich für die Überprüfung der Darstellung von P. Wilhelm Geyß ein volles Jahr Zeit.

Der eine, P. Hyazinth Pfister, Guardian im Kloster zu Überlingen, schrieb seine befürwortende Rezension am 15. Oktober 1702. Andreas Sartorius, Guardian im Kloster zu Konstanz, folgte ihm in ähnlicher Weise am 28. Oktober des gleichen Jahres. P. Wilhelm Geyß war inzwischen am 7. Mai 1702 auf dem Provinzkapitel im Kloster Überlingen für drei Jahre zum Provinzial der oberdeutschen Provinz erwählt worden (Eubel a. a. O. Seite 174 n. 70). P. Pfister hebt in seiner Beurteilung der Darstellung von P. Geyß hervor, daß er in dessen Ausführungen „nec quidquam aut sacrae orthodoxae fidei aut morum integritati adversans, imo potius tam clare ac perspicue subtilitates Scoticas enodatas comperi, ut nedum in Scoti palaestra enutritis prodesse, sed et aliis

forte minus bene de schola subtili sentientibus meliorem mentem ac lucem adferre valeant“ (zu deutsch: „daß er darin nichts gefunden habe, was dem rechten Glauben oder der Reinheit der Sitten zuwider wäre, daß vielmehr die feinen Lehrformeln des Skotus so klar und durchsichtig dargestellt sind, daß sie nicht nur denen nützen, die in der Schule des Skotus gebildet wurden, sondern auch jenen, die vielleicht weniger gut über die Geistesweisheit des Skotus urteilen, ein tieferes Verständnis vermitteln können“). P. Andreas Sartorius bemerkte in ähnlicher Weise, daß sich in der Schrift von P. Geyß nichts finde gegen den katholischen Glauben oder was die Anhänger (inhiatores) der Auffassungen des Duns Skotus vor den Kopf stoßen könnte; vielmehr könne die Schrift „ob claras elucidationes“ (wegen ihrer klaren Darstellung) „vere pretiosus“ (wirklich als wertvoll) bezeichnet werden.

Auf Grund dieser günstigen positiven Beurteilungen erteilte der bereits erwähnte Bischöflich Augsburgische Bücherzensor, Kanonikus Franz Wilhelm Aymair von St. Moritz, am 3. Oktober 1703 die Druckerlaubnis, wobei er – wohl auf Grund des eigenen Studiums der Schrift – von der „ausgezeichneten Methode und dem guten Stil („eleganti methodo ac rariori stylo elaboratus“) in der Darstellung von P. Geyß besonders beeindruckt war.

P. Wilhelm Geyß stammte, wie schon oben als Vermutung ausgesprochen wurde, aus Maihingen selbst oder aus der näheren Umgebung dieses Minoritenklosters, das nur wenige Stunden von der Benediktinerabtei Neresheim entfernt lag. In den Jahren 1692–1696 war er dort als Guardian tätig. Als solcher und dann als Provinzial hat er sicher mit dem damals in Neresheim regierenden Abt Simpert Niggel (1682–1706, gestorben 1711) in manchen Beziehungen gestanden, wie das auch unter dessen Nachfolgern der Fall war (vgl. hierzu meine frühere Studie „Die Abtei Neresheim und ihre Äbte des 18. Jahrhunderts im Licht der Klosterchroniken von Maihingen und Mönchsdeggingen, in: Der Daniel/Nördlingen 1979, Heft 3 Seite 9 ff.). Die hier verzeichneten Beobachtungen können gerade für die Jahre 1698 bis 1704 noch in mannigfacher Weise durch Niederschriften aus dem Tagebuch des Neresheimer Klostersekretärs Johannes Heyser (im Archiv der Abtei Neresheim I B 1,2 A) ergänzt werden. Hier heißt es u. a.:

„1698, 28. September. Heute kam P. Sebastian (Familiennamen ist nicht genannt) Ord. s. Franc. mit vier Studenten im Habit von Würzburg, hat hier übernachtet, um selbe nach Luzern in das Noviziat zu führen (nach Eubel a. a. O. Seite 170 n. 44/45 wurde auf dem Provinzkapitel zu Maihingen am 23. August 1625 die Verlegung des Noviziats der oberdeutschen Minoritenprovinz von Maihingen nach Luzern beschlossen).

1699, 13. März sind bei wildem Schneegestöber zwei Franziskaner-Barfüßer aus dem Elsaß über Mödingen (Maria-Mödingen mit Dominikanerinnenkloster unweit Dillingen) anhero kommen und den 14. nach Kapfenburg (mit Sitz einer Deutschordenskommende) abgeführt worden.

1699, 1. Juni hat man des allhiesigen Herrn Prälaten (Abt Simpert Niggel) 17. Elektionstag zelebriert und ist abends der Franziskanerprovinzial von Mayingen (Maihingen unweit Nördlingen im Ries) hier angelangt (es war das der soeben 26. Mai in Maihingen zum neuen Provinzial erwählte P. Anton Hammer, der leibliche Bruder des bisherigen Provinzials P. Franz Hammer; s. Eubel a. a. O. Seite 174 n. 69).

1699, 2. August sind Ihre Hochwürden und Gnaden der Herr Prälat (Simpert Niggel, von Neresheim) mit P. Lienhardt (P. Leonhard Haydt), seinem Koch, Kammerdiener und Reitknecht nach Mayingen auf das Fest Portiunkula abgereist.

1703, 2. Januar auf den Abend kommt P. (Wilhelm) Geis (fast immer „Geyß“ geschrieben), (neuer) Provinzial Ord. S. Franc., P. Jrenaeus Schwendimann als Sekretär bei sich habend, mit einem Bruder namens Friedrich hierher (Schwend. war im Jahr 1696 Guardian in Konstanz, ein tüchtiger Prediger, über ihn s. Eubel a. a. O. Seite 125). – Den 4. Januar ist Herr Provinzial wieder hinweg nach Giengen.

1703, 13. Januar auf die Nacht ist Fr. Albanus Mayr Ord. s. Franc., von Marktoffingen (bei Nördlingen) gebürtig, über Ulm aus der Schweiz hierherkommen und den 14. wieder nach Marktoffingen.

1703, 15. Januar ist ein Franziskanerbruder mit drei eingekleideten Studenten, welche in die Schweiz ad novitiatum (in Luzern) gehen, hier übernachtet (und am 16. wieder hinweg).

1703, 6. Mai ist ein Franziskaner von Mayingen namens P. Elektus hier übernachtet (Eubel a. a. O. Seite 321 Anm. 615 nennt nur *einen* P. Elektus Höhn, der 1687 im Maihingen als Guardian starb).

1704, 27. Juli ist P. Roman (Kienle, von der Abtei Neresheim) nach Deggingen (Abtei Mönchsdeggingen) geritten, um morgen (28. Juli) zu Mayingen (wo die Minoriten ein theologisches Studium besaßen) einer Disputation beizuwohnen. P. Kienle war zeitweilig als Professor der Philosophie und Theologie in den Klöstern zu Fultenbach, Irsee, Roggenburg (Prämonstratenser) und Neresheim tätig. Er stammte aus Augsburg, geb. 1654, gestorben Neresheim 1713.

1704, 7. September kommen P. Berchthold Brunner, Lektor zu Maihingen (bei Eubel nicht aufgeführt), dann Frater Ulrich von da (kommt bei Eubel nicht vor) neben Herrn Frater Martin von Deggingen (gemeint ist Frater Martin Lohr, der sicher 1705/06 in Maihingen Theologie studierte, s. P. Weißenberger, P. Otto Rittler von Mönchsdeggingen, ein Mönchsschicksal der Barockzeit, in: Studien und Mitt. z. Gesch. d. Bened. Ordens Bd. 72, München 1971, S. 193–227, hier S. 202 f.) in die Vakanz hierher.

1704, 9. September nachmittags sind Herr P. Lektor, dessen Bruder und Herr Frater Martin wiederum hinweg nach Deggingen gegangen.

Zur Zeit der Ausarbeitung seiner Duns Skotus-Studien weilte P. Wilhelm Geyß wenigstens zeitweilig, vor allem für seine philosophischen Darlegungen, in

Valduna. Dieses Kloster zählte zur sog. Bodensee-Kustodie (custodia lacus) der Minoriten; der Geist daselbst scheint ein hervorragender gewesen zu sein (vgl. LThK X², Freiburg 1965, Spalte 595; Näheres bei A. Ludewig, Das ehemalige Klarissenkloster in Valduna, Feldkirch 1922 und A. Borst, Mönche am Bodensee 610–1525, Sigmaringen 1978, Register unter „Valduna“, wenigstens 7 Hinweise).

P. Wilhelm Geyß ließ nach Beendigung seiner Tätigkeit als Provinzial auf die kleinere Studie über die philosophischen Anschauungen von Duns Skotus vom Jahr 1700 im Jahr 1706 eine weit längere wissenschaftliche Arbeit über die theologischen Aussagen von Johannes Duns Skotus folgen und zwar wieder im Verlag Bencard zu Augsburg-Dillingen. Während die erstere Studie seinem einstigen Schüler und Vorgänger im Provinzialat, P. Franz Hammer, gewidmet war – in seinem Dedikationsbrief spricht Geyß von P. Hammer als „tu omnium discipulorum quondam meorum exactissimus fueris“ – wurde sein theologisches Werk einem anderen geistlichen Würdenträger, dem regierenden Prälaten der nicht allzuweit vom Minoritenkloster Maihingen im Ries auf dem nahen Härtsfeld gelegenen Benediktinerabtei Neresheim, dem Abt Simpert Niggel (1682–1706, +1711) gewidmet. Gegenüber den rund 441 Seiten der Philosophie des Duns Skotus wuchs das theologische Werk auf nicht weniger als 750 Seiten an.

Wie schon erwähnt, dedizierte P. Geyß diese Schrift dem Neresheimer Abt, in der begründeten Hoffnung, daß dieser die Kosten für den Druck seiner noch ziemlich breiten Darstellung von über 700 Seiten wenigstens teilweise übernehmen könnte und wollte. Abt Simpert Niggel, der den gelehrten Provinzial wie das Minoritenkloster zu Maihingen schon lange kannte, hat sich offenbar dazu bereiterklärt. Er besaß (s. obige Notizen aus dem Neresheimer Tagebuch) ein großes Interesse für die scholastische Theologie, was aus den Bücherkäufen unter seiner Regierung leicht erwiesen werden kann, soweit sich Bücher mit seinem Wappen-Superlibrum noch in der Barockbibliothek zu Neresheim erhalten haben. Nur so wird es verständlich, daß Provinzial P. Geyß dem Neresheimer Abt seine theologische Skotusstudie mit einer pompösen Widmung übereignete und in seinem dreiseitigen Widmungsbrief (Dedicatio) wiederholt auf des Abtes Güte und Hilfsbereitschaft zu sprechen kam. War dieser Widmungsbrief letztlich doch nichts anderes als eine immer neue laudatio auf des Abtes Simperts vortreffliches Wirken innerhalb wie außerhalb seines Klosters. Die elfzeilige, echt barocke Widmung der Schrift an Abt Simpert Niggel hat folgenden Wortlaut:

„Reverendissimo ac Amplissimo/Domino, Domino/SIMPERTO/celeberrimi et antiquissimi ad SS./Udalricum et Afram monasterii/Neresheimensis Ord. S. Benedicti abbati vigi-/lantissimo/Sacrae Caesareae Majestatis Consiliario ac/Capellano perpetuo/Domino et Patrono suo gratioso“, (die letzte Zeile ist kursiv gedruckt wie auch die beiden ersten Zeilen dieser Widmung), zu deutsch:

„Dem hochwürdigsten und hochangesehenen Herrn, Herrn Abt Simpert, des weltberühmten und uralten Klosters der hl. Ulrich und Afra zu Neresheim im Orden des hl. Benedikt überaus wachsamen Abt, dem Rat Seiner Kaiserlichen Majestät und Erbkaplan, seinem Herrn und gütigen Wohltäter“.

Der anschließende Widmungsbrief selbst ist ein sehr liebenswürdiger Lobeshymnus auf die Persönlichkeit und das Wirken des Prälaten Simpert in Neresheim. Es ist darin die Rede von seiner klaren Stirn (*frontis amoenitas*), seinem freundlichen Auge (*hilaris oculus*), seiner bereitwilligen Geneigtheit, allen und jedem einzelnen Gutes zu tun (*voluntas omnibus et singulis benefaciendi propensissimus*), seiner Freundlichkeit in Wort und Tat (*affabilitas sermonum et actionum*); sein ganzes Wesen ist gegründet in einer liebenswürdigen Autorität (*in auctoritate familiarissima fundatum*); er ist den Seinen im Kloster ein bester Vater, seinen Untergebenen ein vertrauenvoller Oberer, für auswärtige und fremde Leute ein Helfer voll der Güte (*patronus gratiosissimus*). P. Geyß rühmt dem Abt Simpert ferner nach, daß er für seine entsagungsvolle Teilnahme an der so langen Fahrt des kaiserlichen Friedensbotschafters (des Grafen Wolfgang IV. von Oettingen-Wallerstein und Reichshofratspräsidenten) nach Konstantinopel mit der Ernennung zum kaiserlichen Rat und Erbkaplan belohnt worden sei. Auch habe er die Schulden, die seine Abtei von seinen äbtlchen Vorfahren her auf sich geladen hatte, abgetragen und das klösterliche Vermögen vermehrt. Weiter habe er seine Abteikirche mit goldenen und silbernen Gefäßen (Monstranz, Kelchen) bereichert, die Klosterbibliothek mit hervorragenden Werken ausgestattet und insbesondere auch die wissenschaftliche Arbeit bei den Seinen unter wirklich großen Ausgaben (*sumptibus magnificentissimis*) gefördert. Schließlich habe er das bisherige alte Kloster abgerissen und dafür ein vollkommen neues voll großer Schönheit errichtet. So hat sich Abt Simpert all den Seinen stets als bester Vater, wachsamer Oberer und Schutzherr in geistlichen wie in weltlichen Belangen erwiesen, so daß er sich nach dem Urteil aller den Namen eines zweiten Gründers der Abtei Neresheim verdient hat.

P. Wilhelm Geyß schließt seine Lobesepistel mit einem siebenfachen Gebetswunsch: der ausgezeichnete Prälat möge leben

„sospes in corpore	gesund am Körper
purus in anima	rein in der Seele
securus in pace	sorglos im Frieden
tranquillus in adversis	ruhig in Heimsuchungen
felix in regimine	glücklich in seiner Regierung
longaevus in annis	langlebig an Jahren
et beatus aeternum in coelis	selig für immer in den Himmeln“.

Dieser frommen Widmungsepistel voll Dankbarkeit werden noch die vier oben genannten und in ihrem Inhalt bereits wiedergegebenen Schreiben im Druck angefügt, die uns über den Weg zur Drucklegung der Geyß'schen Schrift über

die theologischen Anschauungen von Johannes Duns Skotus näheren Aufschluß geben, nämlich die Schreiben

1. des Generalministers P. Vinzenz Coronelli bzw. seines Sekretärs P. Dominikus Andreas Burghesius aus Assisi vom 4. August 1701;
2. des Guardians von Überlingen, P. Hyazinth Pfister, vom 15. Oktober 1702;
3. des Guardians von Konstanz, P. Andreas Sartorius, vom 28. Oktober 1702
4. die Druckerlaubnis des Bücherzensors des Fürstbischofs von Augsburg, des Kanonikus vom Stift St. Moritz in Augsburg, Franz Wilhelm Aymair, vom 3. Oktober 1703.

Schließlich fügt der Verfasser, P. Wilhelm Geyß, dem Widmungsbrief noch ein freundliches Wort (*verbum familiare*) von zwei Seiten Länge (eine Art „*captatio benevolentiae*“) vor allem für jene Theologen an, die mit den Gedanken des Duns Skotus nicht einverstanden sind; er empfiehlt ihnen das Studium seiner Darlegungen, die er auf Grund von Skotus Hauptwerk, seinen vier „*libri sententiarum*“ (die heute als hauptsächliches Eigengut des Johannes Duns Skotus angesehen werden, vgl. Balic, in: LThK 3², 1965, Sp. 605 und Dettloff in TRE 9, 1982, S. 219) geschrieben hat. In Kontroversfällen richtet sich Geyß in seinen Darlegungen nach dem damals als besten Kenner des Skotus anerkannten P. Bartholomäus Mastico von Meldula.

Was nun diese, dem Abt Simpert Niggel, dem Erbauer des Barockklosters auf dem Ulrichsberg zu Neresheim gewidmete Duns Skotus-Studie aus dem Druckjahr 1706 besonders auszeichnet und diese auch für die heutigen Mönche und Besucher der Benediktinerabtei Neresheim bedeutsam und überaus wertvoll macht, ist der diesem zweiten Teil der Geyß'schen Skotusstudien beigegebene, gut erhaltene, einzigartige und bisher völlig unbekannte Kupferstich der Abtei Neresheim, der von zwei schwäbischen Künstlern gestaltet wurde, und der wohl auch dem Meister Dominikus Zimmermann bei der Ausgestaltung des Festsaals der Abtei Neresheim vorgelegen hat, als dieser (1720) daselbst die Wandstuckbilder mit den Benediktinerklöstern der Augsburger Kongregation vom Hl. Geist gestaltete, worunter auch die Abtei Neresheim in der Mitte der Nordseite aufscheint.

Nach den am unteren Rand des neuentdeckten Neresheimstichs vom Jahr 1706 (33 cm hoch, 22 cm breit) gedruckten Namen hat ein bisher für uns unbekannter Künstler, namens Raphael Simon, den Stich gezeichnet. Dieser Zeichner kommt im Künstlerlexikon von Thieme-Becker nicht vor. Auch in den bayrischen Kunstdenkmälerbänden von Dillingen, Donauwörth oder Nördlingen wird er nicht aufgeführt; auch in Augsburg selbst ist er nicht bekannt.

Simon's Zeichnung wurde von dem Augsburger Kupferstecher Jeremias Kilian gestochen. Nach dem eben genannten Künstlerlexikon lebte dieser in den Jahren 1665–1730. Sein Werk ist noch wenig bekannt; erwähnt werden von ihm Porträts wie auch Illustrationen zu Lebensbeschreibungen u. ä. Er hat mit der

Neresheimer Klosteranlage sicher einen Kupferstich von hohem Seltenheitswert und eindrucksvoller Schönheit geschaffen. Es ist bisher der einzige Kupferstich, der uns über Neresheim und sein Kloster aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts überkommen ist. Er fällt somit in die Zeit, da auf dem Ulrichsberg zu Neresheim der Klosterbau der romanischen Gründungszeit samt dem spätgotischen Kreuzgang (aus der Zeit des Abtes Vinsternau 1510/29) unter Abt Simpert Niggel schon größtenteils abgerissen und beseitigt war, wogegen dieser eine prachtvolle frühbarocke Klosteranlage hatte erstehen lassen. Die romanische, in die Gründungszeit Neresheims zurückreichende dreischiffige Basilika ist damals im wesentlichen noch erhalten geblieben, allerdings an der Fassade mit einem hohen Renaissancevolutengiebel samt einem Renaissanceportal darunter versehen. Weiterhin bleibt auch vorerst noch unbekannt, wie damals die Chorpartie der Klosterkirche, von Osten her gesehen, sich gezeigt hat. Auch die sogenannte Prälatur, der älteste Bauteil der Klosteranlage, war mit einem Volutengiebel und zwei Ecktürmchen versehen. Der ganzen westlichen Fassade entlang lief noch eine verhältnismäßig breite Freiterrasse, während die Mitte der Klosterfassade mit drei Fensterachsen vorgezogen erscheint, wie das auch noch auf dem Stuckfresko im Zimmermannsaal zu sehen ist. Zwischen dem Barockkloster und dem Prälaturbau wird nur ein leichter freier Übergang ohne Untermauerung sichtbar, während ein Terrassengang, wie ein solcher am Zimmermannprospekt an der Südseite der Klosteranlage sichtbar wird, auf unserem Kupferstich noch nicht in Erscheinung tritt. Beide Terrassenbauten wie auch die Umwandlung des Mittelrisalits an der Westseite des barocken Klosterbaues muß unter Abt Aurelius Braisch vor sich gegangen sein (vgl. hierzu die Einzelheiten bei P. Weißenberger, Baugeschichte der Abtei Neresheim, Stuttgart 1934, Seite 62 f.), weshalb der Konvent auf seinem Rücktritt (1755) bestand. Auch der heutige einfache Aufgang zum Klosterinneren wurde damals gebaut, während die Gestaltung des untersten Teiles der westlichen Klosterfassade nach Beseitigung der Freiterrasse übersehen wurde und bis heute unterblieben ist, was den Eindruck der sonst so prächtigen Fassade der Westseite des Klosters ohne Zweifel beeinträchtigt, und durch das Anbringen des Braisch'schen Abtswappens über dem Kellereingang am Treppenaufgang nicht benommen wird. Nach dem Kupferstich von 1706 scheint vom Giebel des Kirchenportals damals eine hohe stehende Madonna begrüßt zu haben.

Im Klosterplan sind Kirchenfassade, Turmkuppel und Chorschluß jeweils mit einem Doppelkreuz gekrönt, was aber kaum einen tieferen kirchenrechtlichen Sinn ausdrücken will. Auf dem freien Binnenhof zwischen der Klosterfassade und dem unteren Wirtschaftshof steht in unserem Klosterplan eine Brunnenkapelle, daneben wohl eine offene Viehtränke. Auf dem Zimmermannstuckfresko seines Festsaales ist diese Brunnenkapelle verschwunden (der Schacht dazu besteht noch heute); dafür steht weiter oben vor der Klosterfassade ein offener Brunnen mit einer Barockfigur (s. hierüber P. Weißenberger,

Baugeschichte der Abtei Neresheim, Stuttgart 1934, Seite 60 und Abb. 4/5).

Ob die Wirtschaftshofbauteile wirklich so viele Fenster besaßen, wie sie unser Kupferstich aufweist, mag dahingestellt bleiben. An der nordwestlichen Ecke des Wirtschaftshofes steht in unserem Kupferstich noch ein Türmchen, das Dominikus Zimmermann nicht mehr kennt, während am Studentenbau nördlich des Kirchturms noch ein Ausbau sichtbar wird, der wohl für die Studenten des Klostergymnasiums oder für Klosterbedienstete verwendet wurde. Die vier unteren Stockwerke des Turmes sind wie heute noch quadratisch, die oberen Teile achteckig errichtet. Der ganze Klosterbezirk war zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch mit einer langen Mauer samt vielen Schießscharten umfungen, von der heute im Norden noch einige zerfallende Reste sichtbar sind.

Über der Klosteranlage schwebt das von einer Mitra bekörnte Wappen des Abtes Simpert Niggel: ein rechtssteigender Vogel Greif mit einem dreiblättrigen Kleeblatt in den vorderen Fängen. Es wird von zwei beflügelten Putten gehalten, während der auf der rechten Seite (vom Beschauer her gesehen) einen barocken Abtsstab mit prächtiger Krümme in der Linken hält. Über dem Klosterplan samt Wappen zieht sich ein flatterndes Schriftband mit den Worten: „Gra. Simpertus – Anagr. est primus“. Was diese hier gebrauchten Begriffe „Gra. und Anagr.“ bedeuten wollen, ist nicht ohne weiteres klar. Wahrscheinlich sollen sie die griechischen Worte „gramma“ und „anagramma“ besagen, wobei dem ersten Wort (Simpertus) ein Sinn oder Inhalt gegenübergestellt wird, indem sich im Widmungsschreiben eine breite Erklärung anschließt, die die Aussage „est primus“ zu erläutern sucht (vgl. hiezu A. Bacci, *Varia latinitatis scripta I*³, Rom 1955, Seite 36).

Was unserem Neresheimer Kupferstich vom Jahre 1706 noch einen besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß seine rechte Seite die stehende Gestalt des Abtes Simpert Niggel in langer türkischer geistlicher Kleidung einnimmt. Er hält ein Buch (Regel des hl. Benedikt?) in Händen, trägt einen Turban auf dem Kopf und tritt aus einem mit einem Federbusch gekrönten Zelt oder Baldachin hervor; er weist auch einen Schnurbart auf, was damals in der schwäbischen Benediktinerkongregation üblich war (vgl. *Statuta Congr. Aug. Bened. 1699*, Pars IV Kap. 3 § 5 n. 4). Mit seiner Rechten weist er auf die von ihm erbaute Barockabtei Neresheim hin. Sein Gewand erinnert den Beschauer an seine in den Jahren 1699–1701 als geistlicher Begleiter des kaiserlichen Großbotschafters, des Grafen Wolfgang IV. von Oettingen-Wallerstein vorgenommene langwierige, aber gesegnete Reise an die Ottomanische Pforte in Konstantinopel, die ihm und seinen Nachfolgern auf dem äblichen Stuhl den Titel eines kaiserlichen Rats und Erbkaplans einbrachte.

Was die Wiedergabe der Persönlichkeit des Abtes Simpert Niggel betrifft, so ist diese Abbildung zur Zeit die einzige, welche von ihm in Neresheim vorhanden ist und ebenso die einzige, welche an das einmalige Ereignis seiner Reise nach Konstantinopel erinnert. Über diese Fahrt selbst orientiert neben

einer ausführlichen gedruckten Reisebeschreibung aus dem Jahr 1701 (Augsburg, Verlag G. Schlüter; 14 + 359 Seiten) und zwei Handschriften (einer deutschen und einer lateinischen) in Kürze V. von Volckamer, f. Oetting. Wallerstein. Bibliothekar und Archivrat auf Schloß Harburg, in der Zeitschrift „Der Daniel“, Jg. 2/1966, Heft 5 S. 9–14 und Heft 6 S. 3–8. Einen weiteren Quellenbericht von mir über Abt Niggel's Tätigkeit als Bauherr der Abtei Neresheim in der Barockzeit wie über die vorgenannte Reise nach Konstantinopel siehe Heft 10 der Zeitschrift „Pro Neresheim“ (für Freunde des Vereins zur Erhaltung von Kloster und Abteikirche zu Neresheim) S. 26 ff. Eine weitere Studie über Abt Simpert Niggel als Förderer der Klosterbibliothek in Neresheim (rund 70 bedeutsame Werke mit dem Superlibrum-Wappen des Abtes, vielfach als Herzschild in einem großen goldenen Wappen- und Heiligenschild des Klosters, nachweislich schon 1584 ohne irgend ein äbtlisches Herzschild gebraucht) ist in Vorbereitung.

Barockmalerei aus der Kunstsammlung des Priesterseminars

Von Karl Kosel

Die Geschichte der Kunstsammlung des Priesterseminars der Diözese Augsburg ist bis heute nicht erforscht und daher auch nicht geschrieben. Eine der wesentlichsten Ursachen hierfür dürfte darin zu erblicken sein, daß in Dillingen als dem Sitz der philosophisch-theologischen Hochschule und des Priesterseminars eine museale Aufstellung der Kunstsammlung nie ernsthaft in Betracht gezogen wurde. Damit war eine Entwicklung vom Museum des Priesterseminars zum Diözesanmuseum, wie sie in Freising erfolgte¹, von vornherein ausgeschlossen. Die Entwicklung der Kunstsammlung des Priesterseminars in Dillingen und des Diözesanmuseums in Augsburg, das in den Räumen des städtischen Maximilianmuseums untergebracht wurde, verlief daher getrennt. Diese Trennung war offenbar die Ursache, daß die Existenz dieser Kunstsammlung bis in die jüngste Vergangenheit der Öffentlichkeit und der Forschung unbekannt blieb. Erst die Entdeckung der Assistenzfiguren von Georg Petels Kreuzigungsgruppe aus dem Augsburger Hl.-Geist-Spital im Zusammenhang mit der Inventarisierung der Kunstdenkmäler der Stadt Dillingen und ihre Veröffentlichung im Jahre 1964 warf ein überraschendes Schlaglicht auf die Bedeutung der Kunstsammlung, die hinter den Mauern des Dillinger Priesterseminars verborgen war². Seither sind einige bedeutende Kunstwerke dieser Sammlung in Ausstellungen gezeigt worden und haben aus diesem Anlaß eine wissenschaftliche Würdigung erfahren: z. B. die Taufe Christi von Lambert Sustris und die hl. Cäcilia mit weiblichen Heiligen von Peter Candid³. Die Lückenhaftigkeit des Sammlungsinventars im Kunstdenkmälerband der Stadt

¹ Sigmund Benker und Peter Steiner, Diözesanmuseum der Erzdiözese München und Freising, Bildheft 1 (= Schnells Kunstführer 1022). München-Zürich 1974. S. 2.

² Kunstdenkmäler von Bayern, Schwaben VI: Werner Meyer und Alfred Schädler, Die Stadt Dillingen a. d. Donau. München 1964, S. 401ff., Abb. 324–327 – Theodor Müller und Alfred Schädler, Georg Petel, München 1964, S. 35, Abb. 50–53.

³ Ausstellungskatalog „Welt im Umbruch. Augsburg zwischen Renaissance und Barock“, Augsburg 1980, Band II, S. 134f., Nr. 481 m. Abb. – Ausstellungskatalog „Wittelsbach und Bayern“ II/2. Um Glauben und Reich. Kurfürst Maximilian I.“ München 1980. S. 528ff., Nr. 860 m. Abb.

Dillingen veranlaßte den derzeitigen Regens des Priesterseminars, H. H. Rudolf Kopold, zusammen mit dem Verfasser ein vollzähliges Inventar der Kunstsammlung und eine photographische Dokumentation anzulegen, die eine Grundlage für die weitere bistumsgeschichtliche und kunstwissenschaftliche Erschließung dieser weitgehend unbekanntenen Kunstwerke bildet. Mit Freude denke ich an die vielen Stunden und Tage gemeinsamer Arbeit und an die interessanten Gespräche zurück und möchte es daher nicht versäumen, H. H. Regens Kopold an dieser Stelle für die gastfreundliche Aufnahme in seinem Hause aufs herzlichste zu danken.

Die erste Veröffentlichung über die Kunstsammlung des Priesterseminars, der an dieser Stelle in den nächsten Jahren weitere folgen sollen, befaßt sich vorwiegend mit Werken, die geschichtlich und thematisch in unmittelbarer Beziehung zur Geschichte des Hauses stehen. Die erste Gruppe, die als Grundstock der Kunstsammlung bezeichnet werden kann, umfaßt diejenigen Kunstwerke, die mit dem Gründer des Priesterseminars, Kardinal Otto Truchseß von Waldburg (1543–73), in direktem Zusammenhang stehen:

1. Bildnis Kardinal Otto Truchseß von Waldburg, Brustbild. Öl/Holz, 70 × 61 cm. Wohl Mitte 17. Jh.⁴
2. Taufe Christi im Jordan. Öl/Lw., 126 × 236 cm. Auf dem Felsen unterhalb des hl. Johannes des Täufers bez.: Lambertto de Amsterdam pinxit. Kopie nach dem Gemälde gleichen Themas von Lambert *Sustris* (Caen, Musée des Beaux-Arts, Inv. Nr. 142), um 1548. Das Originalgemälde zeigt rechts unten die Darstellung des Pelikans, der sich die Brust aufreißt, um mit seinem Blut seine Jungen zu nähren. Darüber die Devise Kardinal Ottos: Sic his, qui diligent⁵.

Das Verhältnis der Dillinger Kopie zum Original der „Taufe Christi“ ist noch nicht befriedigend geklärt und ein endgültiges Urteil könnte erst nach einer eingehenden maltechnischen Untersuchung abgegeben werden. Da aber beinahe auf der ganzen Malfläche keine Fehlstellen und Übermalungen – evtl. mit Ausnahme des oberen Bildrandes – festzustellen sind, kann die Authentizität der Signatur als gesichert gelten. Dies bedeutet, daß auch die Kopie in der Werkstatt von Lambert *Sustris* entstanden ist und vom Künstler durch die Signatur als dem Original entsprechend gekennzeichnet wurde. Da das heute in Caen befindliche Gemälde durch das Sinnbild und die Devise als persönliches Eigentum des Kardinals Otto Truchseß von Waldburg ausgewiesen ist, könnte die Kopie als Geschenk des Gründers an das Priesterseminar in Dillingen

⁴ KD Stadt Dillingen, S. 390, Nr. 1.

⁵ KD Stadt Dillingen, S. 396, Nr. 35. – Eine weitere Fassung der „Taufe Christi“ von Lambert *Sustris* (Öl/Lw., 95 × 153 cm) befand sich 1970 bei Julius Böhler, München. Gütiger Hinweis von Herrn Dr. Heinrich Geißler, Staatsgalerie Stuttgart, dem ich für die Überlassung der Unterlagen sehr herzlich danke.

gelangt sein. In diesem Zusammenhang ist auf die Schenkungen Kardinal Ottos an die dem hl. Hieronymus geweihte Kapelle des Konvikts zu verweisen⁶. Eine spätere Entstehung des Gemäldes nach dem Tod Kardinal Ottos ist auf Grund seiner typisch manieristischen Malweise mit Sicherheit auszuschließen.

Eine zweite Gruppe steht in Verbindung mit der Persönlichkeit des „zweiten Gründers“ der Universität und des Priesterseminars, Bischof Heinrich von Knöringen (1599–1646):

1. Bildnis Bischof Heinrich von Knöringen, Brustbild. Gegenstück zum Bildnis Kardinal Ottos (Nr. 1). Öl/Holz, 71,5 × 61 cm. Schule Matthäus Gundelach (?), 1. Hälfte 17. Jh.⁷
2. Bildnis des Kardinals Hl. Robert Bellarmin (1542–1621), am Schreibtisch sitzend. Öl/Holz, 71,5 × 69,5 cm. Nach 1621. (Abb. 24)⁸
3. Hl. Hieronymus als Einsiedler. Öl/Alabaster, 36,5 × 27,5 cm. Johann König (1586–1642) zuzuschreiben, um oder vor 1607 (Abb. 23)⁹.

Erhebliches künstlerisches Interesse darf das kostbare Alabastertäfelchen mit der Darstellung des Seminarpatrons St. Hieronymus beanspruchen. Die Feinheit dieses kleinformatigen Kabinettbildes weist es als Geschenk eines hochgestellten Kunstkenners und Kunstsammlers aus. Das Kreuz, das der heilige Einsiedler in der linken Hand hält, weist auf das Patrozinium der Konviktskapelle hin, die dem Hl. Kreuz und dem hl. Hieronymus geweiht war¹⁰. Die Weihe dieser Kapelle am 30. September 1607, dem Fest des hl. Hieronymus, durch Bischof Heinrich von Knöringen legt den Schluß nahe, daß der Bauherr aus diesem Anlaß diese Kostbarkeit dem Priesterseminar schenkte¹¹. Die führenden Augsburgsburger Meister auf dem Gebiet der Kabinettbilder und Kunstkammerstücke im 1. Viertel des 17. Jahrhunderts waren Anton Mozart (1573–1625) und Johann König. Die unmittelbare Verwandtschaft der Engels-

⁶ Friedrich Zoepfl, Geschichte des Bistums Augsburg und seiner Bischöfe, Band II: Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Reformationsjahrhundert, München-Augsburg 1969, S. 277.

⁷ KD Stadt Dillingen, S. 390, Nr. 2, Abb. 299. – Ausstellungskat. „Die Jesuiten und ihre Schule St. Salvator in Augsburg 1582“, S. 121, Nr. 83.

⁸ Eindeutige Identifizierung durch H. H. Pater Hans Grünewald SJ, München. Das Wappen mit den 6 Tannenzapfen übereinstimmend mit demjenigen auf dem ursprünglichen Grabdenkmal in Il Gesù, Rom (Abb. bei: Maurizio u. Marcello Fagiolo dell' Arco, Bernini, Roma 1967, Nr. 21). Brustbild des schreibenden R. B. mit Büchern völlig identisch mit dem Stich von Anton Wierx (Walter Brandmüller, Galilei und die Kirche oder Das Recht auf Irrtum, Regensburg 1982, Abb. S. 117. – Vgl. F. Tschochner, in: Lexikon der christlichen Ikonographie 8, 1976, Sp. 273). – Die irrtümliche Identifizierung mit Kardinal Otto Truchseß v. Waldburg aus der älteren Literatur übernommen bei: KD Stadt Dillingen, S. 396, Nr. 28, Abb. 298; F. Zoepfl, a. a. O., S. 457; Ausstellungskat. „Die Jesuiten und ihre Schule St. Salvator in Augsburg 1582“, Augsburg 1982, S. 93f., Nr. 18.

⁹ In KD Stadt Dillingen nicht aufgeführt.

¹⁰ Thomas Specht und Andreas Bigelmair, Geschichte des Bischöflichen Priesterseminars Dillingen a. D. 1804–1904, Augsburg 1928. S. 54.

¹¹ Specht – Bigelmair, a. a. O., S. 54.

gruppe mit einer solchen auf dem für Johann König gesicherten Gemälde der „Flucht nach Ägypten“ (Esztergom, Christliches Museum. Nr. 55.406) rechtfertigt die Zuschreibung des Dillinger Gemäldes an Johann König¹². Die Malweise des Dillinger Täfelchens ist durch eine ausgeprägte graphische Technik gekennzeichnet und besitzt an den Nähten der Alabasteräderung den Charakter einer Federzeichnung, die mit den Gestaltungsmitteln des Miniaturmalers die natürliche Marmoräderung zu einem teils abstrakten, teils naturhaften Kompositionssystem zusammenfaßt. Bei genauer Betrachtung stellt man fest, daß nur der kleinere Teil der Bildfläche bemalt ist, während der größere Teil im Naturzustand belassen wurde. Die spitzpinselig aufgetragenen Schraffuren als kontrastierendes Kompositions- und Farbelement rufen den Eindruck einer Raumandeutung in einer Landschaft hervor, die im Urzustand oder erst im Entstehen begriffen ist: Natur und Kunst als Grundmodell der werdenden Schöpfung. Dieser urweltliche Eindruck verbindet sich mit dem Bild der Höhle als Behausung des Einsiedlers und als Ort seiner persönlichen Begegnung mit dem Schöpfer und der Schöpfung. Der kaum unterscheidbare Übergang von Natur und Kunst zeigt sich vor allem bei der Wolke, über der die beiden Engel mit dem Kardinalshut des hl. Hieronymus schweben. Die Konturen der Wolke schließen sich in Linienführung und Rhythmus völlig der Marmoräderung an, so daß die Übergänge zwischen irdischem und himmlischem Bereich fließend gestaltet sind. Die dadurch erzielte räumliche Einheit von Himmel und Erde verdichtet sich im ornamental fließenden Liniengefüge zum Urbild der Schöpfungslandschaft, das sich dem geistigen Auge des Einsiedlers offenbart. Die Einheit von Himmel und Erde in ihrer ursprünglichen Schöpfungsharmonie wird zum Spiegelbild des Einsiedlers, der in der Einsamkeit das Einswerden mit der Schöpfung und dem Schöpfer sucht. Diese Synthese von Natur und Kunst zum Urbild der Schöpfungslandschaft zeigt in der Naturauffassung barocke Wesenszüge, deren Voraussetzungen im Florentiner Marmorosaik des 16. Jahrhunderts geschaffen wurden. Seine frühesten Auswirkungen auf deutschem Boden erscheinen in der Ausstattung der Reichen Kapelle der Münchner Residenz (geweiht 1607) und in den Beständen der Kammergalerie des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern, die auch Gemälde von Johann König und Anton Mozart enthielt¹³. Im Vergleich zur außerordentlich detaillierten Malweise

¹² Ausstellungskat. „Augsburger Barock“, Augsburg 1968, S. 123 (Biographie Königs). – Öl/Marmor, 18 × 35 cm. A. Czobor, Zwei unbekannte Bilder des Johann König: Pantheon 18, 1960, S. 25ff. Für diesen wichtigen Hinweis bin ich Herrn Dr. Gode Krämer, Städtische Kunstsammlungen Augsburg, zu herzlichem Dank verpflichtet.

¹³ Herbert Brunner, Die Kunstschatze der Münchner Residenz. Hsg. v. Albrecht Miller. München 1977, S. 177. – Monika Bachtler – Peter Diemer – Johannes Erichsen, Die Bestände von Maximilians I. Kammergalerie. Das Inventar von 1641/1642: Quellen und Studien zur Kunstpolitik der Wittelsbacher vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, hsg. v. Hubert Glaser (= Mitteilungen des Hauses der Bayerischen Geschichte I), München 1980, S. 218, Tafel I.

Königs in seiner römischen Zeit (1610–13), wie sie in seiner Miniatur „Orpheus unter den Tieren“ von 1613 (München, Residenz, Herzkabinett) erscheint¹⁴, vertritt der Dillinger Hieronymus eindeutig eine frühere Entwicklungsphase. Die Bedeutung dieser Gattung der Kabinetmalerei, die Formelemente des Florentiner Marmormosaiks aufnimmt und zur unmittelbaren Verschmelzung von Natur und Naturdarstellung führt, zeigt sich vor allem in den Auswirkungen auf die Scagliolamalerei, deren früheste Exemplare ebenfalls in der Ausstattung der Reichen Kapelle (1632) auftreten¹⁵. Ihre Auswirkungen reichen über die Scagliolaplaten im Chorgestühl der Kemptener Lorenzkirche (um 1666–70) bis zu den Arbeiten Dominikus Zimmermanns im 1. Viertel des 18. Jahrhunderts¹⁶. Ein Vergleich des Dillinger Hieronymusbildes mit einer Landschaftsszenerie aus einem Scagliola-Antependium Dominikus Zimmermanns in der Wallfahrtskirche Biberbach (1712/13) erweist die erstaunlich engen Zusammenhänge in der Naturdarstellung, die über den Abstand von einem Jahrhundert hinweg in dieser Kunstgattung wirksam sind (Abb. 25)¹⁷.

Die Kunstwerke aus der Regierungszeit des Bischofs Johann Christoph von Freyberg (1665–90) stellen ein getreues Spiegelbild der damaligen Ausstattungstätigkeit in der Studienkirche und der daran beteiligten Meister dar. Johann Heinrich Schönfeld und Johann Christoph Storer sind mit eigenhändigen Werken bzw. solchen aus ihrem Schülerkreis und ihrer Nachfolge, u. a. von Johann Georg Melchior Schmidtner, vertreten¹⁸. Drei Gemälde bekunden ihren unmittelbaren Zusammenhang mit dem Priesterseminar durch Ansichten des Konvikts vor dem Neubau der Universität (1688/89) unter Bischof Johann Christoph von Freyberg¹⁹.

1. Haupt des hl. Johannes des Täufers, sog. Johannesschüssel. Öl/Lw., 46 × 58 cm. Johann Heinrich *Schönfeld* (1609–84) zuzuschreiben, um 1680–84²⁰.
2. Der hl. Stanislaus Kostka rettet das Konvikt durch seine Fürbitte aus Feuersnot. Öl/Lw., 151 × 100 cm. Werkstatt von Johann Christoph *Storer* (um 1620–71), um 1660²¹.

¹⁴ Brigitte Volk-Knüttel, Maximilian I. von Bayern als Sammler und Auftraggeber. Seine Korrespondenz mit Philipp Hainhofer 1611–1615: Quellen und Studien zur Kunstpolitik der Wittelsbacher, S. 91 f.

¹⁵ H. Brunner, a. a. O., S. 177.

¹⁶ Hugo Schnell, Stadtpfarrkirche St. Lorenz Kempten (= Schnells Kunstführer 423), München-Zürich³ 1971, S. 14.

¹⁷ Hugo Schnell, Die Wies. Ihr Baumeister Dominikus Zimmermann, Leben und Werk. München-Zürich 1979, S. 17.

¹⁸ Julius Schöttl, Studienkirche Dillingen a. d. D. (= Schnells Kunstführer 258), München-Zürich³ 1970, S. 13 f.

¹⁹ KD Stadt Dillingen, S. 362 ff.

²⁰ KD Stadt Dillingen, S. 397, Nr. 51 (Süddeutsch, 17. Jh.).

²¹ KD Stadt Dillingen, S. 397, Nr. 42, Abb. 310.

3. Die Muttergottes überreicht dem hl. Antonius von Padua das Jesuskind; im Hintergrund Ansicht des Konvikts. Gegenstück zu Nr. 2. Öl/Lw., 150 × 108 cm. Werkstatt von Johann Christoph Storer, um 1660²².
4. Hl. Joseph mit dem Jesuskind und den Erzengeln Michael, Raphael und Gabriel; unten Hofansicht des Konvikts. Ehemals Seitenaltargemälde in der Hauskapelle des Priesterseminars. Öl/Lw., 173 × 118 cm. Johann Georg Melchior Schmidtner (1625–1705) zuzuschreiben, um 1685–87²³.

Den höchsten künstlerischen Rang nimmt das Gemälde mit der faszinierenden Darstellung des Totenantlitzes Johannes des Täufers ein, eine außerordentlich subtile Malerei, die deutlich die Meisterhand Johann Heinrich Schönfelds erkennen läßt (Abb. 26). Die stilllebenartig arrangierte Komposition variiert in ihren Diagonalachsen die Grundrichtungen: die Querachse im Haupt des Täufers, die Höhenachse im Kreuzstab mit dem Inschriftband „Ecce Agnus Dei“, die Tiefenachse mit der Seitenkante des profilierten Sockels, auf dem die Schüssel mit dem Johanneshaupt liegt. Die Betonung der Kompositionsgrundlinie durch die Vorderkante des Sockels in mehreren tiefenräumlichen Ebenen bildet die Grundlage für die Richtungsgegensätze der Diagonalen in der Höhen- und Tiefendimension, die in den beiden Achsen des Kreuzstabes zusammengefaßt werden, und ermöglicht dadurch die Anhebung der Grundfläche auf eine gleichsam schwebende Ebene in Höhe der Mittelquerachse. Der schwebende Charakter der angehobenen Bildgrundfläche erfährt eine Steigerung zu visionärer Wirkung in der querovaloiden Komposition der Schüssel mit dem Johanneshaupt, die über die Grundebene erhoben ist, und der spiegelbildlich korrespondierenden Schleife des Inschriftbandes. Als Gegengewicht zur Diagonale des Kreuzstabes in der rechten oberen Ecke erscheint in der linken unteren Bildecke ein reich gemustertes Tuch in diagonaler Drapierung, die in der vordersten Bildebene die diagonalen Hauptachsen der tiefenräumlichen Komposition nochmals anklingen läßt. Die Vielschichtigkeit und Kompliziertheit der räumlichen Beziehungen in und zwischen den Bildebenen wird durch die große Form der schwebenden ovaloiden Komposition in einem ebenso differenzierten wie gelösten Gleichgewicht gehalten, das die Abgelöstheit der ewigen Ruhe und des visionären Zustandes wunderbar zum Ausdruck bringt. Die Ausgewogenheit und Differenziertheit, die vor allem mit kompositorischen Mitteln erzielt wird, trägt deutliche Züge des Spätstils und wird durch die Konzentration der Farbskala auf den goldbraunen Boluston noch verstärkt. Dieser farblichen Beschränkung entspricht eine solche der Beleuchtung, die sich ausschließlich auf die vorderste Bildebene konzentriert und dadurch den mit koloristischer Subtilität artikulierten Kontrast zwischen dem warmtonigen, reich gemusterten Stoff, dem Gold der Schüssel und dem fahlen Inkarnat des Totenantlitzes

²² KD Stadt Dillingen, S. 395, Nr. 26 (Schwäbisch, um 1700. Irrtümlich hl. Stanislaus).

²³ KD Stadt Dillingen, S. 394, Nr. 19 (Gute einheimische Arbeit um 1700).

hervorrufen. Hervorgehoben sei die feine Nuancierung der Tonwerte innerhalb der Braun- und Bolusskala beim Übergang zwischen dem Tuch, dem Haupt- und dem Barthaar Johannes des Täufers, die in den Tönungen der abgeschatteten Gesichtshälfte ihr Gegengewicht findet. Die Differenzierung der Farbigkeit und der Beleuchtung, die hier auf eng begrenztem Raum stattfindet, verleiht kontrastierend der dominierenden ovaloiden Komposition um das Johanneshaupt eine monumentale und zugleich durchgeistigte Wirkung, die ein erhebliches Maß an künstlerischer Reife erkennen läßt.

Die aufgezeigten Strukturen der Komposition, Beleuchtung und Farbigkeit finden in den spätesten Werken Johann Heinrich Schönfelds, vor allem in dem aus dem Augsburger Dom stammenden Gemälde „Der hl. Hieronymus vernimmt die Posaune des Jüngsten Gerichts“ (Augsburg, Bischöfliches Ordinariat), ihre unmittelbaren Parallelen²⁴. In diesem um 1683/84 entstandenen Werk erscheinen bei dem Bücherstilleben in der rechten unteren Bildecke und mit der auf die vorderste Bildebene begrenzten Beleuchtung die augenfälligsten Verwandtschaften mit dem Dillinger Johanneshaupt (Abb. 27). Die kompositionelle Verwandtschaft des Bücherstillebens erweist sich in der Betonung der Kompositionsgrundlinie durch das am weitesten in den Vordergrund geschobene Buch, von dem in mehreren tiefenräumlichen Ebenen die Auffächerung der Diagonalachsen als Variation der Grundrichtungen ausgeht. Der energische Ansatz der Diagonale durch das überschneidende zweite Buch und seine Fortsetzung nach rechts durch eine Partie des Kardinalsmantels entspricht in seinem Verhältnis zum Körper des hl. Hieronymus völlig demjenigen des Tuches zum Johanneshaupt beim Dillinger Gemälde. Vor allem aber ist es die Öffnung des dunklen Raumes durch die ovaloide Komposition der Arme des hl. Hieronymus und des Engels mit der Posaune, die mit der gleichartigen Komposition des Dillinger Gemäldes in unmittelbarer Verbindung steht. Auch die Beschränkung der Farbigkeit auf die Erdfarbenskala mit stark abgedunkelten Purpur-, Braun- und Olivtönen, die in scharf betontem Kontrast zum Weiß und zum fahlen Inkarnat stehen, entspricht im Grundprinzip dem Dillinger Gemälde. Eine derartige koloristische Konzentration auf der Grundlage der helleren Rot-Gold-Bolus-Skala erscheint bei Johann Heinrich Schönfeld um 1680 im Wandgemälde der Dillinger Studienkirche mit den „Hll. Stanislaus und Barbara vor der Muttergottes“, das Herbert Pée gegen das Ende der siebziger Jahre datiert²⁵, und in der 1681 datierten „Hl. Dreifaltigkeit“ auf Schloß Kaunitz in Austerlitz²⁶. Der Christus des letzteren Gemäldes zeigt die denkbar engste physiognomische Verwandtschaft mit dem Johanneshaupt des Dillinger Gemäldes. Die engste koloristische Verwandtschaft mit dem Johannesgemälde

²⁴ Herbert Pée, Johann Heinrich Schönfeld – Die Gemälde, Berlin 1971, S. 204, Abb. 172.

²⁵ H. Pée, a. a. O., S. 198, Abb. 162.

²⁶ H. Pée, a. a. O., S. 201f., Abb. 169 u. Farbtafel XVI.

weist das Wandgemälde in der Dillinger Studienkirche auf, das in der Partie um die Häupter der Muttergottes und der hl. Barbara die Rot-Gold-Bolus-Skala mit unmittelbar vergleichbaren Tonwerten entwickelt.

Die damit erwiesene große Wahrscheinlichkeit der Zuschreibung an Johann Heinrich Schönfeld ruft die jahrzehntelange Verbindung des Künstlers mit Johann Christoph von Freyberg ins Gedächtnis zurück, an deren Beginn im Jahre 1657 der Auftrag für das Gemälde der Verklärung Christi auf dem Altar der 10000 Märtyrer im Augsburger Dom stand, das sich heute in der Marktkirche von Hohenwart befindet²⁷. Die Wertschätzung, die Freyberg der Kunst Schönfelds entgegenbrachte, erreichte in den achtziger Jahren einen nochmaligen Höhepunkt, der im Auftrag von 1680/81 für das Hochaltargemälde des Augsburger Domes mit der Darstellung der Himmelfahrt Mariens zum Ausdruck kam²⁸. Wie Bruno Bushart nachgewiesen hat, schuf Schönfeld im Auftrag Freybergs das vermutlich 1684 entstandene Hochaltarbild mit der Verehrung der Hl. Dreifaltigkeit für die Propsteikirche St. Ägidien in Kleinkomburg, das sich heute in der ehemaligen Stiftskirche von Großkomburg befindet²⁹. Es erscheint daher durchaus denkbar, daß sich das Gemälde mit dem Johanneshaupt im persönlichen Besitz des Bischofs Johann Christoph von Freyberg befand und von diesem noch zu seinen Lebzeiten dem Priesterseminar geschenkt wurde oder aus seinem Nachlaß dorthin gelangte. Auf Grund des Johannesthemas muß ein möglicher Zusammenhang mit der Johanneskirche auf dem Fronhof in Erwägung gezogen werden, die unter Bischof Johann Christoph in den Jahren 1689/90 eine gründliche Renovierung erfuhr³⁰. Die Altargemälde schuf Johann Georg Melchior Schmidtner³¹. Das Hochaltarblatt mit der Enthauptung Johannes des Täufers, das sich seit neuerem in der Augsburger Barfüßerkirche befindet, zeigt allerdings nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Dillinger Gemälde³². Eine Zuschreibung an Schmidtner oder einen anderen Augsburger Maler aus dem Schüler- oder Stilkreis Schönfelds kann daher mit ziemlicher Sicherheit ausgeschlossen werden. Die Konzentration und Beschränkung der künstlerischen, vor allem der farblichen Gestaltungsmittel, die thematisch und durch das Format bedingt ist, veranschaulicht im Gegensatz

²⁷ H. Pée, a. a. O., S. 147, Abb. 89.

²⁸ H. Pée, a. a. O., S. 242, Abb. 331.

²⁹ Bruno Bushart, Anmerkungen zum Spätwerk Johann Heinrich Schönfelds, in: Zwischen Donau und Alpen. Festschrift für Norbert Lieb zum 65. Geburtstag: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 35/Heft 1, 1972, S. 109 ff., Abb. 76 u. 77. – H. Pée, a. a. O., S. 203 f., Abb. 171 a.

³⁰ Corbinian Khamm, Hierarchia Augustana chronologica tripartita, Pars I, Augsburg 1709, S. 55.

³¹ Placidus Braun, Die Domkirche in Augsburg, und der hohe und niedere Clerus an derselben, Augsburg 1829, S. 66.

³² Gütige Mitteilung von Herrn Professor Dr. Bruno Bushart.

zu den großen Kompositionen aus Schönfelds spätester Schaffensperiode seine Fähigkeit, auch im kleinen Bildformat die Vergeistigung und die visionäre Kraft mit souveräner Sicherheit zu verwirklichen.

Die Zusammengehörigkeit der beiden Gemälde mit den Darstellungen der hll. Stanislaus Kostka und Antonius von Padua wurde im Kunstdenkmälerinventar Stadt Dillingen übersehen (Abb. 28, 29). Die Gegenüberstellung beider Gemälde erweist sie im Kompositionstyp und durch die Ansichten des Konvikts eindeutig als Gegenstücke. Als irrtümlich ist auch die Benennung des hl. Stanislaus Kostka bei dem Gemälde zu bezeichnen, das die Überreichung des Jesuskindes durch die Muttergottes darstellt. Die Unterschiedlichkeit der Mönchshabite bei beiden Heiligen macht deutlich, daß der hl. Stanislaus nicht beidemale dargestellt ist. Die Franziskanerkutte des Mönches auf dem zweiten Gemälde läßt nur die Identifizierung mit dem hl. Antonius von Padua zu. Der sehr gute Erhaltungszustand beider Gemälde läßt die italienisch geprägte Leuchtkraft des Kolorits von Johann Christoph Storer und seiner Werkstatt vorzüglich zur Geltung kommen. Der rotgoldene Gesamtton der Farbigkeit und die Zeichnung der Figuren stehen in unmittelbarer Abhängigkeit von Storer's Altarbildern aus dem Augsburger Dom, vor allem des Gemäldes „Der hl. Simeon rettet ein Kind“ (1658)³³. Gewiß besitzen die beiden Dillinger Gemälde nicht die malerische Bravour von Storer's eigenhändigen Arbeiten, doch die malerische Sensibilität in der Gestaltung der Himmelspartien, vor allem beim Stanislausbild, beweist ihre Entstehung unter seiner Aufsicht. Die beiden Darstellungen des Dillinger Konvikts folgen den 1627 entstandenen Stichen von Wolfgang Kilian und Daniel Manasser und machen den Verlust des schönen Renaissancehofes deutlich, der durch den Abbruch von 1910 verursacht wurde (Abb. 30)³⁴. Die malerischen Qualitäten der beiden Gemälde geben einen anschaulichen Begriff von der verhältnismäßig hohen Durchschnittsqualität auf dem Werkstattniveau, die in der Zeit Johann Heinrich Schönfelds und Johann Christoph Storer's erreicht wurde.

Ein gutes Beispiel für die beachtlichen künstlerischen Leistungen, die im Einflußbereich Schönfelds und Storer's entstanden, ist das ehemalige Seitenaltargemälde aus der Hauskapelle des Priesterseminars, das den hl. Joseph mit dem Jesuskind und den Erzengeln Michael, Raphael und Gabriel darstellt (Abb. 31). Diese Identifizierung stützt sich auf die Tatsache, daß ein Seitenaltar der Hauskapelle dem hl. Joseph und den Erzengeln geweiht war³⁵. Die Ansicht des Innenhofes des Priesterseminars bestätigt diesen Zusammenhang und zeigt durch die typologische Übereinstimmung mit den oben behandelten Gemälden

³³ Karl Kosel, *Der hl. Simeon in der bildenden Kunst: St. Simeon, Bischof von Augsburg 778–807*, Augsburg 1978, S. 87, Abb. 24.

³⁴ F. Zoepfl, a. a. O., Abb. 23 u. 24.

³⁵ Specht-Bigelmair, a. a. O., S. 54.

aus der Storer-Werkstatt, daß sich in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts am Priesterseminar eine Bildtradition ausgebildet hat. Zu dieser Bildgruppe, die durch eine Ansicht des Priesterseminars gekennzeichnet ist, zählt auch Schönfelds Gemälde mit den hll. Stanislaus und Barbara vor der Muttergottes in der Studienkirche³⁶. Diese ikonographischen Zusammenhänge legen den Schluß nahe, daß sie auf die thematische Konzeption eines Auftraggebers zurückgehen. Den Schlüssel hierfür liefert das Josephsthema des Altargemäldes, das auf die Einführung des Josephsfestes als gebotenen Feiertag in der Diözese Augsburg durch Bischof Johann Christoph von Freyberg hinweist³⁷. Seine Bedeutung als treibende Kraft der Barockisierung des Augsburger Domes hat Bruno Bushart dargestellt³⁸. Seine Verbindung mit Dillingen geht auf die dortige Tätigkeit als Hofratspräsident seit 1646 zurück. Der umfangreiche Auftrag für die Altargemälde in der Johanneskirche auf dem Fronhof, den er 1689/90 Johann Georg Melchior Schmidtner erteilte, läßt darauf schließen, daß ihm das Schaffen dieses Künstlers schon längere Zeit bekannt war. Dies kann mit Sicherheit vom Dillinger Priesterseminar gesagt werden, das dem Bischof unmittelbar unterstand.

Die Zuschreibung und Datierung des Dillinger Josephsgemäldes an Johann Georg Melchior Schmidtner erfolgt auf Grund der engen Verwandtschaft mit dem Seitenaltargemälde in der Jesuitenkirche zu Luzern (1679) und mit dem Hochaltargemälde in der Pfarrkirche von Hailtingen (1687) (Abb. 32)³⁹. Zur Veranschaulichung des derzeitigen Forschungsstandes über Schmidtner wird eine Aufstellung der bis jetzt bekannten und gesicherten Gemälde in der Fußnote beigegeben⁴⁰. Die Grundform der Gruppenkomposition, die vom

³⁶ H. Pée, a. a. O., Abb. 162.

³⁷ C. Khamm, a. a. O., S. 447.

³⁸ Bruno Bushart, Die Barockisierung des Augsburger Domes: JVAB 3, 1969, S. 121 ff.

³⁹ Bushart, Schönfeld, S. 117f., Abb. 78. – Ausstellungskatalog „Barock in Baden-Württemberg“, Band 1, Bruchsal 1981, Farbtafel S. 112.

⁴⁰ Werksverzeichnis Johann Georg Melchior Schmidtner. Grundlegend der Artikel von Norbert Lieb in Thieme-Beckers Künstlerlexikon 30, 1936, S. 173f. Ergänzungen bei Bruno Bushart (Anm. 29).

1663 Augsburg, St. Georg: Altargemälde, Tod des hl. Joseph (zerstört)

1672 Holzen, Klosterkirche: Hochaltargemälde, Taufe Christi

1676 Konstanz, Münster: Altargemälde, Hl. Familie

1679 Luzern, Jesuitenkirche: Seitenaltargemälde, Verehrung des Namens Jesu durch die Gründer des Jesuitenordens (Bushart)

1680 Öhningen, Stiftskirche: Hochaltargemälde (Friedrich Thöne, in: Dorf und Stift Öhningen, 1966, S. 220)

1681 Augsburg, St. Georg: 4 Gemälde, Leben des hl. Georg (Verschollen)

1683 Straubing, Jesuitenkirche: Hochaltargemälde, Himmelfahrt Mariä

1684 Ellwangen, Wallfahrtskirche Schönenberg: 2 Seitenaltargemälde in der Anna- und Johanneskapelle

rampenförmig ansteigenden Vordergrund mit der Hofansicht des Priesterseminars ausgeht, stimmt in der auffälligen Parallelisierung der Figuren mit den Altargemälden in Luzern und Hailtingen völlig überein. Die engste Verwandtschaft verbindet das Dillinger Josephsgemälde mit dem Hochaltargemälde in Hailtingen hinsichtlich der Vedute mit dem knieenden Engel. Der kompositionelle Grundtyp des Dillinger Bildes erscheint bei Schmidner mit den beiden 1679 und 1680 entstandenen Altargemälden in Luzern und Öhningen, wodurch ein terminus post quem gegeben ist. In der Farbigkeit sowie in der zeichnerischen und physiognomischen Charakterisierung der Engel steht das Dillinger Bild in denkbar größter Nähe zum Hailtinger Hochaltargemälde. Bei beiden Gemälden dominiert eine goldbraune Gesamtfarbigkeit in den Lichterscheinungen und Wolken, aus der sich der Goldocker und das Karminrot in den Gewändern des hl. Joseph und der Engel bzw. Erzengel entwickelt. Im Rahmen dieser leuchtenden Farbigkeit, die deutlich unter dem Einfluß Johann Christoph Storers steht, treten an untergeordneten Stellen kobaltblaue und olivgrüne Lokalfarben von teilweise changierendem Charakter auf. Zu dieser engen farblichen Verwandtschaft beider Gemälde tritt diejenige der Engel, die in Physiognomie und Haltung teilweise bis zur Identität reicht. Damit ist nicht nur die Zuschreibung des Dillinger Josephsbildes an Schmidner vollauf gerechtfertigt, sondern auch die Annahme, daß beide Gemälde in keinem größeren zeitlichen Abstand entstanden sind. Ob vor oder nach 1687, ist angesichts des

-
- 1685 Mickhausen, Pfarrkirche: Hochaltargemälde, Kreuzabnahme
 1685 München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen: Vision des hl. Antonius von Padua. Aus dem Augsburger Dom.
 1686 Straubing, Jesuitenkirche: Seitenaltargemälde, Hl. Franz Borgia
 1687 Hailtingen, Pfarrkirche: Hochaltargemälde, Die 7 Gaben des Hl. Geistes. Aus der Spitalkirche Ehingen/Donau
 1687 Buchloe, Pfarrkirche: Hochaltargemälde, Himmelfahrt Mariä
 1688 Abenberg, Stilla-Klosterkirche: Gemälde des Stilla-Altars (Franz Kornbacher, Schnells Kunstführer 1116, S. 12)
 1690 Lamerdingen, Pfarrkirche: Hochaltargemälde, Mantelteilung des hl. Martin, Aufnahme des hl. Martin in den Himmel
 1689/90 Augsburg, Barfüßerkirche: Enthauptung des hl. Johannes d. T. Aus der Johanneskirche auf dem Fronhof
 1690–93 Kühbach, Klosterkirche: Hochaltargemälde (zerstört) (Karl Kosel, Schnells Kunstführer 993, S. 4)
 1692 Augsburg, St. Georg: 4 weitere Darstellungen aus der Georgslegende (verschollen)
 1693 Ettelried, Pfarrkirche: Hochaltargemälde (zerstört)
 um 1700 Augsburg, St. Peter am Perlach: Altargemälde, Knotenlösende Muttergottes (Buschart)
 1703 Eichstätt, Spitalkirche: Seitenaltargemälde, Almosenspende der hl. Elisabeth
 1711(?) Augsburg, St. Georg, Kreuzgang: Passionsbilder (verschollen)
 Weitere verschollene, nicht datierte Gemälde: Augsburg, Jesuitenkirche St. Salvator, Karmelitenkirche, Dominikanerkirche; Freising, Klosterkirche Neustift.

derzeitigen Forschungsstandes schwer zu entscheiden. Die Vorzeichnung zum Hailtinger Hochaltargemälde (Augsburg, Städtische Kunstsammlungen) ist mit 1685 datiert⁴¹. Als vorläufige Datierung des Dillinger Josephsbildes sei daher der Zeitraum zwischen 1685 und 1687 vorgeschlagen.

Auffällig bei den Gemälden in Dillingen und Hailtingen ist das Vorherrschen der Engelthematik. Ohne Zweifel ist dies im Zusammenhang mit der Einführung des Schutzengelfestes durch Papst Clemens IX. zu sehen, die im Jahre 1667 für das Hl. Römische Reich und 1670 in der ganzen Kirche erfolgte⁴². Daß dies keine isolierte Erscheinung innerhalb der Diözese Augsburg ist, beweisen die gleichzeitigen Kirchenbauten mit Engelsprogrammen, u. a. in Biberbach (1684 ff), Augsburg-Pfersee (1685) und Kühbach (1687 ff)⁴³. Im Zusammenhang mit der Personifikation der sieben Gaben des Hl. Geistes durch Engel beim Hailtinger Hochaltargemälde hat K.-A. Wirth die Vermutung geäußert, daß die Zeichnung die seitenverkehrte Wiedergabe eines Vorbildes aus der 2. Hälfte der Zwanzigerjahre des 17. Jahrhunderts ist⁴⁴. Der ikonographische und kompositionelle Grundtyp der beiden Gemälde läßt sich noch weiter zurückverfolgen bis zu den Anfängen der gegenreformatorischen Engelsverehrung bei den Jesuiten. Als dieses Vorbild für die beiden Gemälde Schmidtners ist das Altargemälde der Engelskapelle in der römischen Jesuitenkirche Il Gesù zu bezeichnen, das Federico Zuccari um 1590 schuf (Abb. 33)⁴⁵. Die bedeutsamste Gemeinsamkeit der Gemälde Schmidtners mit dem römischen Vorbild ist die annähernd halbkreisförmige Anordnung der Engel, die mit der Apsis vergleichbar ist und als ein der Architektur entlehntes Symbol den von Engeln beschützten Mittelpunkt des Heiligtumes bezeichnet. Auch in den symbolischen Farben der Engelsingewänder zeigt das Dillinger Gemälde eine unmittelbare Abhängigkeit vom Altargemälde in Il Gesù, vor allem beim dunkelblauen Gewand des hl. Michael und beim weiß-goldenen Kleid des hl. Gabriel. Die Kenntnis Schmidtners vom Engelsingemälde in Il Gesù bei seinem Italienaufenthalt ist daher mit Sicherheit anzunehmen. Die unmittelbarste Parallele zu den Engelsdarstellungen des Dillinger Josephsgemäldes innerhalb der Diözese Augsburg bilden die um 1680 geschaffenen Hochaltarplastiken der Erzengel Michael, Gabriel und Raphael in der Michaelskirche zu Unterauerbach bei Mindelheim⁴⁶.

⁴¹ Ausstellungskat. „Barock in Baden-Württemberg“, S. 110, Abb. S. 111.

⁴² Hugo Schnell, *Der bayerische Barock*, München 1936, S. 190.

⁴³ Norbert Lieb, *Pfarr- und Wallfahrtskirche Hl. Kreuz Biberbach* (= Schnells Kunstführer 768), München-Zürich ³1980, S. 6f. – Karl Kosel, *Stadtpfarrkirche Herz Jesu Augsburg-Pfersee* (= Schnells Kunstführer 207), München-Zürich ²1977, S. 19. – Karl Kosel, *Pfarrkirche Kühbach* (= Schnells Kunstführer 993), München-Zürich 1973, S. 8

⁴⁴ Ausstellungskat. „Barock in Baden-Württemberg“, S. 110.

⁴⁵ Walther Buchowiecki, *Handbuch der Kirchen Roms 3*, Wien 1974, S. 447.

⁴⁶ Heinrich Habel, *Landkreis Mindelheim, Kurzinventar* (= Bayerische Kunstdenkmale XXXI), München 1971, S. 488.

Die dargestellten Zusammenhänge, in denen Schmidtners Josephsgemälde steht, weisen auf eine der bedeutendsten Erscheinungen der barocken Frömmigkeit, vor allem hinsichtlich der Engelsverehrung, und auf die Grundlagen der um 1680 einsetzenden Hochblüte der Barockkunst in Bayern und Schwaben. Am Beginn dieser Blütezeit in der Diözese Augsburg nimmt Bischof Johann Christoph von Freyberg als Theologe und Auftraggeber eine herausragende Stellung ein. Mit der Wiederbelebung der Engelsverehrung nach dem Dreißigjährigen Krieg steht dieser Kirchenfürst, der „ein Bischof nach dem Ideal des Tridentinums“ war⁴⁷, in der Tradition seines großen Vorgängers Heinrich von Knöringen⁴⁸. Sein Profil als Auftraggeber gewinnt durch die Werke in der Kunstsammlung des Priesterseminars an Deutlichkeit, nachdem seine Bedeutung für die Barockisierung des Augsburger Domes und der Ellwanger Stiftskirche seit längerem bekannt ist, desgleichen sein Qualitätsurteil bei der Auswahl der Künstler. Gewiß nehmen hier Johann Heinrich Schönfeld und Johann Christoph Storer den höchsten Rang ein, doch auch Johann Georg Melchior Schmidtnr erweist sich mit den Werken in Dillingen und Hailtingen als ein Kolorist von bemerkenswerter Begabung. Freybergs Vorbild hat in seiner Diözese eine bedeutende Ausstrahlung erreicht, wofür das Wirken von Pfarrer Anton Ginther in Biberbach nur ein Beispiel ist⁴⁹. Nachdem in der Anfangsphase der Kunstsammlung unter Kardinal Otto Truchseß von Waldburg und Bischof Heinrich von Knöringen der höfisch geprägte Geschmack des Kunstkenners und Kunstsammlers im Sinne der Renaissance maßgebend war, tritt unter Johann Christoph von Freyberg die volkstümliche Frömmigkeit des Barock bestimmend in Erscheinung.

Schließlich sei der Hinweis auf ein Kunstwerk gestattet, das einen würdigen Abschluß des großen barocken Sammlungsbestandes darstellt und das, im Kunstdenkmälerband nicht aufgeführt, erst kurz vor Ende der Inventarisierung zum Vorschein kam. Das kostbare Täfelchen (Öl/Kupfer, 38,2 × 26,4 cm) mit der Darstellung des Letzten Abendmahles kann mit Sicherheit Conrad Huber aus Weißenhorn (1752–1830) zugeschrieben werden und bildet daher eine wertvolle Bereicherung der Werke dieses Künstlers, die sich in der Kunstsammlung des Priesterseminars befinden (Abb. 34). Obwohl als Modell für ein Deckengemälde geschaffen, das sich aber mit keinem von Huber ausgeführten Deckengemälde dieses Themas unmittelbar verbinden läßt, besitzt es die Qualität eines selbständigen Kleinbildes und Kabinettstücks von besonders subtiler Malweise. Am unmittelbarsten mit dem Dillinger Gemälde vergleich-

⁴⁷ Benno Hubensteiner, *Vom Geist des Barock – Kultur und Frömmigkeit im alten Bayern*, München 1967, S. 134.

⁴⁸ H. Schnell, a. a. O., S. 190f.

⁴⁹ Hans Jakob Wörner, *Ehemaliger Landkreis Wertingen, Kurzinventar (= Bayerische Kunstdenkmale XXXIII)*, München 1973, S. 46 passim.

bar sind die Abendmahlsdarstellungen Conrad Hubers in der Stadtpfarrkirche von Burgau (1790) und in der Pfarrkirche von Oberwiesebach (1793)⁵⁰. Das Burgauer Deckengemälde besitzt trotz seiner Ähnlichkeit in der architektonischen Gestaltung des Bildraumes – Treppenanlage, Rundbogen hinter der Hauptgruppe und Vorhangdraperie – nicht die monumentale Freiheit und Größe des Dillinger Gemäldes⁵¹. Erst unter dem Eindruck von Januarius Zicks Abendmahlsfresko in der Klosterkirche von Rot a. d. Rot (1784) findet Conrad Huber zu seiner endgültigen Gestaltung dieses Themas⁵². Die Anlehnung an Zick zeigt sich erstmals in einer Federzeichnung (Weißenhorn, Heimatmuseum), die eine Vorstudie zum Abendmahlsfresko in Oberwiesebach darstellt⁵³. Hier erscheint das korbbogig gedrückte Tonnengewölbe mit Stichkappen auf toskanischen Säulenpaaren, die das Raumbild bei den Gemälden in Oberwiesebach und Dillingen beherrschen. Das ausgeführte Deckengemälde in Oberwiesebach steigert im Unterschied zur Entwurfszeichnung die Höhe des Abendmahlsaales über der Treppenanlage und seine Tiefe durch die beidseitig herabhängenden Vorhangdraperien. Im Dillinger Gemälde steigert Huber die architektonische Gestaltung des Abendmahlsaales durch die Einstellung von zwei toskanischen Säulenpaaren, die mit den äußeren Säulenpaaren durch Rundbögen zu einer Dreierarkade von feierlicher Monumentalität verbunden wird und den Durchblick zu einem halbkreisförmig umgrenzten Vorraum von apsisartigem Charakter öffnet. Im Zusammenhang mit der Abendmahlsszene werden hier die architektonischen Elemente der Treppe, der Säulenarkaden und der Apsis zu Würdeformen und Symbolen des Kirchenraumes erhoben, der Schauplatz der Einsetzung des allerheiligsten Altarssakraments ist. Die Übersetzung dieser eucharistischen Symbolik in die Sprache der Architektur zeigt nicht nur Conrad Huber auf der Höhe seiner künstlerischen Reife in der Gestaltung dieses Themas, sondern kann als eine der schönsten Abendmahlsdarstellungen am Ende des süddeutschen Barock bezeichnet werden. Die Monumentalität und Harmonie, womit die Idee des eucharistischen Opfermahles und die Symbolik des christlichen Kirchengebäudes zu geistiger und anschaulicher Einheit verbunden werden, ist noch voll und ganz von der visionären Kraft barocker Bildlichkeit bestimmt, die nicht im entferntesten Anklänge an die nazarenischen Darstellungen dieses Themas zeigt. Dies erweist sich auch durch den Einfluß auf die Architektur und die Trikliniumsanlage des

⁵⁰ Max Schefold, Conrad Huber von Weißenhorn 1752–1830: Das Schwäbische Museum, 1930, S. 174, 176f.

⁵¹ Karl Ludwig Dasser, Johann Baptist Enderle (1725–1798) – Ein schwäbischer Maler des Rokoko, Weißenhorn 1970, S. 60, 97, Abb. 159.

⁵² Hermann Tüchle und Adolf Schahl, 850 Jahre Rot an der Rot – Geschichte und Gestalt, Sigmaringen 1976, Abb. S. 84.

⁵³ M. Schefold, a. a. O., S. 169, Abb. 14.

Dillinger Gemälde, den Nicolas Poussin mit seinem Gemälde „Die Eucharistie“ (1647) aus der Folge der sieben Sakramente (Edinburgh, National Gallery of Scotland) ausgeübt hat⁵⁴. Die Farbigkeit besitzt in der reichen Differenzierung der goldbraunen Raumfarbe durch Licht- und Schattenwirkungen und in den feinen changierenden Tönen, vor allem bei der Mittelgruppe mit Christus, Johannes und Petrus, noch ausgeprägten Rokokocharakter. Das oben festgestellte Fehlen nazarenischer Anklänge verbietet eine Datierung des Gemäldes in das 19. Jahrhundert. Auf Grund der offensichtlichen Verwandtschaft mit dem Abendmahlsfresko in Oberwiesenbach, vor allem in der architektonischen Raumgestaltung und in der Steigerung seiner Monumentalität, kann das Dillinger Gemälde in das Jahr fünf zwischen 1795 und 1800 datiert werden.

Es kann mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß Conrad Hubers Abendmahls Gemälde durch Dr. Joseph Ignaz Heinrich Lumpert (1751–1826), der zwischen 1785 und 1795 Professor für Moralthologie an der Universität Dillingen und Regens des Priesterseminars war, in die dortige Kunstsammlung kam⁵⁵. Durch eine Stiftungsinschrift ist dies für das Gemälde Conrad Hubers mit dem hl. Stanislaus Kostka und dem Jesuskind (1826) bezeugt, das Dr. Lumpert testamentarisch dem Priesterseminar vermachte⁵⁶. Letzteres Gemälde steht durch eine Innenansicht des Speisesaales des Konvikts noch in der Tradition der oben behandelten Gemälde aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, die durch Ansichten des Priesterseminars gekennzeichnet sind. Die Wertschätzung Dr. Lumperts, des späteren Generalvikars der Diözese Augsburg (1809–25), für die Kunst Conrad Hubers geht mit Sicherheit auf seine Dillinger Zeit zurück, als die Pfarrkirche von Wittislingen im Jahre 1787 ihre Deckengemälde durch den Weißenhorner Meister erhielt⁵⁷.

Die aufgezeigten ikonographischen Konstanten in der Kunstsammlung des Priesterseminars der Diözese Augsburg, deren Wirksamkeit bis zur Säkularisation und bis in die Frühzeit des Königlichen Lyzeums beobachtet werden konnte, beweist die Existenz eines theologischen Grundkonzepts von der Gründungszeit an, das sich auf die Thematik und die Bildgattungen erstreckte. Hinsichtlich der Bildgattungen kann vom 16. Jahrhundert an ein Vorherrschen des Kabinettbildes und des kleinen Andachtsbildes festgestellt werden, das mit dem hl. Hieronymus von Johann König beginnt und bis zum Abendmahl von Conrad Huber reicht. Der Kunstkenner der Augsburger Kirchenfürsten und des Regens Dr. Lumpert verdankt die Kunstsammlung des Priesterseminars

⁵⁴ Jacques Thuillier, *L'opera completa di Poussin* (= *Classici dell'Arte* 72), Milano 1974, S. 103, Nr. 145.

⁵⁵ Specht-Bigelmair, a. a. O., S. 5.

⁵⁶ KD Stadt Dillingen, S. 398, Nr. 62 (irrtümlich Lambert).

⁵⁷ P. Hildebrand Dußler OSB, *Der Nuntiaturreport über die Sekte des Ignaz Lindl*: JVAB 2, 1968, S. 133, Anm. 22. – M. Schefold, a. a. O., S. 178f.

nars ihre erlesensten Gemälde. Die qualitative Spitze der Kunstsammlung von der Mitte des 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts ist daher vom Kunstgeschmack des aristokratischen Sammlers im Sinne der Renaissance bestimmt. Dieser Beständigkeit in der künstlerischen Zielsetzung, die auch während des 18. Jahrhunderts in zahlreichen kleinen Andachtsbildern beibehalten wird, entspricht die Vorherrschaft bestimmter Themengruppen, die sich aus den kirchengeschichtlichen Voraussetzungen in den verschiedenen Epochen entwickeln. Folgende Themengruppen lassen sich unterscheiden: 1.) Der hl. Hieronymus als Patron des Priesterseminars weist in die Gründungszeit und in die Zeit der architektonischen Gestaltung des Universitätsbezirks unter Bischof Heinrich von Knöringen⁵⁸. 2.) Die Heiligen des Jesuitenordens, vor allem die hll. Stanislaus Kostka, Aloisius von Gonzaga, Franz Xaver und Petrus Canisius, sind mit sechs z. T. hervorragenden Gemälden des 17., 18. und 19. Jahrhunderts vertreten und dokumentieren die Verbindung mit dem Bildprogramm der Studienkirche⁵⁹. 3.) Im Zusammenhang mit der zweiten Gruppe stehen die Gemälde mit den Ansichten des Konvikts aus der Regierungszeit des Bischofs Johann Christoph von Freyberg, die mit der Engels- und Heiligenverehrung die religiöse und kunstgeschichtliche Entwicklung des 18. Jahrhunderts im Bistum Augsburg einleiten. Die Wirksamkeit dieser unter Bischof Johann Christoph geschaffenen Grundlagen bis weit ins 18. Jahrhundert hinein veranschaulichen die beiden westlichen Seitenaltäre der Studienkirche, die den Jesuitenheiligen Aloisius und Stanislaus (1726/27) – mit den Engelsfiguren Johann Georg Bschorers! – und dem hl. Joseph (1761) geweiht sind⁶⁰. So entfalten sich in der Kunstsammlung des Priesterseminars die ganze Vielfalt barocker Frömmigkeit und künstlerischer Begabung, der mäzenatische Kunstsinne der Augsburger Kirchenfürsten in der Renaissance- und Barockzeit und die fruchtbaren Wechselbeziehungen zwischen Dillingen und Augsburg.

⁵⁸ Weitere Darstellungen des hl. Hieronymus: KD Stadt Dillingen, S. 395, Nr. 25 (Mitte 17. Jh., unter flämischem Einfluß); S. 396, Nr. 36 (Italienisch, 2. H. 17. Jh.).

⁵⁹ Darstellungen von Jesuitenheiligen: Der hl. Stanislaus überbringt Franz Borja einen Brief, im Hintergrund Petrus Canisius; Johann Anwander 1759 (S. 392, Nr. 10, Abb. 307). – Hl. Aloisius; Süddeutsch, Anfang 18. Jh. (S. 397, Nr. 41). – Hl. Franz Xaver; Süddeutsch, Anfang 18. Jh. (S. 397, Nr. 43). – Der hl. Franz Xaver tauft Inder, um 1820 (S. 398, Nr. 60). – Zwei weitere Darstellungen s. u. J. Chr. Storer und C. Huber (Anm. 21, 56).

⁶⁰ J. Schöttl, a. a. O., S. 11.

Miszelle – Ein Spätwerk von Jakob Fröschle entdeckt

Von Viktor und Peter Sprandel

Bei der Renovierung des Billenhauser Pfarrhofs wurden Malereien von Jakob Fröschle (1742–1782) entdeckt.

1781 hat der Krumbacher Maler die St. Leonhardskapelle in Billenhausen freskiert. Wohl im Gefolge dieses Auftrags stattete der Maler das Benefiziatenhaus, welches zugleich die Sommerresidenz des Reichsstifts Ursberg war, aus.

Entsprechend der Bestimmung des Hauses, – ein behäbiger Dossenbergerbau – blieb die Ausschmückung heiter, ein Abbild der umgebenden Natur.

Der Künstler beschränkte sich auf die Ausmalung der Türfüllungen. Auf 20 Türen hat er über 70 Gemälde angebracht.

Blumenarrangements, Früchtestilleben in den Wohnräumen, Bücher, Schreibzeug und Totenschädel in der kleinen Bibliothek; im Musikalienraum finden sich die Texte: „Rathgeber 1613 Mißae Auct., und Symphonie Nr. VI, Auctore Hayden 1780.“

Im Speisesaal Embleme der Speisen mit Blumen dekoriert, Kuchen und Kaffee als Dessert; eine Wachtel und eine Wildente köstlich garniert.

Die Darstellungen sind in feinen Tönen abgestimmt. Zum Teil wurden sie plastisch und farbenfroh gestaltet.

Bei der Freilegung der letzten Türe ergab sich die große Überraschung. Es zeigte sich die Inschrift:

„Aufgemahlen	Pfahre
unter dem	Franciscus Xaverius
Prälaten	Heinzler
Wilhelm III.	Benefiziat
A.D.	Anselmus Miehle
1781	gemahlen
	Jacob Fröschle.“

1781, ein Jahr vor seinem Tod, hat uns der Künstler in diesen Türblättern eine seither nicht bekannte kleine Gemäldegalerie hinterlassen.

Im Krumbacher Heimatmuseum befindet sich eine Türe aus dem ehemaligen Schloß Hohenraunau (1853 abgebrochen) vom Ende des 18. Jh. Das Inventar

besagt: „Türe mit Türbekleidung, profilierte Türbekleidung, Außenseite der Türe und Türbekleidung braungrau, Innenseite der Türe rosa gestrichen, die beiden vom Türfüllungsgrund sich abgestuft absetzenden Rechteckfelder an der Außen- und Innenseite mit ausgesparten, von Rosetten gefüllten Ecken, Rechteckfelder außen mit Blumensträußen, innen mit den Allegorien der vier Jahreszeiten in rosa Tonmalerei geschmückt.“ 1780 hat Jakob Fröschle in Niederrainau die Kath. Ecce-Homo-Kapelle ausgemalt. Chronologisch und stilistisch engster Zusammenhang mit den Arbeiten Fröschles in Billenhausen.

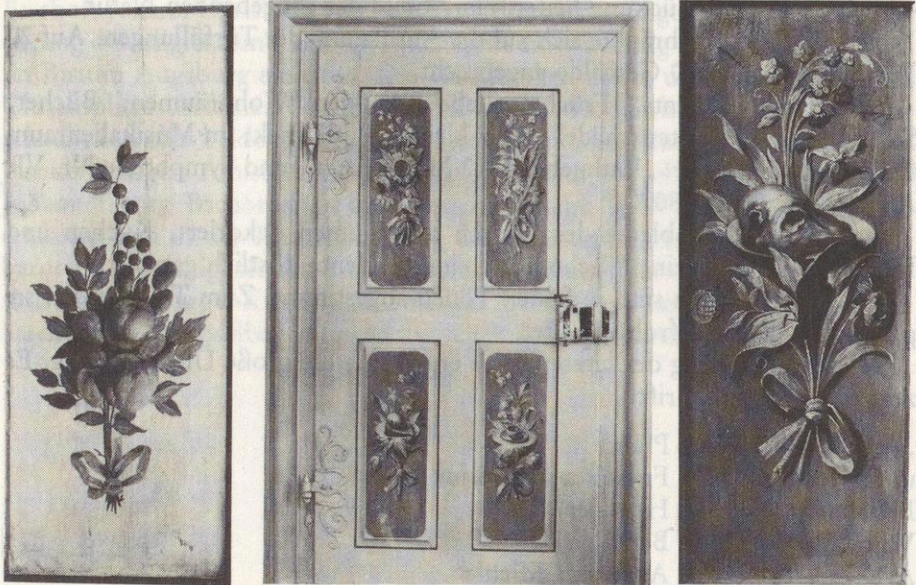


Abb. 35 und 36: Pfarrhof Billenhausen. Türmalereien von Jakob Fröschle. Gesamtansicht und Details.

Hinweise auf bistumsgeschichtliche Literatur – Buchbesprechungen

Historischer Atlas von Bayerisch-Schwaben. 2. neu bearbeitete und ergänzte Auflage des 1955 erstmals von Wolfgang Zorn herausgegebenen historischen Schwabenatlases im Auftrag der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft unter Mitwirkung der Kommission für bayerische Landesgeschichte in Verbindung mit Wolfgang Zorn, herausgegeben von Hans Frei, Pankraz Fried, Franz Schaffer. 1. Lieferung. Redaktion Karl-Ludwig Ay, Titelei, Geleit- und Vorworte, Gesamtprogramm, 9 Karten mit Text und Kartenhülle für den Gesamtatlas. Augsburg 1982. DM 48,- (bei Bestellung des Gesamtwerkes DM 36,-)

Das Atlaswerk stellt die Neubearbeitung des Historischen Atlases von Bayerisch-Schwaben dar, den Wolfgang Zorn 1955 herausgegeben hat und der schon seit einer Reihe von Jahren vergriffen ist. Der neue Atlas erscheint in Einzellieferungen, die insgesamt etwa 100 Karten mit erläuternden Texten umfassen werden. Die Thematik lehnt sich eng an den Zornschen Atlas an, ergänzt ihn jedoch mit neuen oder auf den neuesten Stand gebrachten Karten. Berücksichtigt ist das Gebiet des Bezirks Schwaben vor und nach der Reform 1972. So bieten in der ersten Lieferung vier transparente Auflegeblätter die Kreis- und Gemeindegrenzen und die Stadt- und Landkreise für die Jahre 1955 und 1980. Die Geschichte des Früh- und Hochmittelalters ist durch die Darstellung Ostschwabens im schwäbischen Stammesherkzogtum zwischen der Mitte des 8. Jahrhunderts bis zum 13. Jahrhundert und eine Karte der Königsaufenthalte und Königsstraßen in Schwaben berücksichtigt. Die Vielzahl der weltlichen und geistlichen Territorien Schwabens, unmittelbar vor der Säkularisation, dokumentiert die im Großformat beigegebene von Zorn und Ay erstellte Karte, die in ihrem Ursprung auf den Bistumshistoriker Alfred Schröder zurückgeht. Während E. Kohler den Abbau von Bodenschätzen und nutzbaren Ablagerungen darstellt, zeigt W. Zorn in der letzten Karte der 1. Lieferung die militärischen Operationen im 2. Weltkrieg in Schwaben auf. Er führt die zwischen 1941 und 1945 von Luftangriffen betroffenen Orte an, u. a. Donauwörth, das im April 1945 etwa 74 % seines Wohnungs-Vorkriegsbaubestandes verlor, und skizziert den Vormarsch der amerikanischen und französischen Truppen durch Schwaben. Werden auch noch einige Jahre vergehen, bis

das Gesamtwerk vorliegt, so kann man jetzt schon sagen, daß es sowohl für die wissenschaftliche Erforschung Bayerisch-Schwabens als auch für die Veranschaulichung historischer Tatbestände in Schule, Verwaltung und Heimatforschung unentbehrlich sein wird. Man kann Verwaltungsbehörden, Lehrer und Historiker nur ermutigen, jetzt schon das Gesamtwerk beim Verlag der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft in Augsburg oder über den Anton H. Konrad-Verlag in Weißenhorn zu bestellen. Peter Rummel

Wolfgang Wulz, Der spätstaufische Geschichtsschreiber Burchard von Ursberg. Persönlichkeit und historisch-politisches Weltbild (= Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde Bd. 18). Stuttgart 1982, 299 Seiten.

Diese von der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen als Dissertation angenommene Arbeit befaßt sich mit einer in der Augsburger Bistumsgeschichte eigentlich nur den Historikern vertrauten Persönlichkeit, mit dem Prämonstratenserpropst Burchard, der von 1215 bis 1231 dem Stift Ursberg vorstand und als Verfasser einer Weltchronik Bedeutung erlangte. Eduard Gebele hat in den Lebensbildern aus dem Bayerischen Schwaben (Bd. 10) diesen Chorherrn in einer zusammenfassenden Darstellung schon vor zehn Jahren gewürdigt, dabei allerdings nur den bisher bekannten Forschungsstand wiedergegeben. Wolfgang Wulz dagegen hat es sich in seiner Dissertation zum Ziel gesetzt, den Lebensweg des Ursberger Propstes unter Auswertung der Weltchronik darzustellen und die Lebens- und Geistesart des Autors und seine Stellung zu den bedeutendsten Problemen seiner Zeit herauszuarbeiten, kurz gesagt, „ein umfassendes Bild von Persönlichkeit und Weltbild dieses mittelalterlichen Geschichtsschreibers zu zeichnen“ (S. 3). In fünf Abschnitten geht Wulz dieses Ziel an: Leben und Werk Burchards von Ursberg – Die Chronik als Spiegel der Persönlichkeit des Verfassers – Burchard und die politischen Probleme seiner Zeit – Wirkungsgeschichte der Chronik seit der Mitte des 15. Jahrhunderts – Zusammenfassung und Ergebnis. In einem Anhang wird die Gliederung der Gesamtchronik nach Überschriften geboten, der sich ein Quellen- und Literaturverzeichnis anschließt; ein Register ist nicht vorhanden.

Wulz kann zunächst die in groben Zügen schon aus der Chronik bekannten biographischen Angaben über den Geburtsort Biberach an der Riß zusätzlich absichern und das erfolgreiche Wirken Burchards als Propst von Ursberg durch zwei Urkundenfunde zur Schenkung einer Pfarrei an das Stift belegen. – Übrigens ist dem Verfasser bei der Nennung der sogenannten Stiftungsurkunde von Ursberg vom 16. 2. 1130 ein Irrtum unterlaufen. Er spricht (S. 18) von dem Privileg des Augsburger Bischofs Hartmann. In Wirklichkeit aber handelt es sich um Bischof Hermann aus dem Geschlecht der Markgrafen von Cham (1096–1133). – Die weiteren Erkenntnisse gewinnt Wulz vor allem aus der

Interpretation der in der Chronik genannten Fakten. Burchard ist ein Parteigänger der Könige und Kaiser aus dem staufischen Haus, denen er allerdings die Gefolgschaft aufkündigte, wenn es um die Belange des eigenen Stifts Ursberg ging. Ansonsten aber zeichnete er die Staufer in positivem Licht, während er die Päpste und ihre Kurie überwiegend negativ beurteilte. Trotzdem war er ein überzeugter Vertreter seiner Kirche.

Die von Burchard verfaßte Chronik, deren Original nicht mehr vorhanden ist, fand zunächst wenig Verbreitung. Von den erhaltenen Abschriften ist die um 1470 entstandene Papierhandschrift für die Überlieferung am wertvollsten. Sie befand sich im Besitz des Augsburger Humanisten Conrad Peutinger und wurde in ihrem zweiten Abschnitt Vorlage für einen zwischen 1470 und 1474 in Augsburg erschienenen Wiegendruck mit dem Titel „Historia Friderici“. Die Chronik Burchards aber erschien als Erstausgabe 1515 in Augsburg und bildete in der Folgezeit bis weit in das 17. Jahrhundert hinein eine begehrte Lektüre für historisch interessierte Kreise. Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt plant im Rahmen der Freiherr-vom-Stein-Gedächtnis-Ausgabe die Ursberger Chronik des Propstes Burchard zweisprachig herauszugeben. Möge dieses Vorhaben bald zu verwirklichen sein.

Peter Rummel

Wilhelm Liebhart, Die Reichsabtei Sankt Ulrich und Afra zu Augsburg. Studien zu Besitz und Herrschaft 1006–1803 (= Historischer Atlas von Bayern, Teil Schwaben, Reihe II, Heft 2). München 1982. XXXIX + 725 Seiten, 6 Abbildungen, Karte mit Besitzstand von 1788. DM 88,–

Die von der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene Veröffentlichung lag in ihren wesentlichen Teilen 1980 den Philosophischen Fakultäten I/II der Universität Augsburg als Inaugural-Dissertation vor. Wolfgang Liebhart hat sie mit sehr großem Fleiß nach Bearbeitung eines überreichen Archivmaterials und einer Vielzahl von Druckschriften erstellt. Nach einem kurzen Vorwort und dem Quellen- und Literaturverzeichnis (XIII–XXXIX) bietet der Verfasser einen Überblick über den Forschungsstand und nennt das Ziel seiner Arbeit, nämlich den Besitz von Ulrich und Afra, seine Herkunft und Entwicklung vom 11. bis 18. Jahrhundert zu analysieren und die Herrschaftsentwicklung in all ihren Formen (Grund-Leib-Niedergerichts- und Ortsherrschaft sowie Landeshoheit) zu untersuchen (S. 8). Der anschließende Bericht zur Quellenlage zeigt, daß die Augsburger Reichsabtei „in Bayern zu den geistlichen Kommunitäten mit der umfanglichsten Quellenüberlieferung“ zählt. Die Bestände liegen glücklicherweise ziemlich geschlossen in den Archiven und Bibliotheken von München, Augsburg und Neuburg.

Liebhart begnügt sich nicht, wie der Titel zunächst vermuten lassen könnte,

mit der bloßen Besitz- und Herrschaftsgeschichte, sondern er sieht diese in Verbindung mit der geistigen und geistlichen Entwicklung des Benediktinerklosters. Das macht die Arbeit besonders wertvoll. Der erste Teil (S. 15–290) versucht in acht Abschnitten diese Zusammenhänge aufzuzeigen: Zur Gründungsgeschichte St. Ulrichs als bischöfliches Eigenkloster (1006–1021) – St. Ulrich und Afra im Zeitalter der Klosterreformen und des Investiturstreites bis 1200, der Aufbau der Grundherrschaft – Das bischöfliche Kloster in der spätmittelalterlichen Krisenzeit (1200–1400) – Klosterreform, Humanismus und Reformation (1404–1548), mit einem Exkurs über den Abfall des Klostersdorfes Haunstetten als Herrschaftskonflikt – Der Kampf um Reichsunmittelbarkeit und Reichsstandschaft im 16./17. Jahrhundert – Hofmarken, Ortsherrschaften und Territorienbildung im 15. bis 17. Jahrhundert, mit einem Exkurs über den Besitz des Klosters in der Grafschaft Tirol – Die Reichsabtei am Ende des Alten Reiches (1664–1803), mit einem Anhang über den Status activus und passivus um 1800 – Zusammenfassung und Ergebnisse.

Im anschließenden zweiten Teil (S. 291–684) werden alle Güter und Rechte von 1006 bis 1803 zusammengestellt. St. Ulrich und Afra besaß solche für kurze Zeit oder über Jahrhunderte hinweg in mehr als 500 Siedlungen Oberbayerns, Schwabens und Tirols. Mit Ausnahme der Tiroler Besitzungen werden die betreffenden Orte in alphabetischer Reihenfolge angeführt. Zwei Register ermöglichen die wissenschaftliche Bearbeitung. Während das 1. Register Orts- und geographische Namen, Personen und einige Sachwörter enthält, verzeichnet Register 2 den Personalstand von St. Ulrich und Afra.

Diese Arbeit von Wolfgang Liebhart verdient Anerkennung und große Beachtung, berücksichtigt sie doch nicht nur bisherige Forschungsergebnisse über das Reichskloster St. Ulrich und Afra. Sie bietet vielmehr infolge eines gründlichen Quellenstudiums neue Aspekte und Zusammenhänge für die Kloster-, aber auch für die allgemeine Bistumsgeschichte, darüber hinaus neue Erkenntnisse für die Besitz- und Herrschaftsgeschichte in vielen Orten Bayerns, besonders im Raum der Diözese Augsburg. Peter Rummel

Balthasar Neumann – Der mainfränkische Barockbaumeister. Von Hans Reuther (HR). Süddeutscher Verlag, München 1983. 280 Seiten mit 197 z. T. farbigen Abbildungen, Großformat, DM 148,–

Professor Dr. Dr. Hans Reuther, Ordinarius für Baugeschichte an der Technischen Universität Berlin, ist heute unstrittig einer der besten Kenner des großen fränkischen Barockbaumeisters Balthasar Neumann (geb. Eger 1687, gest. Würzburg 1753) und seiner baukünstlerischen Leistungen vor allem in Süddeutschland. Der vorliegenden Veröffentlichung gingen ca. 50 Zeitschriftenaufsätze zur deutschen und österreichischen Architekturgeschichte sowie

viele selbständige Schriften ähnlicher Art voraus. Von letzteren seien nur zwei genannt: „Die Kirchenbauten Balthasar Neumanns“ Berlin 1960 (122 S., 66 Abb.) und „Die Zeichnungen aus dem Nachlaß Balthasar Neumanns: der Bestand in der Kunstbibliothek Berlin“ Berlin 1979 (90 S., 52 Taf.). So darf die vorliegende Arbeit über Leben und Werk von Balthasar Neumann in gewisser Hinsicht als Krönung aller bisherigen baugeschichtlichen Veröffentlichungen Hans Reuthers über den großen mainfränkischen Barockbaumeister angesehen werden. Dieses Buch stellt also die Summe seiner Erfahrungen und Kenntnisse zu diesem Thema dar.

Der Verfasser gliedert sein Werk wie folgt: S. 7–38 Leben und Bauaufgaben, 29 Abb. – S. 39–100 Der Sakralbau, 35 Abb. – S. 101–153 Der Profanbau, 40 Abb. – S. 154–157 Bauingenieurkunst und Feuerwerkerei, 3 Abb. – S. 158–161 Zeichnungen und Modelle – S. 162–173 Balthasar Neumann in seiner Zeit.

An diese Beschreibung und Würdigung der baukünstlerischen Leistungen der von Balthasar Neumann gebauten oder geplanten Werke, besonders aus bautechnischer Sicht, schließt sich an:

S. 175–238 Katalog der von Balthasar Neumann gebauten oder geplanten Werke, 65 Abb., 87 Orte. – S. 239–243 Exkurs: Der Konstruktionsgrundriß für die Einwölbung und die Dachwerke der Abteikirche zu Neresheim von Franz Ignaz Michael Neumann (1733–1785). Die statischen Erläuterungen zu diesem Konstruktionsriß steuerte Prof. Dr.-Ing. Klaus Dierks, ebenfalls Berlin, bei. – S. 244–245 Übersichtskarte „Wirkungsbereich B. Neumanns ausgeführte Bauten und Projekte. – S. 246–253 Kurzbiographien der Architekten und Baumeister im Umkreis Balthasar Neumanns. – S. 254–257 Literaturhinweise zum Leben und Werk Balthasar Neumanns samt Nachwort. – S. 258–269 Synchronoptische Zeittafel für die baugeschichtlichen Vorkommnisse während der Lebenszeit von Balthasar Neumann 1687–1753. – S. 270–277 Abbildungsverzeichnis und Fotonachweis für sämtliche 197 Aufnahmen (schwarz/weiß und farbig). – S. 278–280 Register (Orte und Namen).

Dazu noch eine gesonderte Beilage in Farbe: Der Neresheimer Konstruktionsriß für die Einwölbung und die Dachwerke von Franz Ignaz Michael Neumann aus dem Jahr 1755.

Als kräftigste Förderer und Mäzene zeigen sich für Balthasar Neumann zeit seines Lebens Angehörige der fränkischen Grafenfamilie der Schönborn, die während der rund 42jährigen Tätigkeit in ihrem Dienst die Bischofsstühle von Würzburg, Bamberg, Konstanz, Mainz, Speyer, Trier und Worms innehatten. Außerdem lassen sich immer wieder Beziehungen zu Benediktiner-, Prämonstratenser- und Zisterzienserabteien des Hl. Römischen Reiches Deutscher Nation feststellen, so zu Banz, Ebrach, Göttweig, Langheim, Münsterschwarzach, Neresheim, Oberzell und Prüm. Ebenso spielen alle großen Architekten der damaligen Zeit irgendeine Rolle im Leben und Wirken Balthasar Neumanns, sei es durch gegenseitige Beeinflussung oder Abhängigkeit oder auch

durch Zusammenarbeit in verschiedenster Weise. Es sei hier nur an so berühmte Namen wie Dientzenhofer, Greising, Hildebrandt, Schlaun, Welsch oder an die Franzosen de Cotte und Boffrand erinnert. All diesen tüchtigen Männern ihres Faches kann man im Werk Balthasar Neumanns und seiner Darstellung durch Hans Reuther immer wieder begegnen.

Zu Kirchenbauten (Sakralbau) wurde Neumann während seines Lebens in vielfacher Weise herangezogen, sowohl zur Beratung wie für Planzeichnungen oder für zeitraubende Durchführung von Bauplänen, so insbesondere für folgende Kirchenbauten:

1721 Würzburg, Schönbornkapelle (Grablege) – 1726 Holzkirchen, Propsteikirche – 1727 Wiesentheid – 1727 Münsterschwarzach, Abteikirche (ab 1821 abgerissen) – 1730 Gößweinstein, Wallfahrtskirche – 1732 Würzburg, Hofkirche – 1735 Heusenstamm – 1738 Trier, St. Paulin – 1741 Kitzingen-Etawahausen – 1742 Vierzehnheiligen – 1742 Gaibach – 1747 Neresheim – 1751 Maria Limbach.

Soweit möglich, zeigt Hans Reuther in seinem Werk über Balthasar Neumann genau auf, wie weit dieser nur zur Gestaltung von Plänen oder Planskizzen beigezogen wurde, wie weit er sie ausführte, wie weit er dabei von vorgegebenen Entwürfen und Ideen anderer Künstler abhängig war.

Bei der Wiedergabe von einschlägigen entsprechenden Bildillustrationen darf festgestellt werden, daß die meisten Bildbeigaben, vor allem die farbigen, recht gut geworden sind, daß aber eine Reihe anderer zu dunkel geraten sind (Neresheim!) und bei der farbigen Wiedergabe der Wandgestaltung (wieder Neresheim!) nicht scharf genug erscheinen.

Außerdem ist dem Verfasser in bezug auf Neresheim ein kräftiger Irrtum unterlaufen. Es ist unrichtig, wenn Hans Reuther (S. 84) schreibt, daß Abt Aurelius Braisch von Neresheim persönlich an den Weihefeierlichkeiten in Münsterschwarzach am 8. September 1743 teilgenommen habe. Hierfür gibt es keinen Beweis, sondern nur für das Gegenteil, wie ich schon 1934 in meiner Baugeschichte der Abtei Neresheim (S. 91) ausgeführt habe. Die Festschrift von Münsterschwarzach vom Jahr 1743 – in der Neresheimer Barockbibliothek ist ein Exemplar vorhanden und gezeichnet als „liber scholae Neresh.“, d. h. als zur Bibliothek des Klostergymnasiums in Neresheim gehörig. Diese Festschrift gibt in ihrem unpaginierten Schlußteil „C. Kurtzer Bericht von dem Ceremoniel...“ (vom 8. bis 15. September 1743) genau die Namen der Prälaten und Äbte an, die während dieser Festwoche in Münsterschwarzach anwesend waren und während dieser Woche die täglichen feierlichen Gottesdienste hielten. Es waren das der Propst des Augustinerchorherrenstifts Heidenfeld, der Schottenabt von St. Jakob in Würzburg und die Äbte von Kloster Theres, von Münsterschwarzach, Würzburg St. Stefan und Ebrach, diese alle am 8. September und während der Oktav. Zum Schlußtag am 15. September erschienen noch die Äbte von Waldsassen, Michelfeld und Weissenohe – von einer Anwesenheit

des Abtes Aurelius von Neresheim ist keine Rede.

Hans Reuther scheint seinen Irrtum aus W. Fuchs „Die Abteikirche zu Neresheim und die Kunst Balthasar Neumanns“, Stuttgart 1914, Seite 4 übernommen zu haben. Viel wahrscheinlicher erscheint mir, daß eine persönliche Begegnung zwischen Balthasar Neumann und Abt Aurelius Braisch in Ellwangen stattfand, wohin Neumann im Auftrag des dortigen Fürstpropsts im September 1747 kam (vgl. Ellwanger Jahrbuch 1917/1919, Seite 12; Seite 13 ist dann der Plan von Neumann für das geplante neue Rathaus in Ellwangen abgebildet)., vgl. auch Hans Reuther S. 182 unter „Ellwangen“ und meine „Baugeschichte der Abtei Neresheim“ S. 91 Anmerkung 278.

Bedeutsam ist im Zusammenhang mit Neresheim noch, daß Hans Reuther seinem Werk über Balthasar Neumann den hochwertigen „Konstruktionsriß“ des Franz Ignaz Michael Neumann, erläutert von Professor Dr. Klaus Dierks, Berlin, als Sonderbeilage in Farbdruck beigab, nachdem er ihn schon in seinem Werkkatalog unter N. 160/162 verzeichnet und kurz besprochen hatte (siehe S. 290ff.). Die Gedanken des jungen, erst 22jährigen Ignaz Neumann wurden nicht verwirklicht. Hans Reuther nennt diesen Konstruktionsriß einen „Markstein der Bautechnik auf dem Weg zum Stahlbetonbau“ und zugleich „den ersten Nachweis der überragenden technisch-konstruktiven Begabung“ des jungen Ignaz Neumann (S. 18).

Teil 3 seines Neumannwerkes widmet Hans Reuther dem Profanbau (erstellte Bauten oder Planungen), worin vor allem Fassadengestaltungen, Treppenhäuser und fürstbischöfliche Residenzen erscheinen. Auch einige Klosterbauten werden hier erwähnt. Aufgeführt und gewürdigt werden die Residenzen von Bruchsal, Brühl, Karlsruhe, Meersburg, Pommersfelden, Veitshöchheim, Werneck und Wien und die Klosterbauten in Ebrach OCist., Heidenfeld OSAug. und Oberzell OPraem; dazu kommen noch einige Fassadengestaltungen von kirchlichen und profanen Bauten in Bamberg und Würzburg. Hans Reuther hebt bei all diesen Bauten oder Bauplänen die „kollektivistische Planungs-methode“ (S. 108) hervor, da die verschiedensten Architekten bei den einzelnen Bauvorhaben zu Rate gezogen wurden und sich gegenseitig beeinflussten. Es soll nicht verschwiegen werden, daß Hans Reuther auch auf die teilweise farbige Behandlung mancher Schloßbauten der Barockzeit eingeht (S. 109), daß die Farbigekeit auch an einzelnen Straßenfronten in Würzburg (S. 141) zur Durchführung kam. Die Farbenfreudigkeit an Gebäuden der Barockzeit läßt sich immer wieder für das 18. Jahrhundert feststellen, weshalb man auch heute versucht, bei Restaurierungen großer Barockanlagen wie vereinzelter Bauten wieder zu ihrer einstigen Farbigekeit zurückzukehren. Erwünscht wäre in diesem Zusammenhang (S. 136 bzw. S. 203) eine kurze Notiz über den Benediktinermönch und Baumeister Christof Gessinger, der beim Bau der Residenz von Meersburg auftritt, aber in den „Kurzbiographien“ von Hans Reuther nicht weiter erwähnt wird.

In zwei kleineren Schlußabschnitten behandelt Hans Reuther noch die Stellung von Balthasar Neumann zur „Bauingenieurkunst und zur Feuerwerkerei“, wobei er vor allem auf die Verdienste von Neumann um den Brückenbau (Würzburg, Alte Mainbrücke 1722, Brückenbau in Tauberrettersheim 1733, Kitzingen-Etwashausen 1744) und verschiedene Wasserbauanlagen am Main, in Eger seit 1709, in Bad Bocklet 1724 und in Bad Kissingen 1737 eingeht, wie er auch die Durchführung eines großen Feuerwerks in Würzburg 1725 anlässlich des Besuchs der Erzherzogin Elisabeth von Österreich auf ihrer Reise in die Niederlande zu gestalten und zu betreuen hatte.

Schließlich weist Hans Reuther in seinem Neumannwerk noch darauf hin, daß von den beiden Skizzenbüchern Balthasar Neumanns eines zu Ende des 2. Weltkrieges (mit 129 Nummern) verloren ging, während ein zweites 1981 von J. Hotz veröffentlicht wurde. Das von Balthasar Neumann im Jahr 1713 erfundene Meßinstrument ist noch vorhanden. Größere Sammlungen von Zeichnungen und Architekturskizzen von ihm seien heute in der Sammlung Eckert im Mainfränkischen Museum zu Würzburg und in der Kunstbibliothek zu Berlin erhalten. Modelle zu seinen Bauten finden sich nur in München für Münsterschwarzach und in Bamberg für Vierzehnheiligen.

Ich möchte diesen Hinweis auf die gediegene und überaus wertvolle Veröffentlichung von Hans Reuther über Balthasar Neumann schließen mit zwei Gedanken, die der Verfasser am Schluß seiner Ausführungen ausspricht, wenn er S. 164 meint: „Die geniale künstlerische Entwicklung Balthasar Neumanns konnte sich nur in der Wechselwirkung mit anderen, sehr bedeutenden Architekten seiner Zeit vollziehen“ und S. 167: „Mit dem Tod Balthasar Neumanns endete im deutschsprachigen Raum die Entwicklung und vor allem die Weiterbildung der spätbarocken Architektur, die durch ihn in Vierzehnheiligen und Neresheim ihren letzten Höhepunkt erleben durfte“.

Man kann aber auch von Balthasar Neumann und seinen großartigen Erfolgen im Bereich der barocken Baukunst das Wort gelten lassen, das über den Tod des letzten deutschen Papstes, Hadrian VI., niedergeschrieben wurde: „wie sehr kommt es doch darauf an, in welcher Zeit auch des trefflichsten Mannes Wirken fällt“.

Balthasar Neumann war ein bedeutender Mensch, fand an der Familie Schönborn und anderwärts viel Verständnis und Förderung, äußerlich war es eine recht ruhige Zeit und so war seinem Aufstieg und seinem Wirken keine Grenze gesetzt. Gottes Fügung hat ihn auch vor zwei Enttäuschungen bewahrt: daß sein größter Kirchenbau in Münsterschwarzach in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zerstört wurde und die hochfliegenden Pläne für die Vollendung der Abteikirche auf dem Ulrichsberg zu Neresheim nicht mehr ganz in seiner Intention verwirklicht wurden.

P. Dr. Paulus Albert Weissenberger O.S.B.

Franz Xaver Portenlänger, Die barocke Kunsttätigkeit des Klosters Kaisheim – Schreiner und Bildhauer des 18. Jahrhunderts (= Hefte des Kunstgeschichtlichen Instituts der Universität Mainz 4), Speyer 1980.

Die bei Professor Fritz Arens an der Universität Mainz entstandene Dissertation schließt eine große Lücke in der Erforschung der barocken Figuralplastik und Altarbaukunst des donauschwäbischen Raumes vom Ende des 17. bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus. Das Fehlen einer systematischen und gründlichen Bearbeitung des außerordentlich reichhaltigen Materials im Raum um Donauwörth und Neuburg einschließlich seiner Ausstrahlungen bis in das Ries wog um so schwerer, da die Barockplastik im benachbarten Dillinger Gebiet durch die Arbeiten von Julius Schöttl über die Libigo, Stephan Luidl, Franz Karl Schwertle und Johann Michael Fischer zu den am besten erforschten Bereichen der schwäbischen Barockkunst zählt¹. Der Anstoß, den die Monographie von Ulrike Gauß über Andreas Thamasch und seine Kaisheimer Tätigkeit gegeben hat, wurde von Franz Xaver Portenlänger mit sichtlicher Freude aufgenommen und hat zu einem respektablen Ergebnis geführt, das einen beträchtlichen Teil schwäbischer Barockplastik dem Dunkel der Vergessenheit entrissen hat².

Es kann nicht Aufgabe dieser Rezension sein, alle sieben Kapitel der Arbeit Portenlängers mehr oder weniger ausführlich zu besprechen. Vielmehr möchte ich mich auf das 2. Kapitel, das die Tätigkeit Johann Paulin Tschiderers im Donauwörther Raum und seine Auswirkungen behandelt, und auf das 6. Kapitel mit der Tätigkeit der Augsburger Bildhauer Placidus und Ignaz Wilhelm Verhelst für die Zisterzienser sowie auf einige Aspekte des ornamentalen Schaffens im Zusammenhang mit der Kaisheimer Klosterwerkstatt beschränken.

Im 2. Kapitel kann Portenlänger das Werksverzeichnis von Johann Paulin Tschiderer und seiner Werkstatt um vier Plastiken in den Pfarrkirchen von Erlingshofen und Fünfstetten sowie in der Filialkirche von Schäfstall erweitern³. Aus dem Einflußbereich Tschiderers kommen zwei Aufsatzengel in der Wallfahrtskirche von Jagstheim bei Kirchheim am Ries hinzu⁴. Die Zuschreibung der 14 Nothelfer in Heißesheim an Tschiderer bzw. seine Werkstatt versieht Portenlänger mit einem Fragezeichen⁵. Die Berechtigung dieses Zwei-

¹ Julius Schöttl, Franz Karl Schwertle und Johann Michael Fischer: JHVD 48, 1934/35, S. 64 ff. – Ders., Johann Baptist Libigo, Joseph Anton Libigo, Stephan Luidl: JHVD 49/50, 1936/38, S. 207 ff.

² Ulrike Gauß, Andreas Thamasch (1639–1697). Stiftsbildhauer in Stams und Meister von Kaisheim, Weißenhorn 1973.

³ Portenlänger, S. 21 f.

⁴ Portenlänger, S. 29 f.

⁵ Portenlänger, S. 21.

fels hat sich inzwischen bestätigt, da diese Plastiken durch den Rezensenten als gesicherte Werke des Donauwörther Bildhauers Christian Eisele aus dem Jahre 1688 nachgewiesen werden konnten⁶. In diesem Zusammenhang muß die Muttergottes mit dem Jesuskind in Heißesheim erwähnt werden, die Portenlänger zutreffend als Plastik aus „einer heimischen Werkstatt im Umkreis von Andreas Thamasch“ bezeichnet⁷. Die unmittelbare Verwandtschaft mit der hl. Barbara aus dem Heißesheimer Nothelferzyklus macht deutlich, daß auch sie ein Werk Christian Eiseles ist, das um 1690 entstanden sein dürfte⁸.

Ich möchte ausdrücklich betonen, daß dies nicht als eine abwertende Kritik an der Arbeit Portenlängers aufzufassen ist, sondern als eine Ergänzung, die erst im Zusammenhang mit diesem umfassenden Überblick möglich geworden ist. Die Schaffung dieser Grundlagen durch eine außerordentliche Fleißarbeit und durch eine klare Überschaubarkeit auf den Gebieten der figürlichen Plastik und der Altarbaukunst ist das hervorragende Verdienst Portenlängers. Dies wird vor allem in der Darstellung der Zusammenarbeit zwischen Johann Paulin Tschiderer und der Kaisheimer Klosterwerkstatt und ihrer Ausstrahlungen verdeutlicht. Die früheste archivalisch belegte Ausstrahlung der Kaisheimer Klosterwerkstatt ist die Errichtung eines Choraltars in der Klosterkirche Oberschönenfeld durch den Kaisheimer Schreiner Frater Michael Geier im Jahre 1682⁹. Im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts schuf Johann Paulin Tschiderer für Oberschönenfeld zwei Figurengruppen, den hl. Joseph mit dem Jesusknaben und den hl. Joachim mit der kleinen Maria¹⁰. Diesen beiden Gruppen kann eine vierfigurige Kreuzigungsgruppe hinzugefügt werden, die am Sockel mit 1699 datiert und zeitweilig im Nonnenchor der Klosterkirche Oberschönenfeld aufgestellt ist. Der Kruzifix zeigt ein Maß an Übereinstimmung mit demjenigen im Festsaal des Cassianeums zu Donauwörth, den Gauß in das 2. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts datiert, daß seine Zuschreibung an Tschiderer als gesichert bezeichnet werden kann (Abb. 37)¹¹. Durch die scharfelinige und energische Schnitzweise, die vor allem in der Ausarbeitung des Brustkorbes und der Beine zum Ausdruck kommt, gibt sich der Oberschönenfelder Kruzifix als eigenhändige Arbeit Tschiderers zu erkennen, während die Assistenzfiguren die erheblich schwächere Hand eines Werkstattmitglieds zeigen. Das Lententuch mit seiner strudelnden Faltenführung bildet die unmittelbare Vorstufe für das gleiche Motiv beim Donauwörther Kruzifix.

⁶ Karl Kosel, Tätigkeitsbericht des Diözesankonservators: JVAB 16, 1982, S. 299 ff.

⁷ Portenlänger, S. 46, Abb. 29.

⁸ K. Kosel, a.a.O., Abb. 33.

⁹ Portenlänger, S. 52.

¹⁰ U. Gauß, a.a.O., S. 120 m. Abb.

¹¹ U. Gauß, a.a.O., S. 123 f., Abb. S. 124.

Im zweiten Abschnitt des 2. Kapitels behandelt Portenlänger die kirchlichen Ausstattungsstücke um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert, vor allem die Altäre in der Schloßkirche von Leitheim, die Kanzel und die Altäre des Chorumgangs und des nördlichen Querhauses in der Klosterkirche Kaisheim¹². Diese Ausstattungsstücke schreibt er überzeugend der Kaisheimer Klosterwerkstatt zu und grenzt sie von den Altären Tschiderers in der Gruftkapelle von Hl. Kreuz in Donauwörth ab. Tschiderers Mitarbeit als Figuralplastiker ist bei der Kanzel und dem nördlichen Querhausaltar in Kaisheim sowie bei den Altären in Leitheim stilkritisch gesichert¹³. Die reiche Akanthusschnitzerei an den Kaisheimer und Leitheimer Altären wirft eine interessante Frage hinsichtlich der Stuckausstattung der Leitheimer Schloßkirche auf, die ziemlich gleichzeitig mit den 1696 geschaffenen Altären entstanden sein dürfte. Ungewöhnlich für die Entstehungszeit ist die Sparsamkeit der Stuckdekoration, in der das Rahmenwerk an den Gewölbeflächen dominiert, was wohl als ein Ausfluß der strengen zisterziensischen Baugesinnung gewertet werden kann. Als Auflockerung in diesem strengen Rahmensystem erscheinen geflügelte Cherubsköpfe mit stark verräumlichten Akanthusranken (Abb. 38). Dieses Akanthusornament zeigt eine unmittelbare Übereinstimmung mit den Ornamentsschnitzereien an den Aufsätzen der Leitheimer Altäre¹⁴. Der Einfluß des Schnitzers auf die Formung durch den Stukkator kommt vor allem in der scharfen ausgesägten Konturbildung der verräumlichten Blattform zur Geltung. Schon daraus wird deutlich, daß der unbekannte Leitheimer Stukkator in unmittelbarer Abhängigkeit von den Schnitzern der Kaisheimer Klosterwerkstatt stand. Dieser Befund bestätigt sich bei den sehr schön und schwungvoll geformten Cherubsköpfen, die mit denjenigen an den Brüstungsfeldern der Kaisheimer Kanzel (1699) unmittelbar verwandt sind¹⁵. Daraus ergibt sich als mögliche Schlußfolgerung, daß der in der Leitheimer Schloßkirche tätige Stukkator mindestens für die figürlichen Teile Model benützt hat, die von den Schnitzern der Kaisheimer Klosterwerkstatt angefertigt wurden. Eine Mitarbeit von Johann Paulin Tschiderer und seiner Werkstatt ist allerdings nicht auszuschließen. Die Einheitlichkeit der geschnitzten und stuckierten plastischen Ausstattung in der Leitheimer Schloßkirche legt die Frage nach einem Gesamtentwurf und seinem Meister nahe. Hier dürfte an den Schreiner Frater Michael Geier zu denken sein, dessen Tätigkeit als entwerfender Baumeister beim Turmneubau der Pfarrkirche von Baierfeld im Jahre 1696, d. h. gleichzeitig mit den Leitheimer Altären, archivalisch belegt ist¹⁶. Daraus wird ersichtlich, daß durch den Fleiß und die Sorgfalt

¹² Portenlänger, S. 53 ff.

¹³ U. Gauß, a. a. O., S. 121 ff. m. Abb.

¹⁴ Portenlänger, Abb. 1, 2, 11.

¹⁵ Portenlänger, Abb. 32.

¹⁶ Portenlänger, S. 52.

von Portenlängers Arbeit ein umfassender Einblick in das Zustandekommen des barocken Gesamtkunstwerkes im donauschwäbischen Bereich ermöglicht wird.

Die Zusammenarbeit der Kunstschreiner und Ornamentschnitzer in der Kaisheimer Klosterwerkstatt erreicht im Rokoko ihre höchste Blüte. Im 3. Kapitel gelingt Portenlänger der Nachweis, daß Frater Michael Schmid (1705–73) der führende Meister als Kunstschreiner und Ornamentschnitzer in Kaisheim ist. Als seine Hauptwerke können der Hochaltartabernakel (1742) und die Kanzel (nach 1750) in Leitheim sowie der Vesperbildaltar in der Münsterkapelle (1742), der Marienaltar in der Stiftskapelle und der Hochaltar in der Klosterkirche von Kirchheim am Ries (1756) nachgewiesen werden¹⁷. Weitere hervorragende Ornamentschnitzereien aus der Kaisheimer Werkstatt befinden sich in den Pfarrkirchen von Tapfheim, Riedlingen und Genderkingen sowie in Kaisheim selbst¹⁸.

Als eine der wesentlichsten Ursachen für dieses Aufblühen der Kunstschreiner- und Ornamentschnitzerei in Kaisheim ist die Tätigkeit der Schreinerwerkstatt des Dominikanerklosters St. Magdalena in Augsburg am Kaisheimer Chorgestühl (1698) zu bezeichnen¹⁹. Der überzeugende stilkritische Nachweis Portenlängers, daß diese Augsburger Werkstatt das heute in Neuburg befindliche Schrankwerk der Kaisheimer Klosterbibliothek (1734/35 – nach 1740) geschaffen hat, kann eines der wichtigsten Forschungsergebnisse über den schwäbischen Barock in den letzten Jahren genannt werden²⁰. Die hervorragende Bedeutung dieser Kunstschreinerwerkstatt aus dem Augsburger Dominikanerkloster ist außer ihren prachtvollen spätbarocken Altararchitekturen vor allem durch ihre virtuosen Intarsien und Furnierarbeiten an Altären, Kanzeln, Chorgestühlen u. ä. begründet, die den Ausstattungen der ehem. Dominikanerkirche in Obermedlingen (vollendet 1721) und der Dominikanerinnenkirche in Bad Wörishofen (um 1722) ihren besonderen künstlerischen Rang verleihen²¹. In diesem Zusammenhang ist anzumerken, daß auch die Ausstattung der Pfarrkirche von Batzenhofen (um 1722/23) – drei Altäre, Kanzel und Chorgestühl – ein Werk der Augsburger Dominikanerwerkstatt ist, dessen Intarsien mit denjenigen in Obermedlingen aufs engste verwandt sind²². Der Hinweis

¹⁷ Portenlänger, S. 77ff.

¹⁸ Portenlänger, S. 102ff.

¹⁹ Portenlänger, S. 53.

²⁰ Portenlänger, S. 163.

²¹ Heinrich Habel, Landkreis Mindelheim. Kurzinventar (= Bayerische Kunstdenkmale XXXI). München 1971, S. 57f.

²² Wilhelm Neu und Frank Otten, Landkreis Augsburg. Kurzinventar (= Bayerische Kunstdenkmale XXX). München 1970, S. 52f.

Portenlängers auf die Bedeutung der Werkstatt des Augsburger Dominikanerklosters und die Behandlung der Altararchitekturen, die aus der Verhelstwerkstatt hervorgegangen sind, im 6. Kapitel seiner Arbeit läßt eine umfassende Bearbeitung der Augsburger Altarbaukunst des 18. Jahrhunderts unter Einfluß der Gögginger Einslewerkstatt als dringendes Desiderat erscheinen.

Im Zusammenhang mit der typologischen Herleitung des Kaisheimer Johannes-Nepomuk-Altars (1731) weist Portenlänger zutreffend auf seine Verwandtschaft mit Altararchitekturen des österreichischen Bildhauers und Architekten Matthias Steinl (1643/44–1727) hin²³. Steinls künstlerische Entwicklung ist in seiner Frühzeit und Spätzeit durch große Aufträge von Zisterzienserabteien gekennzeichnet: die Ausstattung der Stiftskirche von Leubus in Schlesien (1676 ff.) und die Entwürfe für die Turmfassade und den Hochaltar der Stiftskirche von Zwettl in Niederösterreich (1722)²⁴. Der Einfluß von Steinls Zwettler Hochaltarentwurf macht sich beim Kaisheimer Johannes-Nepomuk-Altar vor allem an den Säulensockeln bemerkbar. Noch stärker ist die Abhängigkeit beim Auszug des Kaisheimer Altars. Unter den nach Steinls Entwurf ausgeführten Altären zählt der um 1705–10 entstandene Johannes-Nepomuk-Altar in der Wiener Laimgrubenkirche zu den unmittelbaren Vorstufen für die Architektur des Kaisheimer Altars²⁵. Während seiner Tätigkeit für die Zisterzienserstiftskirche in Leubus, deren Barockisierung gleichzeitig mit der Kaisheimer begann, schuf Matthias Steinl im Jahre 1684 eine Radierungsfolge von Laubwerkfriesen, die 1685 bei Johann Peter Wolff in Nürnberg veröffentlicht wurde²⁶. Das Akanthusornament dieser Laubwerkfriese kann eindeutig als das unmittelbare Vorbild für die Akanthusstukkaturen in der Leitheimer Schloßkirche und für die Rahmenornamente der Apostelbilder in der Kaisheimer Klosterkirche (1711) bezeichnet werden²⁷. Die Cherubsköpfchen der Leitheimer Stukkaturen stehen gleichermaßen unter dem Einfluß der Putten einer Radierungsfolge von Kartuschen, die Matthias Steinl im Jahre 1686 bei Johann Peter Wolff veröffentlichte²⁸. Man ersieht aus diesen Zusammenhängen die engen künstlerischen Verbindungen zwischen den großen Zisterzienserabteien in Süddeutschland und in der habsburgischen Monarchie am Beginn und in der höchsten Blütezeit des Barock. Das in der Kaisheimer Kunsttätigkeit zu beobachtende Aufblühen des ornamentalen Schaffens in Schnitzerei und Stukkatur weist auf die überwältigende Fülle stuckierter und geschnitzter Dekoration bei den großen Kirchenneubauten der Zisterzienser in Waldsassen

²³ Portenlänger, S. 93, Abb. 53.

²⁴ Leonore Pühringer-Zwanowetz, Matthias Steinl, Wien-München 1966, S. 213 ff., 228, 239; Abb. 217, 225.

²⁵ L. Pühringer-Zwanowetz, a. a. O., S. 235, Abb. 240.

²⁶ L. Pühringer-Zwanowetz, a. a. O., S. 247, Abb. 63–68.

²⁷ U. Gauß, a. a. O., S. 102 f. m. Abb.

²⁸ L. Pühringer-Zwanowetz, a. a. O., S. 248, Abb. 49.

(1681 ff.)²⁹, Fürstenfeld (1718 ff.)³⁰ und Aldersbach (1720 ff.)³¹ voraus. Die geschnitzten Kirchengeschichten in Kaisheim und Leubus stehen hier als Pionierleistungen am Beginn eines zisterziensisch geprägten Barocks.

Die Verbindung mit Augsburg als Zentrum des Ornamentstichs im 18. Jahrhundert, der auch für die Intarsienarbeiten der Augsburger Dominikanerwerkstatt von erheblicher Bedeutung gewesen sein dürfte, erreicht unter Abt Coelestin Mermos (1739–71) ihren Höhepunkt. Mit der Berufung von Gottfried Bernhard Götz nach Leitheim gewann er einen der führenden Augsburger Meister auf dem Gebiet der Stichgraphik³². Allein schon dieser Sachverhalt legt die Vermutung nahe, daß die nach 1750 entstandenen Ornamentalschnitzereien aus der Kaisheimer Klosterwerkstatt an den Bildrahmen und Reliquienschreinen in Tapfheim, Riedlingen, Genderkingen, Kirchheim am Ries, Kaisheim und Oberschönenfeld sowie an den Kanzeln in Leitheim und Baierfeld mindestens unter dem Einfluß von Gottfried Bernhard Götz entstanden sind³³. Vor allem bei den hochdifferenzierten Rocailleornamenten an den Rahmen der Tapfheimer Kreuzwegstationen ist diese Annahme sehr wohl begründet³⁴. Eine exakte Beurteilung dieser Frage ist allerdings durch das Fehlen der längst angekündigten Publikation über die Graphik von Gottfried Bernhard Götz unmöglich gemacht.

Der Augsburger Einfluß kommt während des 3. Viertels des 18. Jahrhunderts durch die Tätigkeit der Brüder Placidus (1727–78) und Ignaz Wilhelm Verhelst (1729–92) für die Klöster Kaisheim und Oberschönenfeld zur Geltung. Mit der Vorstellung der Ausstattungen in der Pfarrkirche von Tapfheim (1759/60) und in der Klosterkirche von Oberschönenfeld (1770/71) als Schöpfungen der Gebrüder Verhelst werden Hauptwerke des Augsburger Spätrokos in ihrer Bedeutung erst richtig erkannt³⁵. Vor allem die Beschreibung der Tapfheimer Altäre bei Portenlänger arbeitet den Augsburger Charakter sehr anschaulich heraus³⁶. Sein Hinweis auf den Augsburg-Wessobrunner Künstlerkreis der Verhelst, Üblher und Feichtmayr trifft eines der zentralen Probleme des bayerisch-schwäbischen Rokos, dessen Klärung noch aussteht³⁷. Mit dem Nachweis

²⁹ Hugo Schnell, Die Stiftskirche Waldsassen (= Schnells Kunstführer), München-Zürich 1957, S. 3.

³⁰ Hugo Schnell, Fürstenfeld bei Bruck (= Schnells Kunstführer 6), München-Zürich 1959, S. 4.

³¹ Michael Hartig, Ehem. Zisterzienserabteikirche Aldersbach (= Schnells Kunstführer 698), München-Zürich 1959, S. 3.

³² Portenlänger, S. 10.

³³ Portenlänger, S. 102 ff., Abb. 70–84.

³⁴ Portenlänger, Abb. 70.

³⁵ Portenlänger, S. 182 ff., 192 ff.; Abb. 131–148.

³⁶ Portenlänger, S. 186 ff.

der stilistischen Kontinuität des Altarbaus bei der Familie Verhelst von der Stiftskirche in Dießen über St. Stephan in Augsburg (1757–59), Tapfheim, St. Gallus in Deubach (1765/66) und Oberschönenfeld bis zur Ausstattung der Pfarrkirche in Pfaffenhausen (1783) charakterisiert Portenlänger die Entwicklung der Augsburger Altarbaukunst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts³⁸. Die außerordentlich hochstehende künstlerische Qualität des Figurenschmuckes der Gebrüder Verhelst auch an den Altarteilen, die der Nabsicht des Betrachters entzogen sind, veranschaulichen die Plastiken von Gottvater und Gottsohn im Hochaltarauszug der Klosterkirche Oberschönenfeld (Abb. 39 u. 40). In diesem Zusammenhang sei auf die enge Verwandtschaft des Oberschönenfelder Christushauptes mit demjenigen des Kerkerchristus im Augsburger Dom (1769) hingewiesen, die meine Zuschreibung an Placidus und Ignaz Wilhelm Verhelst eindeutig bestätigt³⁹.

Schließlich erübrigen sich noch einige Ergänzungen zum Werksverzeichnis der Brüder Placidus und Ignaz Wilhelm Verhelst bei Portenlänger:

1752 Augsburg, ehem. Fürstbischöfliche Residenz: Büste des Fürstbischofs Joseph Landgraf von Hessen-Darmstadt im Treppenhaus⁴⁰.

1764/65 Augsburg, Stadtpfarrkirche St. Maximilian: 2 Figuren, hll. Ulrich und Nikolaus. – Augsburg, Benediktinerabtei St. Stephan: Figur eines jugendlichen Heiligen (Stanislaus Kostka ?). Aus der abgebrochenen Jesuitenkirche St. Salvator⁴¹.

1767/68 Augsburg, ehem. Fürstbischöfliche Residenz: Rahmen für die Bildnisse der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahls, Franz I., im Festsaal⁴².

1769 Augsburg, Dom: Kerkerchristus.

Um 1778/79 Augsburg, Pfarrhof St. Georg: 3 Figuren, Schmerzhafte Muttergottes, hll. Ulrich und Afra; von Ignaz Wilhelm Verhelst⁴³.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß die Arbeit Portenlängers einen mustergültigen Beitrag zur Erforschung der schwäbischen Barockplastik, vor allem aber auf dem Gebiet des Altarbaus in Nord- und Mittelschwaben zwischen 1680 und 1780 darstellt. Das Bild des Kaisheimer Spätbarocks und Rokokos ist nun zu einem festen Bestandteil der schwäbischen Kunstgeschichte geworden.

Karl Kosel

³⁷ Peter Volk, *Rokokoplastik in Altbayern, Bayrisch-Schwaben und im Allgäu*, München 1981, S. 41 ff. (Zum Problem Verhelst–Üblher–Feichtmayr).

³⁸ Portenlänger, S. 199 f.

³⁹ K. Kosel, a.a.O., S. 298 f., Abb. 29.

⁴⁰ Norbert Lieb, in: *Thieme-Beckers Künstlerlexikon* 34, 1940, S. 251.

⁴¹ Ausstellungskatalog „Die Jesuiten und ihre Schule St. Salvator in Augsburg 1582“, Augsburg 1982, S. 100 f., Abb. 5 u. 10.

⁴² N. Lieb, a.a.O., S. 251.

⁴³ Karl Kosel, *Tätigkeitsbericht des Diözesankonservators*: JVAB 4, 1970, S. 206, Abb. 14.

Aegidius Kolb – Ewald Kohler, Das Landvolk des Allgäus in seinem Thun und Treiben von Joseph Schelbert 1834–1887. Kempten 1983, 317 Seiten mit Illustrationen von Heinz Schubert. DM 35,–

Der über die Grenzen Schwabens hinaus bekannte Heimatpfleger des Kreises Unterallgäu, P. Aegidius Kolb von Ottobeuren, und Ewald Kohler haben mit der Herausgabe dieses Buches einen Allgäuer Pfarrer aus „einem mehr als hundert Jahre währenden Dornröschenschlaf“ erweckt (Vorwort), der als Reichstagsabgeordneter in Berlin sich mit Nachdruck für die Belange seiner Allgäuer Heimat einsetzte und u. a. eine Landschafts- und Volkskunde unter dem Titel „Das Landvolk des Allgäus in seinem Thun und Treiben“ veröffentlichte. Es ist Joseph Schelbert, geboren 1834 in Sigishofen. Nach seinem Studium in München empfing Schelbert 1862 die Priesterweihe und war anschließend u. a. als Kaplan in Stein bei Immenstadt, Pöcking, Altusried, Fischen und als Pfarrkurat in Lengenwang tätig. 1879 übernahm er die Pfarrei Maria Rain bei Nesselwang. Von 1884 bis zu seinem Tod am 1. März 1887 gehörte er dem Reichstag an. Er bemühte sich in seiner Heimat, aber auch in Berlin, um eine „Verbesserung der Lebensbedingungen, der ihm als Seelsorger anvertrauten bäuerlichen Bevölkerung“. Er initiierte die Errichtung zahlreicher landwirtschaftlicher Vereine und Genossenschaften und vertrat als Reichstagsabgeordneter die Interessen der Allgäuer Landwirtschaft. Das alles erfährt der Leser detailliert in der 42 Seiten umfassenden Einleitung und Lebensbeschreibung. Ihr schließt sich der unveränderte Textneudruck der Originalausgabe des von Schelbert 1883 verfaßten Buches über das Allgäuer Landvolk an (S. 45–255). Dieses Werk ist in vier größere Abschnitte unterteilt: Leben und Streben – In Berg und Thal – Gesellschaft und Unterhaltung – Religion und Wissenschaft. Es gibt einen Einblick in das Leben der Bevölkerung, in die mühselige Arbeit der Almwirtschaft, in die Freizeitgestaltung und das religiöse Leben vor etwa hundert Jahren. Mit dem Abdruck einiger Reichstagsreden Schelberts, verschiedener Zeitungsberichte zum Tod des Abgeordneten, einem Literaturverzeichnis und einem Register schließen die Bearbeiter das Buch ab. Es verdient eine weite Verbreitung und eignet sich besonders als Geschenk für alle Altersgruppen, die entweder im Allgäu beheimatet sind oder in dieser landschaftlich so reizvollen Gegend ihren Urlaub verbringen und dabei auch einen Einblick in die Geschichte des Allgäus gewinnen wollen. Peter Rummel

Helmuth Witetschek (Hg.), Die kirchliche Lage in Bayern nach den Regierungspräsidentenberichten 1933–1943, Bd. VII

Ergänzungsband: Regierungsbezirke Oberbayern, Ober- und Mittelfranken, Schwaben, 1943–1945

Reihe A: Quellen. Bd. 32 der Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Mainz 1981, XVIII + 80 S. DM 24,-

Anlässlich des 50. Jahrestages der Machtergreifung des Nationalsozialismus hat man 1983 vielerorts zugleich des Widerstandes in den Volksparteien, den Kommunalverwaltungen und der Gewerkschaften gedacht, m. E. aber manchmal zu wenig davon gesprochen, daß gerade auch viele Geistliche und Gläubige der beiden großen Konfessionen vor dem Mißbrauch der Diktatur und der Glaubensfeindlichkeit dieser Bewegung gewarnt und dafür Berufsverbot, Verfolgung und Verhaftung auf sich genommen haben. Dabei dokumentieren gerade diese vertraulichen Regierungspräsidentenberichte in Bayern, bearbeitet von Helmut Witetschek u. a., die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche auf der Ebene der Gemeinden mit ihren Seelsorgern und dem Kirchenvolk. Sie zeigen, daß zahlreiche Geistliche und gläubige Christen durch Wort und Tat ihre Ablehnung des kirchenfeindlichen Hitlerregimes bekundeten. Das gilt in erster Linie für die Jahre 1933 bis 1943, die in den bereits zwischen 1966 und 1981 veröffentlichten Bänden behandelt worden sind, aber auch für die letzten Kriegsjahre 1943 bis 1945, die der Ergänzungsband darstellt. Hier fällt auf, daß „die Kirchen bzw. die Geistlichen und die Christen häufiger unter dem Abschnitt Staatsfeindliche Bestrebungen genannt werden. Anlaß zu Beanstandungen gaben: das mitmenschliche Verhalten der Bevölkerung gegenüber Ausländern oder Kriegsgefangenen, das Festhalten an kirchlichen Feiertagen, die Verbreitung von Kettenbriefen, die Neubelebung von Wallfahrten, das sog. heimtückische und staatsabträgliche Verhalten von Geistlichen und Laien, das bei ersteren zum Entzug der Erlaubnis des Religionsunterrichts führte, der immer stärker werdende Kirchenbesuch an Sonn- und Feiertagen bis hin zur Kriegsmüdigkeit besonders der kirchlich eingestellten Kreise“ (XVIII). Im Bistum Augsburg wurden in dieser Endphase des Krieges besonders der bekannte Familienforscher Pfarrer Josef Demleitner in Eschenlohe, die Seelsorger in Pürgen, Honsolgen und Erisried wegen staatsabträglichen Verhaltens gemäßregelt. Die drei letzten Berichte des Regierungspräsidenten von Schwaben für die Monate Januar bis März 1945 enthalten allerdings keine Angaben mehr über das Verhalten der Kirchen und Kirchendiener.

Zusammenfassend kann nur noch auf die allgemeine Bedeutung dieser Veröffentlichungen auch für die jüngste Zeit der Augsburger Bistumsgeschichte hingewiesen werden. Sie zeigen, daß der Widerstand gegen den Nationalsozialismus im Bereich der Diözese Augsburg – aus welchen Gründen auch immer – weniger von der Bistumsleitung, als von einzelnen mutigen Priestern und Laien, besonders auch von jungen Christen getragen wurde. So werden diese Berichte ungewollt zu einem ehrenden Zeugnis für den Mut und die Treue vieler Geistlicher und Laien. Diese Bände sind also nicht nur für den Historiker und Politologen, sondern auch für den Seelsorger und die Gemeinden, besonders

auch für die jungen Christen, die sich mit der Problematik des Nationalsozialismus auseinandersetzen, gerade in den Detailberichten von großem Interesse, bieten sie doch u. a. authentisch anschauliches Material über den Alltag des kirchlichen Lebens in der Zeit des Dritten Reiches. Peter Rummel

Georg Kempfer, Ortsgeschichte Behlingen-Ried. St. Ottilien 1983, 215 Seiten, 20 Farb- und Schwarzweißbilder

Als „Dank an das Fleckchen Erde, das dem Verfasser zweite Heimat wurde und an die Menschen, die hier leben“ möchte Pfarrer Georg Kempfer dieses Buch verstanden wissen, das er in mühevoller Arbeit zusammengestellt hat. Vielleicht sehen es manche Kritiker nicht als eine Aufgabe des Bistumsgeschichtsvereins an, Ortschroniken vorzustellen, aber diese Ortsgeschichte von Behlingen-Ried, vom Eos-Verlag recht geschmackvoll gestaltet, zeigt doch beachtliches Niveau und zeugt von einer langjährigen Beschäftigung mit der Materie. Der gesamte Text, mit Ausnahme des Kapitels über den Burgstall „Burgstehlinger“, stammt von Kempfer, letztgenannter Artikel von Otto Schneider. Der Aufbau dieser Heimatchronik ist gut gegliedert und auch für einen nicht so versierten Leser übersichtlich. Besonders hervorzuheben ist die Häusergeschichte, vor allem für den Ortskundigen von Interesse. Zur Pfarrerliste (S. 89) seien noch einige Ergänzungen erlaubt: Magister Johann Spring stammte aus Günzburg. Zwischen 1619 und 1630 pastorierten die Pfarrei Behlingen: Magister Georg Thurn von Dietenheim (1619), der 1607 an der Dillinger Universität immatrikuliert wurde, Georg Taubenschmid (1620), ebenfalls ein Dillinger Student, und Michael Glögglin von Nesselwang. Außerdem sind für alle Seelsorger nach dem Dreißigjährigen Krieg die Geburtsorte und Weihedaten bekannt.

Pfarrer Kempfer gebührt Dank für seine mühevollen Arbeit. Es wäre nur der Wunsch anzufügen, daß sich möglichst viele Pfarrer – trotz aller seelsorgerlichen Überbelastung – wenigstens kursorisch mit der Geschichte ihrer Pfarreien vertraut machen. Aus dem Wissen um die Vergangenheit sind manche Ortsprobleme leichter zu verstehen und auch einzelne Fehler zu vermeiden. Die Beschäftigung mit der Geschichte einer Pfarrei kann viel Freude bereiten und sehr reizvoll sein. Peter Rummel

Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte, Organ des Geschichtsvereins der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Bd. 1, 1982, 329 Seiten. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen.

„1978 feierte die Diözese Rottenburg-Stuttgart ihr 150jähriges Bestehen. Dies gab Anlaß, auch in die Geschichte zurückzublicken . . . So tauchte (wieder

einmal) der Gedanke auf, einen eigenen Geschichtsverein zu gründen“ (S. 317). Diese Einleitung der Vereinschronik nennt den Grund zur Errichtung des Geschichtsvereins der Diözese Rottenburg-Stuttgart, die im November 1979 unter dem Protektorat des Bischofs Dr. Georg Moser erfolgte. Nun liegt als eigenes Publikationsorgan das erste sehr umfangreiche Jahrbuch vor, das nicht im Selbstverlag, sondern mit entsprechender finanzieller Unterstützung der Diözese bei Thorbecke, Sigmaringen, erscheint. Allein diese Tatsache spricht für die Bedeutung, die das Bistum der Publikationsreihe zumißt. Über die innere Organisation des Vereins und die Aufgaben, die er übernehmen wird, gibt die Satzung (S. 320) Auskunft. Dem Vorstand, der sich aus sieben Mitgliedern zusammensetzt, gehören u. a. die Professoren Tüchle, Reinhardt und Köhler an. Der Verein will vor allem wissenschaftliche Arbeiten zur Geschichte der Diözese anregen, fördern und publizieren, die in der Erforschung der regionalen Kirchengeschichte tätigen Kräfte zusammenfassen und die diözesangeschichtlichen Kenntnisse durch Vorträge, Führungen und Tagungen fördern. Eine der Hauptaufgaben aber ist die Herausgabe des Rottenburger Jahrbuches.

Der erste und vorliegende Band gliedert sich nach einem Grußwort des Bischofs in fünf große Abschnitte: Aufsätze (S. 11–206), Quellen (S. 207–246), Miscellen (S. 247–254), Buchbesprechungen (S. 255–316), Vereinsnachrichten (S. 317–323). Ein Abkürzungsverzeichnis und ein kombiniertes Orts- und Personenregister schließen das Jahrbuch ab. Wenn auch im 1. Abschnitt beim Leser der Eindruck entsteht, als ob hier – mehr zufällig – bereits gehaltene Vorträge oder schon vorhandene Manuskripte zusammengetragen worden sind, so bieten die einzelnen Aufsätze – aus der Sicht eines Nichtdiözesanen – viel Wissenswertes. Ein weiter Bogen wird von der Ära des Dritten Reiches bis zur Pelagiuskirche in Rottweil gespannt. So berichten Paul Kopf über Bischof „Joannes Baptista Sproll und seine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus“ (S. 11–19), Joachim Köhler über den Minister und württembergischen Staatspräsidenten Eugen Bolz (S. 21–32), Rudolf Reinhardt über „Die kirchliche Barocklandschaft Oberschwabens: Voraussetzungen und Grundlagen“ (S. 33–45), Artur Angst über die Totenklage im Barock (S. 47–58) und Philipp Schäfer über „Johann Michael Sailer und die Aufklärung“ (S. 60–68). Nicht nur zeitlich, auch inhaltlich fällt der nachfolgende, mehr als 70 Seiten umfassende Aufsatz von Walter Fürst aus der Reihe: Theologie und Praxis. Über Perspektiven und Schicksale der Tübinger Theologie in ihrer praktischen Version von J. S. Drey und J. Ev. Hirscher bis J. Ev. Kuhn und F. X. Linsemann. Es geht um die Fragen: In welcher Weise haben die Theologen der Tübinger Schule, die nicht als einheitlicher Begriff zu fassen ist, die praktischen Dimensionen des Christlichen wahrgenommen und bewußt in ihre theologischen Theoriebildungen aufgenommen? Ergeben sich aus den historischen Einsichten Ansatzpunkte und Kriterien für Lösungsmöglichkeiten in der gegenwärtigen Problemlage?

Gibt es eine Verbindung von Wissenschaft und Praxis, Freiheit und Forschung und Autorität der christlichen Überlieferung?

Die nachfolgenden Aufsätze befassen sich mit lokaler Kirchengeschichte. Die tridentinische Reform im Landkapitel Mergentheim (Peter Th. Lang), Geschichte der Pfarreien der Stadt Rottenburg (Adalbert Baur) und die Pelagiuskirche in Rottweil (Ludwig Ragg). Im Quellenteil veröffentlicht Joachim Köhler Briefe des Journalisten Ernst Zander an Jakob Röser in Mergentheim unter dem Thema: Ernst Zander und die ultramontane Bewegung in Württemberg. Zander (1802–1872), einer der großen katholischen Publizisten im 19. Jahrhundert, war u. a. Hauptschriftleiter der Neuen Würzburger Zeitung, Redakteur der Augsburgers Postzeitung und Herausgeber des Volksboten. In den vorliegenden 17 Briefen (1841–1848) bietet er einen Einblick in „die Praxis der katholischen Politik in Württemberg“.

Drei Miszellen befassen sich mit einer unbekanntenen Papsturkunde für Waldkirch, mit dem Sterbedatum des Erzbischofs von Lund und Bischofs von Konstanz, Johannes Weeze, und der Konfirmation des Konstanzer Bischofs Balthasar Merklin. Einen breiten Raum nehmen schließlich die 58 Buchbesprechungen ein. Es werden nicht nur Veröffentlichungen vorgestellt, die sich irgendwie auf die Diözese Rottenburg beziehen, sondern auch solche ganz allgemeiner Art. Wenn dieser Abschnitt entsprechend gekürzt und die Besprechungen mehr eingeschränkt würden, so gereichte es dem Jahrbuch sicher zum Vorteil. Im großen und ganzen aber kann man die Diözese Rottenburg-Stuttgart zu diesem 1. Jahresband nur beglückwünschen. Er wird auch in der Diözese Augsburg, dessen Gebiet sich bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts weit in den württembergischen Raum erstreckte, vor allem bei den Historikern großes Interesse finden.

Diese Verbindungen zwischen Rottenburg und Augsburg werden schon beim Durchblättern des Registers deutlich. Einige Schlagworte seien willkürlich genannt: Augsburg, Dillingen, Ottobeuren, die Bischöfe Kardinal Otto Truchseß von Waldburg (nicht Otto von Waldburg) und Johann Franz Schenk von Stauffenberg, der Dillinger und Landshuter Professor und späterer Bischof von Regensburg, Johann Michael Sailer. Diese mehr zufällig angeführten Namen könnten noch durch eine Reihe anderer ergänzt werden. Sie weisen auf viele Gemeinsamkeiten hin, die über die Grenzen zweier Kirchenprovinzen und zweier Bundesländer hinweg durch eine engere Zusammenarbeit der Diözesangeschichtsvereine von Rottenburg-Stuttgart und Augsburg vertieft werden könnten.

Peter Rummel

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Dom und Fronhof. Dom mit Drei-Königs-Kapelle und St.-Johannes-Kirche. Aus: Augsburgische Kirchenkalender 1783, Kupferstich. Unterzeichnet: Johann Wolfgang Baumgartner. Stecher: Johann und Josef Klauber, Augsburg. Foto: Stadtbildstelle Augsburg.
- Abb. 2: Clemens Wenzeslaus, Stich von J. G. Schleich 1783 in: J. A. Steiner, Acta selecta ecclesiae Augustensis. 2 Tle. Augsburg 1785. Foto: Josef Kaltenegger, Dillingen.
- Abb. 3: Kempten, Stiftskirche St. Lorenz, Der Grundriß. Zeichnung von J. Serro vor Mai 1654. Vorlage und Aufnahme: Hauptstaatsarchiv Stuttgart N 201 Nr. 14.
- Abb. 4: Kempten, Stiftskirche St. Lorenz, Der Aufriß der Südfront. Zeichnung von J. Serro vor Mai 1654. Vorlage und Aufnahme: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, N 201 Nr. 14.
- Abb. 5: Kempten, Stiftskirche St. Lorenz, Ansicht der Südseite um 1935 (Roediger, Taf. 9).
- Abb. 6: Kempten, Stiftskirche St. Lorenz, Aufblick in den Mittelraum des Chores. Aufnahme: Brigitte Hecht-Lang 1983.
- Abb. 7: Kempten, Stiftskirche St. Lorenz, Innenraum gegen Osten. Aufnahme: Brigitte Hecht-Lang 1983.
- Abb. 8: Kempten, Stiftskirche St. Lorenz, Emporeneinbau in der Gebälkzone des Mittelschiffs. Aufnahme: Brigitte Hecht-Lang 1983.
- Abb. 9: Kempten, Stiftskirche St. Lorenz, Gesimszone des Mittelschiffs. Aufnahme: Brigitte Hecht-Lang 1983.
- Abb. 10: Kempten, Stiftskirche St. Lorenz, Ansicht der Westfront nach dem im Jahre 1900 erfolgten Ausbau der Türme. Aufnahme: G. Bischofberger, Kempten.
- Abb. 11: Kempten, Stiftskirche St. Lorenz, Skizzenhafte Rekonstruktion des zum Teil ausgeführten Entwurfs von Michael Beer. Maßstab etwa 1:800. Fassade Konrad Hecht; Südfront, Grundrisse und Schnitte Thomas Ludwig.
Die Skizzen können nur das Entwurfskonzept Beers wiedergeben, ohne dabei alle auftretenden Einzelheiten zu klären.
- Abb. 12: Kempten, Stiftskirche St. Lorenz, Skizzenhafte Rekonstruktion des Umbauprojekts Johann Serros, Maßstab etwa 1:800. Fassade mit perspektivisch verkleinerter Kuppel Konrad Hecht, Aufriß der Südansicht als Umzeichnung des Plans Abb. 4, Grundrisse und Schnitte Thomas Ludwig.
- Abb. 13: Pfarrkirche Fremdingen, Außenansicht um 1900. Foto: R. Raab.
- Abb. 14: Pfarrkirche Fremdingen, Innenansicht um 1900. Foto: R. Raab.
- Abb. 15: Neue Pfarrkirche Fremdingen 1905. Foto: R. Raab.
- Abb. 16: Pfarrkirche Fremdingen, Innenansicht 1975. Foto: Fischer Oettingen.
- Abb. 17: Titelblatt und Titelkupfer des Johannes Nepomuk-Buches von Anton C. Mack. Bibliothek Neresheim A 496. Foto: Abtei Neresheim.
- Abb. 18: Titelblatt der Predigt zu L'tzen des hl. Johannes Nepomuk von Johann L. Lohbronner. Bibliothek Neresheim H. 167. Foto: Abtei Neresheim.

- Abb. 19: Titelblatt des Duns-Scotus-Werkes von W. Geyß, Augsburg 1700. Teil I: Die philosophische Lehre. (Abtei Neresheim, Barockbibl. Sign. T 348). Foto: Abtei Neresheim.
- Abb. 20: Titelkupfer zu W. Geyß, Johannes Duns Scotus, Augsburg 1700 und 1706, (sowohl im phil. wie im theol. Teil der Studie) (Abtei Neresheim, Barockbibl. T 348). Foto: Abtei Neresheim.
- Abb. 21: Kupferstich der gesamten Klosteranlage der Abtei Neresheim, errichtet durch Abt Simpert Niggel (1682–1706, † 1711). Von Raphael Simon (Zeichnung) und Jeremias Kilian, Kupferstecher/Augsburg 1706.
Baubeginn: Wirtschaftshof 1695, 23. April; Baumeister: Valerian Brenner/Günzburg-Augsburg. Barockkloster 1699, 10. April; Baumeister: Michael Wiedemann-Untereichingen.
Auf der rechten Seite des Stichs Abt Simpert Niggel, in türkischer Kleidung in Erinnerung an seine Reise nach Konstantinopel 1699–1701: (einziges bisher bekanntes Bild des Erbauerabtes der Abtei Neresheim). Foto: Abtei Neresheim.
- Abb. 22: Die barocke Klosteranlage in Neresheim im Jahre 1706 (Beigabe des Kupferstichs zu T 348/I. W. Geyß, Joh. Duns Scotus, Teil II).
Älteste Ansicht der Barockanlage der Ulrichsabtei auf dem Härtsfeld. Foto: Abtei Neresheim
- Abb. 23: Dillingen, ehem. Priesterseminar. Johann König, Hl. Hieronymus als Einsiedler. Foto: Foto Fink, Dillingen.
- Abb. 24: Dillingen, ehem. Priesterseminar. Bildnis des Kardinals Hl. Robert Bellarmin. Foto: Stadtbildstelle Augsburg.
- Abb. 25: Biberbach, Wallfahrtskirche. Dominikus Zimmermann, Detail von einem Scagliola-Antependium. Foto: Karl Kosel, Biberbach.
- Abb. 26: Dillingen, ehem. Priesterseminar. Johann Heinrich Schönfeld, Haupt des hl. Johannes des Täufers. Foto: Karl Kosel, Biberbach.
- Abb. 27: Augsburg, Bischöfliches Ordinariat. Johann Heinrich Schönfeld, Der hl. Hieronymus vernimmt die Posaune des Jüngsten Gerichts, Detail. Foto: Karl Kosel, Biberbach.
- Abb. 28: Dillingen, ehem. Priesterseminar. Johann Christoph Storer (Werkstatt), Der hl. Stanislaus Kostka rettet das Konvikt durch seine Fürbitte aus Feuersnot. Foto: Karl Kosel, Biberbach.
- Abb. 29: Dillingen, ehem. Priesterseminar. Johann Christoph Storer (Werkstatt), Die Muttergottes überreicht dem hl. Antonius von Padua das Jesuskind. Foto: Karl Kosel, Biberbach.
- Abb. 30: Dillingen, ehem. Priesterseminar. Joh. Chr. Storer (Werkstatt), Der hl. Stanislaus Kostka rettet das Konvikt, Detail. Foto: Karl Kosel, Biberbach.
- Abb. 31: Dillingen, ehem. Priesterseminar. Johann Georg Melchior Schmidner, Hl. Joseph mit dem Jesuskind und den Erzengeln Michael, Raphael und Gabriel. Foto: Foto Fink, Dillingen.
- Abb. 32: Hailtingen, Pfarrkirche. Johann Georg Melchior Schmidner, Hochaltargemälde „Die sieben Gaben des Hl. Geistes“. Foto: Karl Kosel, Biberbach.

Mitarbeiter

- Dorn Ludwig, GR., Pfarrer i. R., Alpenstr. 23, 8945 Legau
 Fischer Hermann, Oberstudienrat, Deutsche Str. 85, 8750 Aschaffenburg
 Hecht Konrad, Dr. Ing., Professor, 3300 Braunschweig †
 Huber Alexander, Dr. phil., Neptunstr. 12, 8900 Augsburg 21
 Kosel Karl, Dr. phil., Diözesankonservator, 8901 Biberbach
 Layer Adolf, Dr. phil., Gymnasialprofessor i. R., Örtelstr. 10, 8880 Dillingen
 Lingel Klaus, Lehrer, Schopfloher Str. 7, 8864 Fremdingen
 Rummel Peter, Dr. theol., Professor, Hackenbergstr. 1, 8880 Dillingen
 Sprandel Viktor, Dr. med., Lexenrieder Weg 3, 8908 Krumbach
 Sprandel Peter, Karwendelstr. 92 b, 8900 Augsburg
 Wagner Franz, Kustos, Barockmuseum Salzburg, A-5024 Salzburg
 Weißenberger P. Paulus OSB, Dr. phil., Bibliothekar, 7086 Neresheim
 Wohnhaas Theodor, Dr. phil., Akademischer Direktor, Hartmannstr. 89,
 8520 Erlangen

Vorstandschafft

des Vereins für Augsburgs Bistumsgeschichte e.V.
Fronhof 4, 8900 Augsburg, Telefon (08 21) 31 66-3 22

- | | |
|------------------|---|
| 1. Vorsitzender: | Dr. Peter Rummel, Professor, 8880 Dillingen |
| 2. Vorsitzender: | Bischofsvikar, Prälat Martin Achter, 8900 Augsburg |
| Schriftführer: | Dr. Karl Kosel, Diözesankonservator, 8901 Biberbach |
| Kassier: | Ursula Winter, Verwaltungsangestellte, 8902 Neusäß |
| 1. Beisitzer: | Dr. Adolf Layer, Gymnasialprofessor i. R., 8880 Dillingen |
| 2. Beisitzer: | Pater Ägidius Kolb, Stiftsarchivar, 8942 Ottobeuren |
| 3. Beisitzer: | Dr. Hans Frei, Bezirksheimatpfleger, 8900 Augsburg |
| 4. Beisitzer: | Dr. Pankraz Fried, Universitätsprofessor, 8902 Heinrichshofen |

Mitgliederstand:

am 1. 10. 1983: 894, davon 51 Tauschpartner

Verstorbene Mitglieder

Klotz Alfons, Bundesbahnnamtman i. R., 8900 Augsburg	25. 5. 1982
Reinhard Leonhard, GR., Pfarrer, 8898 Schrobenhausen	18. 8. 1982
Hoffer K., 4787 Geseke/Eringerfeld	18. 8. 1982
Böhm Erwin, Architekt, 8900 Augsburg	23. 10. 1982
Schaule Anton, GR., Stadtpfarrer und Dekan, 8900 Augsburg	11. 11. 1982
Heider Josef, Dr., Archivdirektor i. R., 8858 Neuburg	20. 11. 1982
Sossau Alois Joseph, Verw.-Beamter i. R., 8000 München	27. 11. 1982
Steuer Alfred, GR., Benefiziat, 8902 Neusäß	22. 12. 1982
Wille Josef, Pfarrer und Dekan, 8950 Kaufbeuren	6. 1. 1983
Burger Otto, GR., 8077 Reichertshofen	17. 6. 1983
Baur Georg, GR., Pfarrer, 8963 Waltenhofen 1	21. 6. 1983
Dorner P. Josef, SDB, GR., Pfarrvikar, 8941 Buxheim	12. 7. 1983
Ernst Johannes, GR., Pfarrer i. R., 8850 Donauwörth	19. 7. 1983
Grimm Josef, 8940 Memmingen	18. 9. 1983

Bilanz mit Gewinn- und Verlustrechnung zum 31. Dezember 1982

für Verein für Augsburgener Bistumsgeschichte e.V.
Fronhof 4, 8900 Augsburg

Auftragsgemäß erstellte ich für den

Verein für
Augsburger Bistumsgeschichte e.V.
Fronhof 4 – 8900 Augsburg

anhand der mir vorgelegten Geschäftsbücher und Unterlagen sowie der mir erteilten Aufschlüsse

Schlußvermögensübersicht per 31. 12. 1982
Gewinn- und Verlustrechnung vom 1. 1.–31. 12. 1982

Die Schlußvermögensübersicht und die Gewinn- und Verlustrechnung sind als Anlagen beigegeben.

Die Vermögenswerte bestehen ausschließlich in Bank- und Postscheckguthaben sowie Wertpapieranlagen, welche in der Vermögensübersicht per 31. 12. 1982 detailliert ausgewiesen sind.

Die Übereinstimmung sämtlicher Salden zum Bilanzstichtag mit den dazugehörigen Saldenbestätigungen und Auszügen der Bankinstitute wird hiermit bestätigt.

Augsburg, den 3. März 1983

Eugen Hahn
Steuerbevollmächtigter
Gesundbrunnenstraße 17
8900 Augsburg

Schlußvermögensübersicht per 31. 12. 1982

AKTIVA	DM	DM
Bankguthaben Bayer. Vereinsbank Nr. 8 100 365		5 575,73
Bankguthaben Liga Bank Augsburg Nr. 40 120 910		676,66
Sparguthaben Bayer. Vereinsbank Kto. Nr. 18 100 550		418,39
Sparbrief Bayer. Vereinsbank Kto. Nr. 18 141 086		12 446,93
Sparbrief Bayer. Vereinsbank Kto. Nr. 18 134 063		41 725,70
Sparbrief Bayer. Vereinsbank Kto. Nr. 18 149 613		17 461,68
Wertpapierdepot Bayer. Vereinsbank Nr. 8 100 365:		
nom. 10 000,- 7,75 %ige Bundesobligationen (Kurs 101,10)		10 110,-
nom. 10 000,- 9 %ige Bundesobligationen (Kurs 103,75)		10 375,-
nom. 16 000,- 10,5 %ige Bayer. Vereinsbank (Kurs 107,60)		17 200,-
nom. 17 000,- 11 %ige Bayer. Vereinsbank (Kurs 109,-)		18 530,-
nom. 11 000,- Finanzierungs-Schätze Ausg. Jan. 82/12		10 978,61
Postscheckguthaben		416,31
Kassenbestand		-, -
Forderung Bischöfl. Finanzkammer		-, -
		145 915,01
PASSIVA		
Stand 1. 1. 1982	128 723,60	
Mehreinnahmen 1982	12 614,91	141 338,51
		141 338,51
<i>Verbindlichkeiten</i>		
Beitragseinnahmen für 1983 (1982 schon vereinnahmt)		4 080,-
Für Bischöfl. Finanzkammer vereinnahmte Bucherlöse (Weitergabe erfolgt erst 1983)		496,50
Sonstige Verbindlichkeiten		-, -
		4 576,50
		145 915,01

Gewinn- und Verlustrechnung vom 1. 1.–31. 12. 1982

	Ausgaben DM	Einnahmen DM
Mitgliederbeiträge		16 347,46
Spenden		3 305,50
Bucherböser Jahrbücher u. Register		3 429,50
Bank- und Wertpapierzinsen		12 288,83
Kursgewinne Wertpapiere		3 216,-
Kosten Jahrbuch	39 798,20	
./.. Zuschuß BFK	20 000,-	19 798,20
Porti für Jahrbuchversand	1 271,20	
Bankspesen und Gebühren	87,50	
Buchprüfungskosten	621,50	
Mitgliederwerbeaktionen,		
Honorare, Bücher	3 213,50	
Ausgaben Jahresversammlung	483,05	
Beitrag Bayer. Geschichtsverein	114,30	
Sonstiges	383,13	
	25 972,38	38 587,29
Mehreinnahmen 1982:	12 614,91	
	38 587,29	38 587,29

Anmerkung: Ergänzend zu den oben aufgeführten Aufwendungen ist anzumerken, daß die BFK für den Verein für Augsburgener Bistumsgeschichte e. V. in nicht unerheblichem Umfang Leistungen im Verwaltungsbereich erbringt, die nicht in Rechnung gestellt werden. Sie umfassen im einzelnen: Personalkosten – Raumkosten – Büromaterial – Telefon – Fotokopien sowie EDV-Arbeiten.

Konten des Vereins: Bayerische Vereinsbank Augsburg Nr. 8100365 (BLZ 720 200 70) Liga, Spar- und Kreditgenossenschaft Augsburg Nr. 40120910 (BLZ 720 903 00) Postscheckamt München Nr. 212900–802 (BLZ 700 10080)
Jahresbeitrag: DM 20,-

